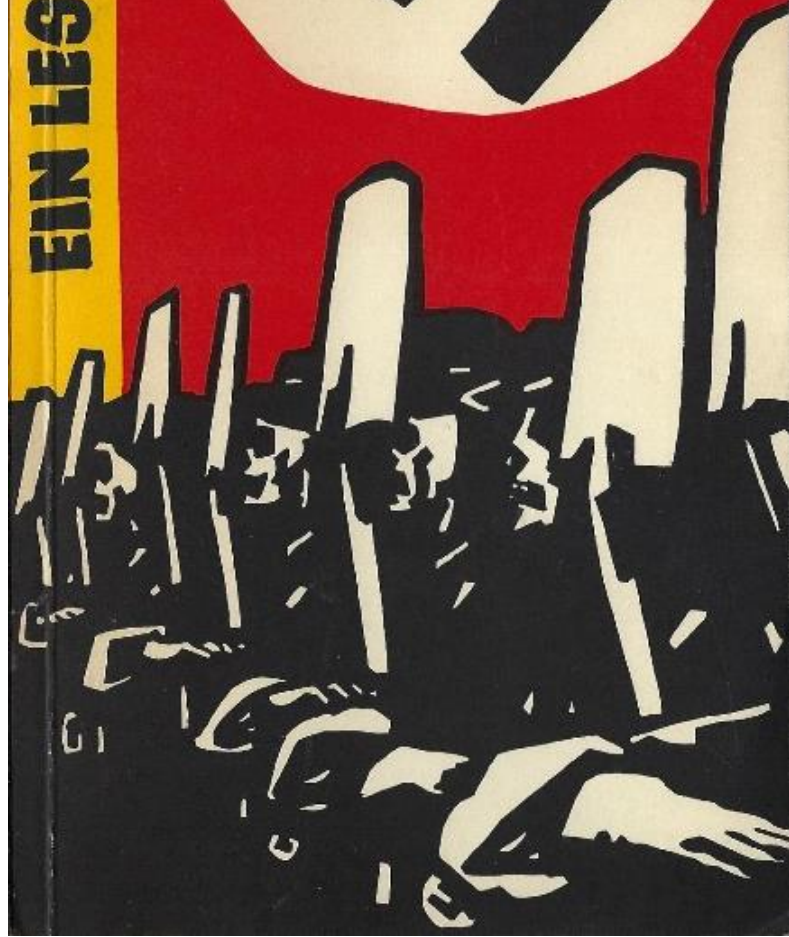


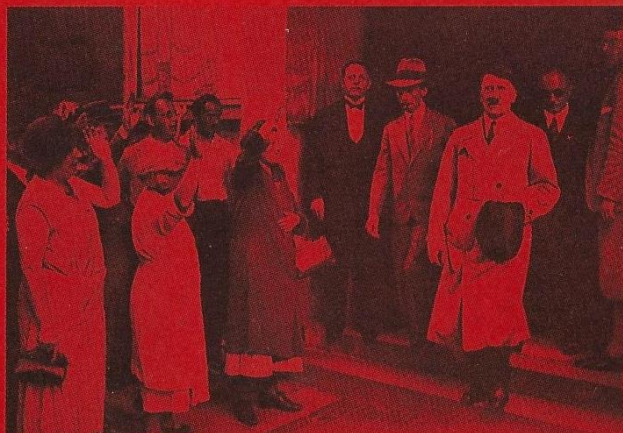
EIN LEBEBUCH

1933



HITLERS MACHTANTRITT – FAKTEN UND HINTERGRÜNDE / REICHSTAGSBRAND / DER BEGINN DES TERRORS / DAS ERMÄCHTIGUNGSGESETZ VOR DEM REICHSTAG – DIE REDEN VON HITLER UND WELS / FASCHISMUS UND ARBEITERBEWEGUNG / 1. MAI 1933 / DIE BÜCHERVERBRENNUNG / REICHSTAGSBRANDPROZESS / PORTRÄT DES NATIONALSOZIALISMUS

Beiträge von Ernst Ottwalt / Rudolf Olden / Friedrich Stampfer / Oskar Maria Graf / Alfred Kantorowicz / Stephan Hermlin / Franz Jung / Egon Erwin Kisch / Wolfgang Langhoff / Leo Lania / Carl von Ossietzky / Gustav Regler / Arthur Rosenberg / Fritz Sternberg / Leo Trotzki / Ilja Ehrenburg / Erich Weinert / Horst Lommer u.a. / Dokumente und Materialien / Zeittafel und Literaturhinweise / Fotos und Faksimiles



LitPol LeseBücher 3

ISBN 3-88279-019-9

(14,80)



Hitler und Reichspräsident von Hindenburg am «Tag von Potsdam» (21.März 1933). Hitler stellte sich als Bewunderer Hindenburgs dar, um von der NSDAP noch nicht eroberte nationalistische Kreise gewinnen zu können.

1933

Ein Lesebuch

Herausgegeben von Thomas Friedrich

LitPol

Umschlagentwurf: NIL Fricke (Künstlergruppe Ratgeb)

© 1980 by LitPol Verlagsgesellschaft mbH, Olivaer Platz 11,
1000 Berlin 15, Tel. 030 / 344 74 88.

Alle Rechte vorbehalten.

Satz: Gegensatz (030/6123037)

Herstellung: Fuldaer Verlagsanstalt GmbH

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

ISBN 3 - 88279 - 019 - 9

RUDOLF OLDEN

IN DIE MACHT

Allzu leicht wird das Geschehene als notwendig, das Gewordene als unvermeidbar angesehen. So wird auch, gerade von manchen seiner Feinde, Hitlers Sieg betrachtet. Eines scheint nicht glaubhaft: dass die Besitzenden in Deutschland die nationalsozialistische Parteidiktatur herbeiführen mussten, um sich der andringenden revolutionären Kräfte zu erwehren. Diese Kräfte allein bedeuteten keine Gefahr. Aber war der Staat ohne Hitlers Hilfe stark genug, sie niederzuhalten?

Konnte die Diktatur ohne ihn und gegen ihn errichtet werden? So ist das Problem gestellt.

Der Aufstieg Hitlers war vorüber, bevor er in die Regierung berufen wurde. Von der Schlappe, die der uralte Hindenburg ihm in der historischen Audienz am 13. August 1932 beibrachte, hat er sich aus eigener Kraft nicht mehr erholt. Der Zenith seiner Laufbahn als Demagog war erreicht mit der Reichstagswahl vom 31. Juli 1932, die ihm dreizehn Millionen und siebenhunderttausend Stimmen, siebenunddreissig Prozent aller abgegebenen einbrachte.

Auch diesmal wieder, wie bei der Reichspräsidentenwahl wenige Monate vorher, war die Partei zum schnellen Ergreifen der Macht bereitgestellt. Die SA war auf marschiert, Berlin eingekreist.

Es fehlte nur, dass Hitler die Mehrheit errang, statt einer stattlichen Minderheit, und die Ernennung zum Reichskanzler. Was man Bartholomäusnacht nennt oder «Drei Tage Strasse frei» oder «Nacht der langen Messer» wäre dann gekommen: das heisst der Terror, der Hitlers Regierung in die Diktatur verwandelt hätte. Hätte die Reichswehr auf nationalsozialistische «Volksgenossen» schiessen sollen, um Kommunisten, Sozialdemokraten und Pazifisten zu schützen? Wer hätte ihr den Befehl geben sollen, der sienötigte, gegen ihre Natur zu handeln!

Der Unterschied zwischen Mussolini und Hitler zeigt sich auch darin, dass der Italiener vor der Ernennung marschieren liess. Hitler war entschlossen, nur nach der Ernennung den Marsch anzutreten. Das ist seine Form der Legalität. Auch am 9. November 1923 hat er, beileibe, nichts gegen die bewaffnete Macht unternehmen wollen. Und trotzdem hat die Landespolizei auf

ihn und seine Leute, sogar auf Ludendorff, den Kugelschutz, ge-
feuert. Hitler ist kein Eroberer, er war es nie. Er bietet sich den
Starken an, die Schwachen zu vernichten, – das ist seine Mission.

Goebbels hat vor der unglücklichen Audienz des Parteiführers
bei dem Reichspräsidenten in sein Tagebuch notiert: «Wenn
man uns nicht die Möglichkeit gibt, mit dem Marxismus abzu-
rechnen, dann ist unsere Machtübernahme vollkommen zweck-
los.» Der Satz charakterisiert die Lage ausgezeichnet. «Man»
muss den Terroristen erlauben, Terror anzuwenden. Weiter geht
ihr Wagemut nicht. «Man», das ist die Legitimität, die Hitler
stets anerkennt, die Behörde, die er immer als die vorgesetzte
betrachtet hat: die Reichswehr. Er braucht die Berufung durch
den Reichspräsidenten und das Placet der Armee, sonst wird er
seine Gewalthaufen nicht loslassen.

Im nationalsozialistischen Lager sah man der Entscheidung
mit Bangen entgegen. Was wird sein, wenn Hitler das doppelte
Mandat nicht erhält? «Dann gibt es einen furchtbaren Rück-
schlag... Dann wird eine gewaltige Depression in der Bewegung
und Wählerschaft die Folge sein,» notiert Goebbels in sein Tage-
buch. «Und dabei haben wir nur dieses eine Eisen im Feuer.»
Nach der Audienz schreibt er: «Unter den Parteigenossen herrscht
grosse Hoffnungslosigkeit; die SA ist verzweifelt.»

Zur Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung war jeder Grund
vorhanden.

Der Reichskanzler von Papen, Brünings Nachfolger, war nicht
weniger als irgendein anderer entschlossen, Hitlers demagogi-
schen Erfolg auszunützen und den Demagogen selbst beiseite zu
schieben. Den geschmeidigen Unterhändlern aus der Wilhelm-
strasse war der grosse Redner keineswegs gewachsen. Der Gene-
ral von Schleicher und Meissner, Hindenburgs Staatssekretär, hat-
ten ihm das Versprechen abgenommen, die Regierung Papen zu
unterstützen. Auf der Lausanner Konferenz, im Sommer 1932,
wo die Siegermächte endgiltig auf Reparationen verzichteten,
brüstete Papen sich, er sei der erste Reichskanzler, hinter dem
das ganze deutsche Volk stehe.

Das wirkt in Berlin wie ein blutiger Witz. Denn inzwischen ist
die nationalsozialistische Presse schon zum Generalangriff gegen
«das Kabinett der Barone» übergegangen.

Schon wiederein Wortbruch? Ein Missverständnis, sagt Hitler.
Der Ungewandte muss sich dauernd mit «Missverständnissen»
aus den Schlingen seiner Versprechungen und Ehrenworte ret-

ten. Dabei gehen die schlauerer Partner darauf aus, ihm Fallen zu stellen. Sie wissen genau, dass er, wollte er selbst, auf den Kampf um die Macht nicht mehr verzichten kann.

Papen setzt sich zur Wehr. Auf seine Art. Aber gerade seine Art ist am besten geeignet, Hitler zu treffen. Er ist der Mann mit den Industrie Verbindungen. Er appelliert an die Geldgeber. Das wirkt: das Geld, das unerschöpflich schien, wird knapp.

Hitlers Propagandaapparat ist ins Gigantische gewachsen. Zu den Dutzenden von Zeitungen, die noch immer kosten, statt zu bringen, ist ein grossartiger Konsum von Plakaten, Handzetteln, Pamphleten getreten.

Dem Palais, das Hitler in München als «Braunes Haus» eingerichtet hat, folgen andere Braune Häuser in vielen grossen und mittleren Städten des Reichs, - und kein Land hat so viel grosse Städte wie Deutschland! - endlich auch ein Palais in Berlin.

Dem entspricht der Beamtenstab, der die unzähligen Bureauzimmer füllt. Die nationalsozialistische Partei hat, wie ein Staat, Zentralämter für jedes Staatsressort, und jedes Zentralamt hat seinen eigenen Körper in den Provinzen und Kreisen. Die Zahl der Parteibeamten, - Amtswalter heissen sie, - geht buchstäblich in die Hunderttausende. Sie allein füllen an vielen Orten Versammlungen von zweitausend, fünftausend, zehntausend Hörern.

Ober- und Unterführer haben sich an ein grosses, erregendes Leben gewöhnt, teure Hotels, Autos, Flugzeuge, Wein und Sekt. Was kann es darauf ankommen, immer einen Tag vor dem Sieg?

Am meisten aber kostet die Parteiarmee. Der Zulauf hält an, und jeder, der sich meldet, wird aufgenommen. In Deutschland gibt es im Jahr 1932 sechs Millionen registrierte Arbeitslose. Es ist «das schwerste Jahr seit hundert Jahren», wie es der Deflationist Brüning vorahnend genannt hat. Kein Wunder, dass die SA wächst und wächst. Wenn nichts anderes, gibt es hier doch ein braunes Hemd, Bärenstiefel, Zigaretten, ein warmes Zimmer, «Wehrsport» und Krawalle.

Das alles kostet, kostet laufend Millionen.

Es gibt viele Arten der Finanzierung. Die Versammlungen, in denen die grossen Führer sprechen, bringen Geld ein. Natürlich bedeuten auch die Mitgliederbeiträge etwas. Dann ist die örtliche Nötigung und Erpressung weit gediehen. Wozu hat man Skandalblätter? Wozu sind Spiegelscheiben da, als um sie gelegentlich einzuschlagen? Geschäftsleute, die in Ruhe ihr Ge-

schäft betreiben wollen, zahlen, je nach Temperament vorher oder nachher. Aber das Alles reicht nicht, reicht auch nicht annähernd, wenn plötzlich die grossen Subventionen ausbleiben.

Ein grosses Spiel spielen die nationalsozialistischen Führer. Die Redensarten, die früher läppisch klangen, sind jetzt wahr geworden. «Morgen ein nationales Deutschland oder wir tot», – das war im Bürgerbräu noch leere Renommisterei. Aber jetzt ist ein Kampf um die Macht entbrannt, der nur mit einer Katastrophe enden kann. Mit der Katastrophe des Staats oder mit der Katastrophe der Partei, des Staats im Staate. Es gibt nun keine Hemmungen mehr, kann keine mehr geben.

Allein, was Hitler und seine Leute an Versprechungen leisten I Lassen wir ihn mit seinen eigenen Worten erzählen, wie Politiker ein Wahlprogramm zusammenstellen: «Sie horchen im lieben Volk herum, beschnüffeln die Presseerzeugnisse und riechen so langsam heraus, was das liebe breite Volk gerne haben möchte, was es verabscheut und was es sich erhofft. Jede Berufsgruppe, ja jede Angestelltenklasse wird genauestens studiert und in ihren geheimsten Wünschen erforscht... Der Bauer erhält den Schutz seiner Landwirtschaft, der Industrielle den Schutz seiner Ware, der Konsument den Schutz seines Einkaufs, den Lehrern werden die Gehälter erhöht, den Beamten die Pensionen aufgebessert, Witwen und Waisen soll in reichlichstem Umfang der Staat versorgen, der Verkehr wird gefördert, die Tarife sollen erniedrigt und gar die Steuern, wenn auch nicht ganz, aber doch so ziemlich abgeschafft werden. Manchesmal passiert es, dass man doch einen Stand vergessen oder von einer im Volk umlaufenden Forderung nichts gehört hat. Dann wird in letzter Eile noch hineingeflickt, was Platz hat, so lange, bis man mit gutem Gewissen hoffen darf, das Heer der normalen Spiesser samt ihren Weibern wieder beruhigt zu haben und hochbefriedigt zu sehen. So kann man innerlich also gerüstet im Vertrauen auf den lieben Gott und die unerschütterliche Dummheit der wahlberechtigten Bürger den Kampf um die 'neue Gestaltung' des Reiches, wie man sagt, beginnen...»

Als der Führer noch offen Wähler und Majoritäten verachtete, hat er so die Wahlvorbereitung der Parteien geschildert. Nun befolgt er selbst das Rezept.

Den Grossen, Industriellen wie Agrariern, sind schon früher hinter geschlossenen Türen ihre Zusagen gemacht worden, denen sie vertrauen. Aber was nun allen anderen in der prallen Öffentlich-

keit gelobt wird! Den kleinen Kaufleuten das Ende der Warenhäuser. Den Handwerkern die Bevorzugung vor den Fabrikanten. Jedem Landarbeiter seine Siedlungsstelle. Jeder Bauer, das steht fest, wie verbrieft, bekommt am ersten Tag des Dritten Reichs Schuldenfreiheit und zwanzigtausend Mark in bar. Die SA wird vom Staat übernommen, wird die Armee. Jeder Amtswalter ist am Tag der Tage ein pensionsberechtigter Staatsbeamter. Goebbels schwört in einer Riesenversammlung, dass am Tag nach der Machtübernahme, am Tag nachher, keine Arbeitslosigkeit mehr in Deutschland sein würde. Schliesslich, als ein Verkehrsstreik in Berlin ausbricht, verbündet sich die SA mit den Kommunisten, sie begehen gemeinsam Sabotage, werfen gemeinsam Steine in die Strassenbahnwagen. Auch Das ist so gut wie ein Versprechen: es verspricht den Arbeitern die Führung des Klassenkampfes. Auch die Arbeiter haben Wahlstimmen!

Die Legalität, die so oft beschworene Absage an die Gewalt, wird löcherig. Sie muss, wenigstens was die Bürgerguerilla betrifft, endlich zum Teufel gehen.

Früher einmal hat Hitler gedroht, jeden Parteigenossen, der tötet, auszuschliessen. Das ist, wenigstens formal, hie und da _ auch geschehen, fetzt, als in dem oberschlesischen Ort Potempa nationalsozialistische Rowdies zwei Gegner grausam meucheln und ein mutiges Gericht die Täter zum Tod verurteilt, telegraphiert Adolf Hitler den Mördern: «...mit euch in unbegrenzter Treue verbunden. Eure Freiheit ist von diesem Augenblick an eine Frage unserer Ehre...» Es ist der Endkampf um die Macht: was soll da noch zarte Rücksicht?

Nicht nur die Hemmungslosigkeit, auch die Anstrengung ist unbegrenzt. Was die Spitzengruppe an Schreiben, Verhandeln, Reisen, Reden leistet, ist ungeheuer. Der Rundfunk ist der Wahlpropaganda verschlossen. Vor jeder Wahl, - und wann wäre keine Wahl? - braust Hitler mit dem Flugzeug von Ort zu Ort, spricht Tag für Tag in drei, in vier Massenversammlungen. Er spricht sogar, gegen sein Prinzip, am Vormittag, zu wachen, statt zu müden Hörem. Sein Pressechef, der ihn begleitet, berechnet, dass er in dem einen Jahr fünfzigtausend Kilometer im Flugzeug, dazu fünfundzwanzigtausend im Auto zurückgelegt und dass er vor fünfzehn Millionen Menschen gesprochen hat. Und er spricht in jeder Versammlung Stunden. Denn so sind es seine Anhänger gewöhnt. Wenn Massenleistung Leistung ist, - welche Leistung!

Und nun, da die Demokratie in Deutschland schon lange ausser Kraft gesetzt, sinnlos und wirkungslos geworden ist, hat jede Stimme einen ungeheuren Wert. Immer wieder muss er den Machthabern beweisen, dass er unentbehrlich geworden ist, dass ohne ihn nicht regiert, auch nicht diktiert werden kann.

Trotzdem ist der Niedergang unaufhaltsam. Schon drei Monate nach der Reichstagswahl, die den grössten Erfolg, dreizehneinhalb Millionen Stimmen und zweihundertdreissig Mandate brachte, am 6. November 1932 wird wieder gewählt.

Es ist das erste Mal, dass die Partei einen Rückschlag erlebt. Sie verliert zwei Millionen Stimmen, vierunddreissig Mandate.

Aber so geht es weiter. In Thüringen wird gewählt. Die Partei verliert vierzig Prozent der Stimmen, die sie noch im Juli hatte. In Sachsen sind Gemeindewahlen. Die Verluste gehen teilweise bis zu fünfzig Prozent. In Bremen wird gewählt. Es ist das Gleiche.

Die Kommunisten gewinnen Stimmen. Das würde Hitler nicht schaden. Wenn wirklich die Gefahr einträte, dass die kommunistische Partei zu einer beträchtlichen Minderheit würde, – was noch lange keine kommunistische Gefahr wäre, – so würde das Hitler erst recht als Retter erscheinen lassen, er würde den Mächtigen um so teurer sein. Aber die Deutschnationalen holen auf, die kleinen Rechtsparteien nehmen wieder zu. Das Monopol Hitlers auf die nationalistischen Stimmen ist gebrochen.

Sein Prestige schwindet. Das deutlichste Symptom dafür ist der Geldmangel.

Goebbels nennt «die Kassenlage der berliner Organisation trostlos».

Er spricht von «rigorosen Sparmassnahmen». Was das bedeutet für eine Bewegung, die, schon allzulang, in einem Zustand krankhafter Euphorie ist!

«Nur Ebbe, Schulden und Verpflichtungen, dazu die vollkommene Unmöglichkeit, nach dieser Niederlage irgendwo Geld in grösserem Umfange aufzutreiben.»

Ein andermal notiert er: «Wir müssen die Gehälter im Gau abbauen...» Aber die hohen Gehälter bedeuteten einen guten Teil der Siegesgewissheit!

Wieder ein anderes Mal: «In der Organisation herrscht schwere Depression. Die Geldsorgen machen jede zielbewusste Arbeit unmöglich.»

Lieferanten stehen vor dem Zusammenbruch. Sie haben auf Hoffnung verkauft. Die Opfer für die nationalsozialistische Par-

tei waren keineswegs nur eine politische Spekulation. Man antwortet den Bedauernswerten: je mehr sie drängten, desto geringer werde die Aussicht, dass sie jemals bezahlt würden. Die rauhe Sprache des unpfändbaren Schuldners. Das wird in der feindlichen Presse abgedruckt und erhöht die Panik.

Schliesslich schickt man die SA auf die Strasse sammeln. Halb bettelnd, halb drohend stehen sie an allen Strassenecken und klappern mit den Büchsen.

Ende Dezember schreibt Goebbels nieder: «Das Jahr 1932 war eine ewige Pechsträhne.» Das ist zwar höchstens halb richtig. Aber so kommt es ihm am Ende des Jahres vor.

Der realistischste unter den nationalsozialistischen Führern, Gregor Strasser, sieht den nahen Untergang vor Augen. Und wirklich ist die Situation ohne Ausweg.

Nach der ersten Wahlniederlage hat die nationalsozialistische Presse erklärt: die Mitläufer fallen ab, um so fester schliesst sich der Kern zusammen. Was jetzt verloren geht, sei nur Streusand. Aber wieviel Streusand ist noch unter den Wählern der zweihundert Abgeordneten? Und wie gross ist eigentlich der Kern? Wenn «man» aushält, wenn die Machthaber die Geduld haben, der Frage nach dem festen Kern auf den Grund zu gehen, so wird die Partei vielleicht schnell wieder bei den zwölf Mandaten von 1928 stehen. Noch wahrscheinlicher ist es, dass sie überhaupt verschwinden wird. Denn da sie alle sozialen Gegensätze vereinigt, da sie kein Programm hat, da sie Allen Alles versprochen hat, da sie ohne Tradition ist und der ärgste Hass unter kleinen und grossen Führern herrscht, da die Fülle der Widersprüche durch nichts überdeckt wird, als durch den rapiden Aufstieg, die unbegrenzten Gelder und die hitzige Arbeit, so muss der Niedergang schlimmen Zerfall zeitigen. Was wird man an Krach, an Enthüllungen, an Verleumdungen erleben! Es wird ein ungeheurer Gestank entstehen, der für lange Zeit den Nationalismus verpesten wird.

Tatsächlich steht man dicht vor solchen Ereignissen. Die Feinde der Nationalisten verhehlen ihre Genugtuung nicht, es regnet Spott und Hohn. In der Partei ist Unheilstimmung.

Gregor Strasser macht einen Versuch, zu retten, was zu retten ist.

Die letzte Phase der Geschichte Deutschlands vor dem Machtantritt Hitlers ist bestimmt von den Intrigen, die zwei Männer gegeneinander spinnen: Schleicher und Papen.

Beide sind gross in der Kunst.

Der General ist der Alt-Meister, der fast alles durchgesetzt, Parteien seinen Kurs aufgezwungen, Politiker wie Regimenter hin- und hergeschoben hat. Er kennt Jeden, der in der Gesellschaft der fünfhundert Regierenden mitspielt, hat alle schon einmal belogen und brutalisiert, und jedesmal ist es ihm gut ausgegangen.

Papen ist ein passionierter Amateur. Ulan, Generalstäbler, als Militärattache in Washington Organisator der Sabotage, kompromittiert und ausgewiesen, nach dem Krieg politischer Dilettant, katholischer Romantiker und Imperialist, den niemand ernst nimmt. Gerade noch ging sein Ehrgeiz dahin, Gesandter in Luxemburg oder auch in München zu werden, als Schleicher ihn zum Kanzler macht. Er ist leichtfertig, aber auch mutig, ein Spieler, der nicht nur am Kartentisch gern «Banco» sagt. Dabei schusselig, fahrig, mit einer unglücklichen Hand begabt, – fast Alles misslingt, was er unternimmt. Oder Das, was ihm gelingt, schlägt zum Übel aus.

Schleicher machte Papen zum Reichskanzler. Der erreichte die Streichung der Reparationen, – die Ernte von Brünings Arbeit, – und zerstörte die letzte republikanische Machtposition: er jagte, mit der Reichswehr, die demokratischen preussischen Minister aus ihren Amtsstuben. Es war die Diktatur, die er errichtete, ohne «Strasse frei», ohne Judenverfolgungen, ohne Konzentrationslager, ohne Hitler, die Diktatur der Respektablen, – so wenig respektabel Papen persönlich sein mag.

Die Grundfrage wirft sich auf, die für Hitler die Lebensfrage ist: ob ohne ihn, das heisst gegen ihn, diktiert werden kann. In Deutschland werden für hochpolitische Fragen militärische Antworten gesucht. Im Kreis des Generalstabs, der Reichskanzler von Papen darf dabei sein, wurde das Problem als «Kriegsspiel» durchgespielt: kann die Reichswehr Nationalsozialisten und Kommunisten zugleich im Schach halten? Die Antwort der militärischen Pythia ist: Nein, sie kann es nicht.

Papen, der Spieler, fuhr in den Ministerrat und teilte mit: Das Ergebnis sei Ja gewesen. Er wollte die Diktatur nicht mit den Nationalsozialisten teilen. Schleicher, nun Reichswehrminister, war krank. Aber sein Vertreter stand auf und sagte: der Reichskanzler lügt, die militärische Kabbala, das Kriegsspiel, hat Nein geantwortet. Die Minister, die Papens und seiner Tricks müde waren, gaben ihm ein Misstrauensvotum, als er von der Reichs-

wehr desavouiert wurde. Er nahm ein hitziges Rachebedürfnis gegen Schleicher mit sich.

Der General selbst wird Reichskanzler. Der Drahtzieher muss jetzt agieren. Aber er steht vor demselben Problem wie Papen. Er macht einen neuen Versuch, die Nationalsozialisten einzuordnen, zu zähmen.

Das Wort Vizekanzler taucht wieder auf. Aber diesmal ist es Gregor Strasser, der Vizekanzler werden soll. Strasser sagt sich: Wenn es beschlossen ist, dass Hitler nicht Reichskanzler werden wird, so könnte die Partei doch durch seine Teilnahme an der Regierung gerettet werden. Schleicher bringt Strasser zu Hindenburg. Und der Reichspräsident versichert ihm: «Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als preussischer General, ich werde den **böhmischen Gefreiten niemals zum deutschen Reichskanzler** machen!» Das sind Hindenburgs Worte, wie sie Gregor seinem Bruder Otto überliefert hat. Nach Gregors Tod versichert Otto es unter seinem Eid. Aber es ist überdies wahrscheinlich, dass sie dem Sinn nach gesprochen worden sind. Von denen, die sie hörten, lebt nur noch Hindenburgs Sekretär Meissner. Und er lebt in Deutschland. Er ist Hitlers Staatssekretär, wie er der Eberts war. Als Zeuge ist er nicht verwendbar.

Hindenburg ist fast fünfundachtzig Jahre alt. Im Wahlkampf um die Präsidentschaft hat ihm Hitler zugerufen: «Ich bin mehr als vierzig Jahre jünger als Sie! Ich werde noch lange da sein, wenn Sie tot sind!» Aber er kann nicht warten, er hat keine Zeit mehr zu verlieren. Und wenn der uralte Mann nur noch ein Jahr, nur noch ein halbes Jahr lebt und er bleibt fest, so ist die Partei zerfallen und der Zauber ist zu Ende.

Strasser sucht schon seine Ministerkollegen aus. Das sind Frick, Stöhr, Hierl, die Nüchternen und Arbeitsamen unter Hitlers Mitarbeitern.

Hitler stellt zwei Bedingungen: Keine Neuwahlen! Und die Partei muss saniert werden. Er ist keineswegs unbeugsam. Es wäre auch Wahnsinn, wenn er es wäre. Er muss glücklich sein, gerettet zu werden.

Göring und Goebbels, die beiden Brillanten, haben nichts von der nüchternen Lösung zu hoffen, aber alles von ihr zu fürchten. Sie sind beide seit langem mit Strasser verfeindet. Goebbels, den Strasser aus dem Dunkeln holte, hat ihn verraten. Und Göring grollt, weil Strasser ihm das rettende Mandat versagte, als er nach dem münchner Putsch ins Ausland geflohen war. Jahre des

Exils verdankt er ihm. Für Beide ist kein Ministerfauteuil vorgesehen, wenn Strasser in die Regierung eintritt. Viel wahrscheinlicher ist, dass man ihnen weit härtere Sitzgelegenheiten bereitet. Sie verbünden sich mit Papen, Schleichers Gegenspieler.

Die Geschichte läuft einer dramatischen Spitze zu. Hitler ist schon auf dem Weg nach Berlin, wo der Pakt geschlossen werden soll. Mitten in der Nacht, der Zug hält in Jena, klopft es an seiner Schlafkabine. Göring und Goebbels sind ihm entgegengefahren. Sie bringen die Nachricht: Es ist nicht wahr, dass Hindenburg unversöhnlich ist. Strasser hat gelogen, Verrat geübt, Er wollte an des Führers Stelle ins Ministerium eindringen.

Es gibt wenig Augenblicke in Hitlers Leben, die sein Wesen in so grellem, durchleuchtendem Licht zeigen, wie die Wendung von Jena. Er kennt Gregor Strasser seit einem Dutzend Jahren. So lang hat der landshuter Apotheker in seinem Dienst gekämpft, trotz manchen Unterschieden der Auffassung treu und gehorsam. Noch in der Auseinandersetzung mit Otto Strasser, dem Rebellen, hat der Parteiführer selbst Gregors Hingebung gerühmt. Aber sein Weltbild ist so unsicher, dass er sofort glaubt, als ihm gesagt wird: Strasser ist ein Verräter.

So charakteristisch wie die innere Ungewissheit ist sein Zurückweichen vor einer Entscheidung. Wäre er ein Mann, wäre der Ausdruck finsterer Entschlossenheit, den er so gern seinen Zügen gibt, nicht nur Mache, Krampf, so müsste er die Minuten zählen, die ihn von Berlin trennen, wo er den Gegenspielern ins Gesicht sehen, der Wahrheit auf den Grund gehen kann. Aber er ist «der Österreicher», weich, bequem, scheu vor peinlichen Begegnungen. Oft scheint der stolze Titel «Führer» Hohn zu sein.

Nur ein paar Minuten hält der D-Zug in Jena. Aber sie genügen, um den Kurs herumzuwerfen. Statt nach Berlin, wo es hart auf hart geht, wo Entschlüsse gefasst werden müssen, springt Hitler aus dem Zug, fährt nach Weimar. Dort ist «Wahlkampf», die Gemein de Vertretungen werden neu zusammengesetzt. Nichts ist bequemer, süsser, als in Reden schwelgen und sich von begeisterten Anhängern bejubeln lassen. Dem echten Demagogen ist die Massenversammlung wie ein parfümiertes Bad.

Hitler Kann der Auseinandersetzung mit Strasser nicht entgehen. In Berlin hat man vergeblich gewartet. Aber endlich stehen die alten Freunde einander gegenüber. Inzwischen hat Hitler Zeit gehabt, sich mit zorniger Entrüstung zu laden. Gregor

hat seinem Bruder über Hitlers Anklage berichtet: «Ich war so entsetzt, so sprachlos, so fassungslos, dass ich nur fragen konnte: .Herr Hitler, trauen Sie mir tatsächlich eine solche Lumperei zu?»

Hitler erwidert Ja, und der stärkste, der populärste seiner Unterführer geht stumm hinaus und legt alle Parteiämter nieder. Er schweigt, als die nationalsozialistischen Zeitungen über ihn herfallen, als er offen Verräter genannt wird.

Es wird eine grosse Treuekundgebung für Hitler veranstaltet.

Wären die Deutschen Realisten, oder hätten sie nur ein sicheres Gefühl für männliche Haltung und für die Grenzen, die der Geschmack der Untertänigkeit zieht, die Partei würde den Exzess des Byzantinismus, die Orgie orientalischer Despotenanbetung nicht überleben. Nichts wird der Öffentlichkeit vorenthalten: wie sich die Knechte des Parteityrannen an ihn drängen, wie sie schmelzend «Mein Führer» lispeln, wie sie Treue und Liebe schwören, wie sie weinen. Ein Grosser ist gefallen, die Geliebten kriechen um Mandat, Einkommen, Stellung.

Selten wird das Wesen der Partei klarer, die ein homoerotisch gefärbter Männerbund ist, brutal nach aussen, im Innern effeminiert, ohne Mass, ohne Würde, sadistisch und süsslich zugleich.

Der Kreis, den Fürst Philipp Eulenburg um Wilhelm II. versammelte, wird in der Erinnerung lebendig. Der soziale Standard war in Liebenberg höher, Bildung und Weitblick reicher, die Sentiments sind die gleichen. Dort wie hier kriegerische Höflinge.

Die Gefahr für die Partei ist nicht geringer, weil Strasser, der sie erkannte, beseitigt ist. Im Gegenteil, der Sturz des «zweiten Führers», wie er genannt wurde, hat nicht wenige Anhänger gekostet. Auch dauert die Geldnot an. Die Bande lockern sich, Symptome des Untergangs tauchen auf. Goebbels spricht in seinem Tagebuch von den Ratten, die das sinkende Schiff verlassen, von Leichenfledderern, die an der Testamentsvollstreckung beteiligt werden wollen.

Hitler lässt melancholisch seine Gedanken zurückschweifen. Im vertrauten Kreis erzählt er von seiner dunklen Jugend, von den geringen Anfängen: Er führt sich den weiten Weg vor Augen, den er hinter sich gebracht hat, richtet sich an dem Rückblick auf. Es kann doch nicht an der letzten kleinen Strecke fehlen?

Aber er weiss, wie ernst es steht. Goebbels notiert, wie er stundenlang kummervoll durch seinen Hotelsalon marschiert. «Ein-

mal bleibt er stehen und sagt nur: «Wenn die Partei einmal zerfällt, dann mache ich in drei Minuten mit der Pistole Schluss'.» Wir sind wieder bei den Selbstmorddrohungen angelangt.

In einem der deutschen Liliputländer, in Lippe, 100.000 Einwohner, wird zum Landtag gewählt. Mit Mühe bringt die Partei das Geld zur Finanzierung des Wahlkampfs auf. Aber dann werden alle Kanonen der Agitation dorthin beordert. Hitler stürzt sich in die geliebte Erregung der Volksversammlungen. Er spricht in den kleinsten Dörfern, vor ein paar hundert Menschen. Tatsächlich, mit einem Apparat, der in lächerlichem Missverhältnis zum Gegenstand steht, gelingt es, Stimmen zu gewinnen, noch einmal erfolgreich zu sein. Aber wen kann das täuschen? Lippe, - das ist grotesk, das ist albern, das ist ein Symptom der Verzweiflung.

Da kommt die Rettung, Papen hat gut gearbeitet, der Untergang ist zunächst einmal vermieden: es gibt wieder Geld.

Der Geschäftige hat sich an die Quelle gewendet, die unversiegbar immer wieder Geld und Unheil für Deutschland verströmen lässt, die in ewigem Kreislauf Geld aus deutschem Unheil münzt, der immer wieder ver Hundertfacht vom Staat zurückfließt, was sie an Parteien gegeben hat. Papen war es, der das Rohr, das von der Schwerindustrie zu Hitler führte, verstopft hat. Er ist es, der es wieder öffnet.

In tiefem Geheimnis treffen sich Hitler und Papen in Köln bei dem Bankier von Schröder, der das Vertrauen der Männer von Kohle und Stahl genießt. In Goebbels Tagebuch erklingt der Jubelruf: «Wenn dieser Coup gelingt, dann sind wir nicht mehr weit von der Macht entfernt.»

Ein «Coup», Goebbels hat die richtige Bezeichnung gefunden. Von dem Zustand demokratischer Sauberkeit ist Deutschland schon weit entfernt.

Die Tatsache der Drei-Mann-Konferenz in Köln sollte unverbrüchlich geheim sein. Aber Hitler und Papen sind fotografiert worden, als sie das Haus des Bankiers betraten. Papen leugnet heftig. Da zeigt der General von Schleicher lachend die Bilder herum. Das Gerücht geht um, Papen und Hitler sollten wegen Hochverrats verhaftet werden. Aber Schleicher hat so lang an allen Fäden gezogen, dass er sich sicher, zu sicher fühlt. Goebbels kann, nur zwölf Tage nach der kölnischen Unterredung, vermerken:

«Die Finanzen haben sich sehr plötzlich gebessert.»

Wer die Macht Hitlers verstehen will, für Den ist es wichtig, zu bedenken, dass vor seiner Berufung zum Kanzler leere Wochen liegen. Noch ein paar grobe Vorstösse der Agitation. Aber er hat Zeit, ins Kino zu gehen, mit seinen Freunden zu speisen, kommende Dinge zu überlegen.

Die Nationalsozialisten nennen den Tag seiner Ernennung die «Machtübernahme». Kein schönes deutsches Wort, aber es bezeichnet die Sache richtig. Wenn sie gelegentlich von der Eroberung der Macht sprechen, so ist das flache Renommage aus der konterrevolutionären Terminologie.

Hitler «übernimmt» schliesslich, was «man» ihm anvertraut, er übernimmt es, die Macht für die Mächtigen auszuüben. Das ist alles. Er ist ihr Agent. Er ist kein Eroberer, kein Revolutionär. Er war es nie.

Der Endkampf, den Schleicher und Papen einander liefern, ist reich an kunstvoll gesponnenen Listen. Wird er einmal mit seinen Einzelheiten dargestellt werden, so wird er Bände füllen und sich wie ein Kriminalroman lesen. Mit Politik im tieferen Sinn hat er nichts zu tun.

Politik, Kampf der Weltanschauungen, ist ausgeschaltet aus dem deutschen öffentlichen Leben, seitdem das Parlament sich paralysiert hat. Es sind Vorzimmer- und Salongefechte, florettiert von erbitterten Hasardeuren. Es geht um Ehrgeiz, um Eitelkeiten, um Karriären, nicht um Prinzipien und nicht um das Wohl der Nation. Die Grundlage ist für alle gleich: Es wird aufgerüstet werden. Und es wird diktiert werden. Die bürgerlichen Freiheiten sind auf jeden Fall verloren, und mit ihnen die Arbeiterrechte, die in einem bürgerlichen Staat bestehen können.

Schleicher ist der echtere Vertreter der Gruppe, die in Preussen-Deutschland traditionell die Macht ausübt. Gutsbesitzerssohn, Nachkomme eines friderizianischen Offiziers, Gardeinfanterist, General, knorrig-jovial, arbeitswütig, Bürokrat, – nur, dass er Westfale ist, nicht Ostelbier, und selbst landlos, unterscheidet ihn vom hundertprozentigen Junker.

Dagegen Papen, Schlossherr, nicht Gutsherr, rheinischer Kavallerist, reich durch Industrie, katholisch, weitgereist, zu elegant, um vornehm zu sein, polyglott, ist mehr internationaler Klubmann, als preussischer Typ.

Beide sind zu schlau, zu windig, zu verlogen, um solid genannt zu werden. Als Typus ist Papen, der Romantiker, der mit der Religion und mit dem Traum vom Heiligen Deutschen Reich wie

mit Baccaratships spielt, der Abenteuerlichere, der Unsolidere. Aber er ist es, der den solideren Weg geht, der sich mit den stärkeren, mit den autochthonen preussischen Kräften verbrüdet. Und gerade mit diesen Kräften gerät Schleicher in Konflikt.

Beide suchen ihren Rückhalt im «Volk».

Für Papen ist das einfach: Hitler. Er scheut nicht vor der Wildheit, der Anarchie, der Korruption zurück, die sich in der nationalsozialistischen Partei vereinigt haben.

Schleicher macht einen tiefsinnigeren, geistreicheren Versuch. Er nennt sich – plötzlich, niemand konnte das nach seiner Vergangenheit ahnen, – «den sozialen General». Er möchte die Arbeitnehmervertreter aller Parteien zu Bundesgenossen gewinnen, verhandelt mit Gregor Strasser und mit sozialistischen und christlichen Gewerkschaftern. Die Armee und die Arbeiter, – das ist ein Plan, der an Scharnhorst, an Clausewitz, ja an Lassalle an klingt, kühn, vielleicht zukunftssträchtig. Ein Kreis von reaktionären Literaten hat ihn dem General eingegeben. Für ihn ist es Material zur Intrige. Weiter reicht sein Verständnis nicht.

Die Entscheidung muss für Den fallen, der über Hindenburgs Unterschrift verfügt. Der Uralte ist weit entfernt davon, die Dinge zu übersehen. Die sind kompliziert, und er war, bei aller klugen Geschicklichkeit, immer ein einfacher Kopf. Er ist jahrelang an dem Zügel gegangen, an dem Schleicher den Sohn und Adjutanten führte. Aber er hat eine späte Liebe zu dem eleganten Papen gefasst.

Komische kleine Umstände spielen mit. Das Palais des Präsidenten wird umgebaut. Er wohnt in der Reichskanzlei. Dort ist auch Papen wohnen geblieben, Schleicher hat seine alte Dienstwohnung nicht aufgegeben. Wenn Hindenburg durch die Korridore passiert, ist Papen hinter, neben ihm, erzählt, verdächtigt, argumentiert, nimmt die imbewachten Minuten wahr.

Aber etwas ganz Anderes bringt die Entscheidung. Weil er nun einmal der soziale General ist, hat Schleicher die Siedlungspläne seiner Vorgänger übernommen. Die Grossagrarien sind intolerant. Für sie ist Jeder, der nicht mit allen Staatsmitteln die Rittergüter restlos retten will, ein Agrar bolschewist. Sie attackieren ihn auf die grobe, unverschämte Art, die sie gewöhnt sind, sprechen von «marxistischer Regierung» und von «Ausplünderung der Landwirtschaft». Er versteht die Bedeutung der Frage nicht, lässt sich reizen, reagiert mit Heftigkeit.

Da ist ein heikles Gebiet, die Agrarsubventionen der «Ost-

hilfe», die in die Hunderte von Millionen gehen. Hier ist alles düster und muffig, in der Wärme der Kameraderie hat man sich die Steuergroschen geteilt, die dem verarmten Volk abgepresst sind. Schleicher, überheblich, gewöhnt, dass ihm alles durchgeht, lässt sich auf den Streit mit seinen eigenen Leuten ein. Er erlaubt, dass ein Zipfel der Osthilfe-Korruption gelüftet wird. Der Reichstag gibt, durch eine seiner Kommissionen, sein letztes Lebenszeichen: untersucht die Akten der Agrarhilfe. Die Presse stürzt sich auf das dankbare Thema. Ein ungeheurer Skandal bricht los.

Es ist ein absurdes Qui pro Quo, das endlich Hitler in die Reichskanzlei bringt.

In Schleichers Regierungsprogramm sind wenige Prozent des Grossbesitzes zur Siedlung bestimmt, den Agrariern soll nicht die Haut geritzt werden.

In den Programmschriften der nationalsozialistischen Partei ist zu lesen: «Wir fordern eine unseren nationalen Bedürfnissen angepasste Bodenreform, Schaffung eines Gesetzes zur unentgeltlichen Enteignung von Boden für gemeinnützige Zwecke, Abschaffung des Bodenzinses und Verhinderung jeglicher Bodenspekulation.» Und: «Am Anfang jeder Bodenreform hat eine feierliche Erklärung zu stehen, dass der Boden grundsätzlich als Eigentum des ganzen Volkes, des Staates anzusehen ist.» Und: «Jeder Bürger hat das Recht auf Zuweisung von mindestens so viel Boden, als zur Anlage einer Wohnheimstätte erforderlich ist.»

Aber schon 1928 hat Hitler diesen Punkt des Parteiprogramms, das «unabänderlich» sein sollte, für das «unter Einsatz des eigenen Lebens rücksichtslos einzutreten» die Führer der Partei gelobt hatten, mit einem Federstrich beseitigt. Die «Erklärung», mit der er die radikale Forderung verschwinden liess, ist einzigartig an Kühnheit in der Geschichte der Parteien: «Gegenüber den verlogenen Auslegungen des Programms der NSDAP von Seiten unserer Gegner ist folgende Feststellung notwendig. Da die NSDAP auf dem Boden des Privateigentums steht, ergibt sich von selbst, dass der Passus ‚Unentgeltliche Enteignung‘ nur auf die Schaffung gesetzlicher Möglichkeiten Bezug hat, Boden, der auf unrechtmässige Weise erworben wurde oder nicht nach dem Gesichtspunkt des Volkswohls verwaltet wird, wenn nötig, zu enteignen. Dies richtet sich demgemäss in erster Linie gegen die jüdischen Grundspekulationsgesellschaften.»

Wie mit einem Zauberstab ist der Programmpunkt, der die Enteignung der gar nicht jüdischen Grossgrundbesitzer verlangt, in einen Akt des Antisemitismus verwandelt. Es ist Hitler wieder einmal gelungen, «bestehende mächtige Einrichtungen sich geneigt zu machen». Die Junker erklären sich für den österreichischen Agitator.

Dabei sind die Nationalsozialisten gerade in der Sache der Osthilfe in eine böse Lage gekommen. Sie haben selbst heftige Anklagen gegen deutschnationale Grossgrundbesitzer gerichtet. Denn sie stehen ja in der Front gegen die «Barone» und gegen die Partei Hugenbergs. Aber zu gleicher Zeit gehören die radikalsten Sachwalter grossagrarischer Interessen zur nationalsozialistischen Partei und blinzeln ihren Klassengenossen beruhigend zu: sie sollen die nun einmal notwendige Demagogie nicht missverstehen.

Jedenfalls, Hitler persönlich hat das Vertrauen der Grossagrarien. Wenn er nur erst an der Macht ist, so fühlen sie sich gesichert.

Ihren Standesgenossen Schleicher aber halten sie für fähig, dass er «Agrar bolschewismus» treibt, das heisst die bankrottesten Rittergüter zur Liquidation freigibt.

Schleicher muss weg! Das ist ihre Parole. Die Parole ist stark, weil Hindenburg selbst Rittergutsbesitzer ist, weil er die Not seiner Kollegen am besten kennt. Denn sein Rittergut ist eines der unrentabelsten. Deshalb ist es ihm zum achtzigsten Geburtstag geschenkt worden, damit er so eng wie möglich an die Gemeinschaft der Bankerrotteure gekettet wird.

Schleicher muss weg, der Osthilfeskandal muss aufhören, -noch aus einem anderen Grund. Weil die Intimsten des Palais am tiefsten aus dem Staatssäckel geschöpft haben. Weil Hindenburgs Sohn selbst mit Empfehlungen und Interventionen von Freunden und Kameraden an der Verteilung der Subventionen mitgewirkt hat. Er muss zittern. Jeder Tag, jedes neue Zeitungsblatt kann seinen Namen bringen, wenn nicht endlich die Akten geschlossen werden.

Als Schleicher die Vollmacht verlangt, die seine beiden Vorgänger hatten, die Hindenburg sogar einem Sozialdemokraten geben wollte: den Reichstag aufzulösen, wird sie ihm verweigert.

Noch einmal, zum wievielten Male, fangen die Verhandlungen mit Hitler an. Er könnte eine neue Wahl nicht überstehen. Er

würde mit hundertfünfzig, vielleicht mit hundertzwanzig Mandaten zurückkehren. Seine Partei würde eine Partei wie andere Parteien sein. Der Zauber wäre vorbei.

Und würde die Schwerindustrie noch einmal zahlen?

Müssen nicht im Augenblick, da die Partei praktische Arbeit leisten soll, die Interessengegensätze an den Tag kommen? Wird sich nicht zeigen, dass Allen Alles versprochen wurde?

Dann ist bald das Ende da.

Und diesmal, endlich, soll er Reichskanzler werden!

Auch jetzt wollen ihn die feinen Leute ausnützen. Man schachtet über Ministersitze. Man setzt ihm Papen als Vizekanzler, als Aufsicht, als Hofmeister, ins Kabinett. Man nimmt ihm das Ehrenwort ab, dass er unter keinen Umständen Veränderungen im Ministerium vornehmen wird. Die Reichswehr wird einem General gegeben, das Auswärtige Amt einem Diplomaten, die Finanzen einem Beamten. Auch der Führer des Stahlhelms bekommt ein Portefeuille. Ist Hitler nicht an Händen und Füßen gefesselt? Was bekommt er eigentlich? Ein nicht existierendes Luftamt für Göring. Und das bedeutungslose Reichsinnenministerium, dem kein Beamtenkörper untersteht, «die Dame ohne Unterleib», für Frick. Weder Röhm noch Goebbels werden zugelassen. Hugenberg sichert sich sämtliche Wirtschaftsämter. Nun soll der Agitator, der wilde Mann sich rühren!

Es wird endlos, schweisstriefend verhandelt. So gross die Not ist, so geht doch Alles langsam, zäh, mühevoll. Das hundertmal verworfene Konzept gefällt nicht einem der Teilnehmer.

Da droht Schleicher. Er hat seinen kühnen Plan neu gefasst. Seine Gewerkschaften sollen Generalstreik machen. Und die Potsdamer Garnison wird nach Berlin marschieren. Die Armee und die Arbeiter!

Als englische Korrespondenten den Entwurf melden, ist plötzlich das Kabinett fertig.

Wie schnell es jetzt geht, nachdem es lange so langsam gegangen ist, mag man an einer Episode sehen. Der Stahlhelm sollte das Arbeitsministerium bekommen. Am Abend ist Seldte, der «Erste Führer», nicht zu erreichen, er ist mit Privatem beschäftigt. Also nimmt man den Zweiten. Das ist der Oberstleutnant, **den die nationalsozialistische Presse kurz vorher als** Judenstämmeling enthüllt hat. Hitler hat nichts dagegen einzuwenden. Düsterberg steht am Morgen unter den Anderen, im Staatsgewand, die unterschriebene Bestallung in den Händen, - als

Seldte atemlos hereinstürzt. Der Zweite Führer tritt ab, und der Erste wird, ohne die Unterschrift des Staatsoberhaupts, vereidigt.



Am Abend paradieren SA, SS, Stahlhelm, viele Zehntausende, stundenlang mit Fackeln durch die Wilhelmstrasse. An dem einen Fenster steht Hindenburg, riesige monumentale Figur.

Und am anderen Hitler, zitternd, nervös, sich krampfhaft zur Ruhe zwingend.

Er ist angelangt.

(Rudolf Olden, Hitler. Amsterdam 1935, S.250-268.)

DAS TREFFEN ZWISCHEN HITLER UND PAPEN AM 4. JANUAR 1933

Erklärung unter Eid

Ich, Kurt Freiherr von Schroeder, nachdem ich darauf aufmerksam gemacht worden bin, dass ich mich wegen falscher Aussage strafbar mache, stelle hiermit unter Eid freiwillig und ohne Zwang Folgendes fest: [...]

Als die Lage in Deutschland sich unter Schleicher als Kanzler in

den letzten Monaten des Jahres 1932 weiter verschlechterte, sahen Hitler und Papen ein, dass es vielleicht am günstigsten wäre, wenn sie zu einer Zusammenarbeit kommen könnten. Als ich Papen im Dezember sah, sagte er mir: «Ich glaube, dass es jetzt vielleicht möglich wäre, eine Zusammenkunft herbeizuführen, um die strittigen Punkte aufzuklären. Wir müssen eine Möglichkeit zur Zusammenarbeit der Rechtsparteien finden.» Dies ist die Vorgeschichte der Zusammenkunft Hitlers und Papens in meinem Hause.

Am 4. Januar 1933 trafen Hitler, von Papen, Hess, Himmler und Keppler in meinem Hause in Köln ein. Hitler, von Papen und ich begaben uns in mein Arbeitszimmer, wo eine zwei Stunden dauernde Besprechung stattfand. Hess, Himmler und Keppler nahmen an der Besprechung nicht teil, hielten sich aber im Nebenzimmer auf. Keppler, der behilflich gewesen war, diese Zusammenkunft zu arrangieren, kam von Berlin; von Papen kam allein von seinem Haus an der Saar; und Hitler brachte Himmler und Hess mit sich, da sie zu einer Wahlversammlung in Lippe unterwegs waren. Die Verhandlungen fanden ausschliesslich zwischen Hitler und Papen statt, ich nahm keinen Anteil daran. Die Besprechung begann ungefähr 11.30 Uhr morgens, und der erste Punkt, der von Hitler zur Sprache gebracht wurde, war die Frage, warum es notwendig gewesen wäre, die zwei Nazis, die den Kommunisten in Schlesien umgebracht hatten, zu bestrafen. [...]

Weiterhin führte Papen aus, dass er es für das Beste halte, eine Regierung zu formen, bei der die konservativen und nationalen Elemente, die ihn unterstützt hatten, zusammen mit den Nazis vertreten seien. Er schlug vor, dass diese neue Regierung womöglich von Hitler und Papen zusammen geführt werden sollte. Daraufhin hielt Hitler eine lange Rede, in der er sagte, dass, wenn er zum Kanzler ernannt würde, Anhänger von Papen als Minister an seiner (Hitlers) Regierung teilnehmen könnten, sofern sie gewillt wären, seine Politik, die viele Änderungen bestehender Zustände verfolgte, zu unterstützen. Er skizzierte diese Änderungen, einschliesslich der Entfernung aller Sozialdemokraten, Kommunisten und Juden von führenden Stellungen in Deutschland und der Wiederherstellung der Ordnung im öffentlichen Leben. Von Papen und Hitler erzielten eine prinzipielle Einigung, durch welche viele der Punkte, die den Konflikt verursachten, beseitigt werden konnten und eine Möglichkeit der Zusammenarbeit gegeben war. Es wurde vereinbart, dass weitere Einzelheiten noch zu bearbeiten seien und dass dies in Berlin oder (an) einem sonstigen geeigneten Platz vorgenommen werden könne. Dies erfolgte, wie ich später erfuhr, in einer Zusammenkunft mit Ribbentrop. Die Besprechung in meinem Hause endete um ungefähr 1.30 Uhr. Wir drei begaben uns dann zusammen mit Hess, Himmler und Kepp 1er zu Tisch, wobei über

allgemeine Dinge Konversation gemacht wurde. Um ungefähr 4 Uhr verliessen alle Gäste mein Haus.

Diese Zusammenkunft zwischen Hitler und Papen am 4. Januar 1933 in meinem Hause in Köln wurde von mir arrangiert, nachdem Papen mich ungefähr am 10. Dezember 1932 darum ersucht hatte.



Hitler und Papen am «Tag von Potsdam» (21.März 1933)

Bevor ich diesen Schritt unternahm, besprach ich mich mit einer Anzahl von Herren der Wirtschaft und informierte mich allgemein, wie sich die Wirtschaft zu einer Zusammenarbeit der beiden stellte. Die allgemeinen Bestrebungen der Männer der Wirtschaft gingen dahin, einen starken Führer in Deutschland an die Macht kommen zu sehen,» der eine Regierung bilden würde, die lange an der Macht bleiben würde. Als die NSDAP am 6. November 1932 ihren ersten Rückschlag erlitt und somit also ihren Höhepunkt überschritten hatte, wurde eine Unterstützung durch die deutsche Wirtschaft besonders dringend. Ein gemeinsames Interesse der Wirtschaft bestand in der Angst vor dem Bolschewismus und der Hoffnung, dass die internationalen Sozialisten – einmal an der Macht – eine beständige politische und wirtschaftliche Grundlage in Deutschland herstellen würden. Ein weiteres gemeinsames Interesse war der Wunsch, Hitlers wirtschaftliches Programm in die Tat umzusetzen, wobei ein wesentlicher Punkt darin lag, dass die Wirtschaft sich selbst lenken sollte zur Lösung der von der politischen Führung gestellten Probleme. Zur praktischen Durchführung dieses Programmpunktes erwartete man, wie es ja später auch geschah, dass die gesamte Wirtschaft auf einer neuen Basis organisiert werden würde, und zwar in Verbänden, denen sämtliche wirtschaftliche Unternehmungen, im Gegensatz zu den damals bestehenden Verbänden, beitreten mussten, deren Führung durch Wirtschaftler und Kaufleute selbst erfolgen würde, die selbst für einen Ausgleich der Produktion zu sorgen hätten, so dass notgedrungen diese neuen Verbände mehr Einfluss ausüben könnten als früher. Weiterhin erwartete man, dass eine wirtschaftliche Konjunktur durch das Vergeben von grösseren Staatsaufträgen werden würde.

In diesem Zusammenhang sind zu erwähnen: eine von Hitler projektierte Erhöhung der deutschen Wehrmacht von 100'000 auf 300'000 Mann, das Bauen von Reichsautobahnen und die Kredite, die der öffentlichen Hand (Länder, Gemeinden etc.) gegeben werden sollten zum Bauen von neuen und Verbesserungen von bereits bestehenden Strassen, Aufträge zur Verbesserung des Verkehrswezens, insbesondere der Reichsbahn, und Förderung solcher Industrien wie Automobil- und Flugzeugbau und der damit verbundenen Industrien.

Es war allgemein bekannt, dass einer der wichtigsten Programmpunkte Hitlers die Abschaffung des Vertrages von Versailles darstellte und die Wiederherstellung eines sowohl in militärischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht starken Deutschlands. Es war klar, dass in einem starken Deutschland auch die Wirtschaft aufblühen werde, und es war darüber hinaus klar, dass wirtschaftliche Stärke eine Stellung bedeutete, in der Deutschland nicht mehr vom Ausland abhängig sein würde. Diese Bestrebungen, Deutschland

autark zu machen, wurden von gewissen wirtschaftlichen Unternehmungen möglicherweise nicht aus Idealismus, sondern aus nackter Profitgier begrüßt, als (im Original: also) eine Möglichkeit, den eigenen Machtbereich zu vergrössern. Eine solche Möglichkeit war zweifellos auf dem Gebiet der Erzeugung des synthetischen Öls und Kautschuks gegeben.

Das wirtschaftliche Programm Hitlers war der Wirtschaft allgemein bekannt und wurde von ihr begrüßt.

(Aus der eidesstattlichen Erklärung des Freiherrn Kurt von Schroeder vor der Amerikanischen Untersuchungsbehörde des Internationalen Militärgerichtshofes in Nürnberg zu den Verhandlungen in seinem Hause in Köln am 4. Januar 1933. Zit. nach: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Band 4, Berlin/DDR 1966, S. 604-607.)

FRIEDRICH STAMPFER

SCHLEICHERS STURZ, HITLERS ERNENNUNG UND DER REICHSTAGSBRAND

Je mehr sich der Geschichtsschreiber dem Augenblick nähert, mit dem die Geburt des Dritten Reiches beginnt, desto schwerer wird seine Aufgabe. Denn das Gelände wird immer unübersichtlicher, das Gewirr der Intrigen immer undurchdringlicher. Dennoch gibt es auch auf diesem schwierigen Gebiet einen guten Führer, nämlich den Propagandaminister Goebbels, der wenigstens in dem, was er unvorsichtiger Weise zum Nachteil seiner Partei ausplaudert, unbedingt zuverlässig ist.

Folgen wir seinen Aufzeichnungen in seinem schon zitierten Buch «Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei», so können wir feststellen, dass von der Novemberriederlage bis zu einem gewissen Zeitpunkt in der NSDAP eine wahre Verzweiflungsstimmung geherrscht hat. Da liest man:

6. November: «Jede neue Meldung bringt eine neue Niederlage.»

7. November: «Unter der Wählerschaft herrscht vielfach Verzweiflung.»

11. November: «Ich nehme einen Bericht über die Kassenlage der Berliner Organisation entgegen. Diese ist ganz trostlos. Nur Ebbe, Schulden und Verpflichtungen, dazu die vollkommene Unmöglichkeit, nach dieser Niederlage irgendwo Geld in grösserem Umfang aufzutreiben.»

Nach Ausbruch der Strasser-Krise verschärft sich diese Stimmung noch:

6. Dezember: «Die Lage im Reich ist katastrophal. In Thüringen haben wir seit dem 31. Juli nahezu 40 Prozent Verlust erlitten.»

8. Dezember: «In der Organisation herrscht schwere Depression. Die Geldsorgen machen jede zielbewusste Arbeit unmöglich... Wir sind alle sehr deprimiert, vor allem im Hinblick darauf, dass nun die Gefahr besteht, dass die ganze Partei auseinanderfällt und alle unsere Arbeit umsonst getan ist.. Der Führer... bleibt stehen und sagt nur: «Wenn die Partei einmal zerfällt, dann mache ich in drei Minuten mit der Pistole Schluss.»

15. Dezember: «Es wird höchste Zeit, dass wir an die Macht kommen. Vorläufig allerdings bietet sich nicht die geringste Aussicht.»

In dieser Tonart geht es über Weihnachten weiter. Dann aber bricht ein neues Motiv durch, das zunächst ganz leise anklingt, bald aber stärker wird, um sich schliesslich zum Fortissimo des Triumphes zu erheben.

29. Dezember: «Es besteht die Möglichkeit, dass der Führer in einigen Tagen eine Unterredung mit Papen hat. Da eröffnet sich eine neue Chance.»

4. Januar: «Die Unterredung zwischen dem Führer und Herrn von Papen in Köln hat stattgefunden. Sie sollte geheim bleiben, aber durch eine Indiskretion ist sie in die Öffentlichkeit gedrunken ... Wenn dieser Coup gelingt, dann sind wir nicht mehr weit von der Macht entfernt.»

6. Januar: «In Anbetracht der erfreulich fortschreitenden politischen Entwicklung findet man kaum noch die Lust, sich um die schlechte Finanzlage der Organisation zu kümmern. Kommen wir diesmal zum Streich, so spielt das alles keine Rolle mehr.»

14. Januar: «Schleicher hat einen schweren Konflikt mit dem Landbund heraufbeschworen ... Das passt uns im Augenblick gut in den Kram.»

21. Januar: «Die Vorarbeiten für den Sturz Schleichers sind in vollem Gange.»

24. Januar: «Im neuen Kabinett, das der Führer übernimmt, soll Herr von Papen Vizekanzler werden. Schleichers Stellung ist jetzt stark gefährdet. Er scheint im Augenblick noch nichts zu ahnen. Sein Sturz wird über Nacht kommen. Nun fällt er, so wie er so manchen anderen zu Fall gebracht hat.»

27. Januar: «Besprechung mit massgebenden Herren vom Reichslandbund. Jetzt steht alles gegen Schleicher auf.»

30. Januar: «Es ist fast wie ein Traum. Die Wilhelmstrasse gehört uns. Der Führer arbeitet bereits in der Reichskanzlei.»

1. Februar: «Der Führer ist bester Stimmung... nach den furchtbaren Zeiten schwerster Depression gibt es wieder zum ersten Male eitel Glück und Sonnenschein.»

Auf ein so wertvolles Zeugnis gestützt, wird der Geschichtsschreiber folgende Feststellungen treffen können:

Als Schleicher begann, war die Partei Hitlers dem Bankrott nahe, von innerer Auflösung bedroht, Hitler selbst spielte mit dem

Selbstmord. Die Partei erstrebte die Macht als ein Mittel, ihren Verfall aufzuhalten, besonders auch sich finanziell zu sanieren. Die Lage schien jedoch völlig aussichtslos, als plötzlich ein Hoffnungsschimmer auftauchte: Herr von Papen suchte Verbindung mit Hitler, um gegen Schleicher zu konspirieren. Er fand seinen Partner ziemlich weich, weil es diesem darauf ankam, nicht nur zum Kanzleramt, sondern auch zu Geld zu kommen. Es ist wahrscheinlich, dass der geschäftsgewandte Papen auf diese Schwäche spekuliert hat. Er hatte sich als Vermittlungsgebühr die Vizekanzlerschaft ausbedungen, und er hoffte offenbar, dass er in dieser Stellung stärker sein würde als der Kanzler Hitler. War doch Hindenburg gegen diesen mit Misstrauen geladen, während er selber nach wie vor sein blindes Vertrauen genoss.

Goebbels verschweigt schamhaft, dass die Unterredung zwischen Papen und Hitler vom 4. Januar im Hause des Bankiers Baron Kurt von Schroeder in Köln stattfand. Dieser Bankier von Schroeder war einer der finanziellen Vertrauensmänner der Schwerindustrie und massgebender Vertreter des Herrenklubs im Westen. Ebenso verschweigt Goebbels, was der Hauptgrund des Zerwürfnisses zwischen Schleicher und dem Reichslandbund war: das Siedlungsprogramm des neuen Reichskanzlers und der Korruptionsskandal der Osthilfe. In dieser Richtung bedarf also die Darstellung des Reichspropagandaministers noch einiger Ergänzungen:

Der Osthilfeskandal wurde von dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Kurt Heinig, einem Spezialisten für Etatskritik, im Haushaltsausschuss des Reichstags ins Rollen gebracht. Dabei stellte sich heraus, dass einer Handvoll junkerlicher Betriebe etwa die gleiche Millionensumme zugewiesen worden war wie zehntausenden bäuerlichen Siedlungen. Eine Reihe von Trägern glänzender Namen tauchte auf, die sich, meist nicht ergebnislos, ohne wirkliche Notlage für sich oder ihre Verwandten um Osthilfegelder bemüht hatten, an ihrer Spitze die Frau des Exkaisers, Hermine. Der alte Landbundführer von Oldenburg-Januschau, Urheber der Schenkung von Neudeck an die Dynastie Hindenburg, hatte nicht weniger als 620'000 Mark erhalten, eine Summe, die er zum grossen Teil zum Ankauf weiterer Güter verwendete. Ein märkischer Junker, von Quast-Radensleben, wurde auf Anordnung des Reichskommissars umgeschuldet, obwohl die zuständige Finanzstelle, um ein Gutachten ersucht, geäussert hatte, der Mann habe sein Vermögen «verjeut, verhurt und versoffen».

Der Feldzug, den die Sozialdemokraten gegen diese Missstände führte, wurde vom Zentrum unterstützt. Auch die Vertreter der Regierung zeigten keine Neigung, den Skandal zuzudecken, zu dessen Untersuchung gegen die Stimmen der Deutschnationalen und bei Stimmenthaltung der Nationalsozialisten ein Unterausschuss

eingesetzt wurde.

Schleicher selbst stand bei den Agrariern in dem Verdacht, die Enthüllung des Skandals begünstigt zu haben. Auch sonst war man mit ihm sehr unzufrieden, weil er die Interessen der Industrie nicht völlig preisgeben, die lückenlose Autarkie zugunsten der Landwirtschaft nicht einführen wollte. Diese Autarkie konnte der Landwirtschaft auch nichts nützen, denn längst war nicht mehr die ausländische Konkurrenz die Ursache ihrer Not, sondern die gesunkene Kaufkraft der Verbraucher. Nichtsdestoweniger erschien am 11. Januar das Präsidium des Reichslandbundes beim Reichspräsidenten, wo sich auch Schleicher, von Braun und Warmbold eingefunden hatten, um über die Wirtschaftspolitik der Regierung Beschwerde zu führen. Vor Beginn dieser Verhandlung hatte es aber schon eine heftige Erklärung an die Presse gegeben, in der von einer „Ausplünderung der Landwirtschaft zugunsten der allmächtigen Geldbeutelinteressen der international eingestellten Exportindustrie“ die Rede war. Die Regierung brach daraufhin die Beziehungen zum Reichslandbund ab. Noch deutlicher als der Reichslandbund wurde die deutschnationale Reichstagsfraktion, die am 25. Januar eine vollständige Neubildung des Kabinetts forderte, weil bei der Regierung Schleicher ein «neues Abgleiten in sozialistisch-internationale Gedankengänge» wahrzunehmen sei. «Eine besondere Gefahr bedeutet es», so hiess es in der deutschnationalen Erklärung weiter, «wenn man Gegensätze zwischen gross und klein vor allem in der Landwirtschaft entstehen lässt und dadurch die Gefahr eines Bolschewismus auf dem flachen Lande hervorruft.»

Zu jenem Zeitpunkt waren die Verhandlungen über die Regierung Hitler schon weit fortgeschritten, und Hugenberg hatte sich mit Hitler dahin geeinigt, dass ihm die Führung der Wirtschaftspolitik übertragen werden solle. Auch der erste Stahlhelmführer Franz Seldte war schon mit herangezogen. Wenige Tage zuvor hatte das Organ des Stahlhelms öffentliche Anklage gegen die SA erhoben, die sieben Überfälle auf Stahlhelmer veranstaltet und zwei von ihnen getötet hatte. Zur selben Zeit, Mitte Januar, war in Pommern ein deutschnationaler Gutspächter von Nationalsozialisten ermordet worden, und Hugenberg hatte in seinem Beileidsschreiben an die Witwe der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass der Verwilderung in Deutschland bald mit starker Hand gesteuert werden möge. Jetzt sanken Stahlhelm und Hugenberg den Mördern ihrer Kameraden in die weitgeöffneten Arme.

Bei den Landtagswahlen in Lippe am 15. Januar gelang es den Nationalsozialisten, ihren Stimmanteil auf 39,6 Prozent gegen 34,7 Prozent am 6. November zu erhöhen; den Höchststand vom 31. Juli aber erreichten sie nicht mehr; ausser ihnen erzielte auch die So-

zialdemokratie einen erheblichen Stimmenzuwachs.

Die Nationalsozialisten feierten Lippe als einen grossen Sieg. Die Sozialdemokraten veranstalteten in der Reichshauptstadt unter der Parole «Berlin bleibt rot!» gewaltige Aufmärsche. Die kommunistischen Arbeiter marschierten in grimmiger Kälte stundenlang an' Ihrem Karl-Liebknecht-Haus vorbei, vor dem wenige Tage zuvor ein provozierender Aufmarsch der SA stattgefunden hatte. Draussen ging der kleine Bürgerkrieg weiter fort, die Überfälle der SA auf alles, was nicht nationalsozialistisch war, häuften sich, es gab bald keine Staatsmacht mehr, die ihnen entgegentrat.

Zu jener Zeit wurden von sozialdemokratischer Seite auch sehr ernsthaftige Versuche unternommen, ein besseres Verhältnis zu der kommunistischen Partei anzubahnen. Sie gestalteten sich äusserst schwierig, da das Misstrauen auf beiden Seiten ungeheuer gross war und in Moskau die Meinung vorherrschte, der Sieg des Faschismus in Deutschland wäre für den Sieg des Kommunismus ein unvermeidliches Vorspiel.

Über die Verhandlungen, die auf der anderen Seite zwischen Deutschnationalen und Nationalsozialisten geführt wurden, sickerte zwar mancherlei durch, aber nur die Beteiligten selbst waren über ihren Stand zuverlässig unterrichtet. Schleicher gehörte zu diesen Unterrichteten nicht, noch kurz vor seinem Sturz äusserte er in einer Gesellschaft mit lächelnder Selbstsicherheit: «Nur keine Angst, der Anstreicher schafft es nicht!» Erst als er vom Reichspräsidenten die Auflösungs Vollmacht für den Reichstag erbat und sie auch erhielt, merkte er, dass sein Schicksal besiegelt war.

Schon vor der Übernahme des Kanzleramtes hatte Schleicher mit dem Gedanken gespielt, den Reichstag für einige Zeit ganz auszuschalten. Er hatte damals Breitscheid, der als Vertreter der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zu ihm geladen war, mit der Frage überrascht: «Würde die Sozialdemokratie, wenn der Reichstag wegen Arbeitsunfähigkeit aufgelöst und die Frist für Neuwahlen nicht eingehalten würde, deshalb auf die Barrikaden steigen?» Worauf Breitscheid antwortete, eine solche Herausforderung würde allerdings die stärksten Stürme hervorrufen.

Eine andere Antwort konnte gar nicht gegeben werden, und die Sozialdemokratie konnte fortan nichts anderes tun, als dieses Projekt, das alsbald von den Deutschnationalen als eine Theorie des «Staatsnotstandes» ausposaunt wurde, entschieden bekämpfen. Es gab vernünftigeren und weniger gewaltsamen Methoden, mit der politischen Krise fertig zu werden. Aber selbst wenn die Sozialdemokratie imstande gewesen wäre, ihre prinzipiell demokratischen und verfassungsmässigen Bedenken gegen eine solche Gewaltkur zu überwinden, so hätte der Arzt nicht eben Schleicher heissen dürfen. Wer gab denn die Gewähr dafür, dass der «Staatsnotstand» in die

Wiederherstellung verfassungsmässiger Zustände mündete? Schleicher gewiss nicht, und Hindenburg erst recht nicht.

Es ist noch nicht einwandfrei festgestellt, ob Schleicher am 28. Januar nur die einfache Auflösungs Vollmacht verlangt hat oder aber die Vollmacht zur Auflösung ohne Ausschreibung von Neuwahlen. Ein politisch denkendes Staatsoberhaupt, das zu seinem Kabinettschef in einem loyalen Verhältnis stand, hätte in einer solchen Situation einen Weg der Verständigung gesucht. Hindenburg suchte ihn nicht und Schleicher ging – nicht weil Hindenburg sich mit ihm nicht einigen konnte, sondern weil er sich mit ihm nicht einigen wollte. Schleicher sollte gehen, weil die neue Regierung schon fertig war, und wenn Hindenburg ihm die erbetene Vollmacht verweigerte, so hiess das eben, dass er seine Koffer packen sollte.

In jenem Augenblick setzte eine Aktivität der Reichswehr ein, deren Umfang noch nicht aufgeklärt ist. Fest steht, dass der Chef der Heeresleitung, General von Hammerstein, bei Hindenburg erschien, um zugunsten Schleichers zu intervenieren, dass er aber sehr unfreundlich hinauskomplimentiert wurde. Die Reichswehrgenera lität, eingeschworen auf ihre «überparteiliche Stellung», hatte das Experiment der Kanzlerschaft eines der Ihren nicht gern gesehen; nachdem es aber unternommen war, forderte der Korpsgeist, dass es in Ehren durchgeführt wurde. Der Gedanke, dass der Feldmarschallpräsident im Begriff war, den Kanzlergeneral wie einen unbrauchbaren Laufjungen davonzujagen, entsetzte sie. Aber es gab noch andere Umstände, die sie von heute auf morgen zu entscheidenden Entschlüssen nötigen konnten. Noch war Hitler nicht Reichskanzler, aber die SA tobte durch alle Strassen, und in jedem Augenblick konnte der Reichswehr die Aufgabe zufallen, die Entschlussfreiheit des Reichspräsidenten mit bewaffneter Hand zu sichern.

In jenem tollen Durcheinander entstand das Gerücht, die Reichswehr stehe in Potsdam bereit, um nach Berlin zu marschieren, sie halte zu Schleicher und sei entschlossen, notfalls auch gegen Hindenburg vorzugehen. Es wird behauptet, dass dieses Gerücht im Palais eine Panikstimmung hervorgerufen habe und dass dadurch Hindenburg veranlasst worden sei, die Ernennung des Kabinetts Hitler zu beschleunigen. Sicheres ist darüber noch nicht festzustellen. Wir sind bereits in jene neue Periode der deutschen Geschichte eingetreten, in der der Geschichtsforscher dem Kriminalisten den Vortritt lassen muss.

Eine entscheidende Rolle aber können jene dunklen Vorgänge nicht gespielt haben. Papen hatte längst alles trefflich besorgt. Am Montag, dem 30. Januar 1933, mittags, ernannte Hindenburg Hitler zum Reichskanzler, Frick zum Reichsinnenminister, Göring

zum Reichsminister ohne Geschäftsbereich, zum Reichskommissar für den Luftverkehr und zum kommissarischen preussischen Innenminister. Papen wurde Vizekanzler und Reichskommissar in Preussen, Hugenberg Wirtschaftsminister, General von Blomberg, Kommandant in Ostpreussen, wurde Wehrminister, Franz Seldte, der Stahlhelmführer, Arbeitsminister. In dem Aussenminister von Neurath, dem Finanzminister Grafen Schwerin von Krosigk, dem Justizminister Gürtner, dem Verkehrsminister von Eltz-Rübenach konnte der Vizekanzler von Papen alte Bekannte aus seinem eigenen Kabinett begrüßen. Den Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung, Gereke, übernahm er von Schleicher. Allem Anschein nach war es ein Kabinett der feinen Leute mit einigen nationalsozialistischen Verzierungen. Papen war stärker als Hitler, weil er den Reichspräsidenten auf seiner Seite hatte und in Preussen Vorgesetzter Görings war. Ausserdem hatte er im Kabinett die sichere Majorität.

Am 30. Januar leistete Hitler in die Hand Hindenburgs den Eid auf die republikanische Verfassung. Frick beeilte sich, den Journalisten zu versichern, niemand denke daran, die Presse zu knebeln, die neue Regierung lege Wert auf die freie Meinungsäußerung. Er teilte mit, dass das Kabinett ein Verbot der KPD abgelehnt habe.

Einer Auflösung des Reichstags mit nachfolgenden Wahlen widerstrebten die Deutschnationalen; sie gaben ihren Widerstand erst auf, nachdem Hitler sein Ehrenwort gegeben hatte, dass auch nach den Wahlen an der Zusammensetzung des Kabinetts nichts geändert werden solle. Blieb es dabei, so waren die Nationalsozialisten zu kurz gesprungen. Aber alles wurde ganz anders, denn in der Nacht vom 27. zum 28. Februar brannte der Reichstag.

*

Als dies geschah, waren seit dem November 1918 vierzehn Jahre und drei Monate vergangen. Deutschland war wieder Grossmacht und sass im Rat des Völkerbundes. Seine Gleichberechtigung, grundsätzlich auch die militärische, war anerkannt. Die Reparationen waren gestrichen, das Rheinland war seit drei Jahren – fünf Jahre vor Ablauf der Räumungsfristen – wieder frei.

Die Rettung der deutschen Ehre durch Adolf Hitler gehört in das Reich der propagandistischen Geschichtslügen.

Das persönliche Regiment Wilhelm II. und die Militärdiktatur Ludendorffs hatten Deutschland in den Abgrund geführt. Die Republik befreite es von dem schweren Druck der Niederlage. Im Innern brachte sie das Ende der politischen Klassenprivilegien, der Gesinnungssklaverei, des Herr-im-Hause-Standpunktes. Sie machte den Arbeiter und die Frau zu gleichberechtigten Staatsbürgern.

Sie gab dem deutschen Volk die menschlich-freieste Zeit seiner bisherigen Geschichte.

Schöpfer und Träger der Republik war vor allem der Teil der deutschen Arbeiterklasse, der in den Reihen der Sozialdemokratischen Partei marschierte. Von einem Teil seiner Klassengenossen verlassen, ohne Mehrheit im Volke, suchte und fand er zeitweilig seine Bundesgenossen bei dem freiheitlich gesinnten Teil des politischen Katholizismus und der bürgerlichen Mittelparteien.

Die Republik zerbrach an der Weltwirtschaftskrise. Es fehlte die Kraft, die imstande gewesen wäre, durch Massnahmen eines praktischen Sozialismus die Krise zu mildern oder zu beseitigen. Es fehlte aber auch bei der Mehrheit des Volkes das Verständnis für den Wert der freiheitlichen Einrichtungen des Staates und der Wille, sie vor den Erschütterungen der Krise zu bewahren. So gewann der fanatische Machtwille einer Minderheit die Oberhand. Die meisten wussten gar nicht, was ihnen geschah. Deutschland schlitterte in die Hitler-Diktatur, wie es 1914 in den Weltkrieg geschlittert war.

Die nationalsozialistische Bewegung war entstanden als eine Mobilisierung notleidender Kleinbürger und Bauern und politisch zurückgebliebener Schichten der Arbeiter, Angestellten und Beamten. Sie entsprach in ihrer sozialen Zusammensetzung jener Masse, die von der Sozialdemokratie der Kaiserzeit als die «Hurakanaille» bekämpft und verachtet wurde. Angehörige der alten Herrenschaft, Grosskapitalisten, Grossagrarien, Aristokraten und Offiziere öffneten ihr – in der Absicht, sich ihrer als Herrschaftsinstrument zu bedienen – den Weg zur Macht. Die Verteilung der Siegesbeute, wie sie durch die Bildung der «nationalen Regierung» am 30. Januar 1933 erfolgt war, wurde vier Wochen später durch den Reichstagsbrand korrigiert. Zum erstenmal kam der ersehnte Diktator nicht von oben, sondern – als eine Missgeburt der demokratischen Entwicklung – von ganz unten. Die Demokratie wurde abgelöst durch die Tyrannei.

Es wiederholt sich ein seit dem Altertum bekannter politisch-psychologischer Ablauf, aber er wiederholt sich in anderen gewaltigeren Massstäben und mit neuem sozialen Inhalt. Die Republik war sichtbarer Ausdruck der wachsenden Macht der Arbeiter. Das Dritte Reich ist neue und letzte Lebensform einer Kapitalsherrschaft, die durch Lohndruck, Rüstungskonjunktur und Ausplünderung der öffentlichen Finanzen ihr Leben künstlich verlängert.

Die Republik entsprang dem Geist der Humanität, der das deutsche Volk im Lauf seiner Geschichte in dreifacher Gestalt erfasste hatte: der christlichen, der liberalen und der sozialistischen. Das Dritte Reich bekämpft ihn in jeder dieser drei Gestalten, denn es entspringt einem Geist, der jenem der Humanität geradewegs entgegengesetzt ist. Das bestätigen seine Theorien wie seine Taten.

Es bleibt der Ruhm der deutschen Arbeiterbewegung, dass ihr fester Kern in diesem Kampf auf Seiten der Freiheit und der Menschlichkeit gestanden hat und – Konzentrationslager und Gefängnisse bezeugen es – noch steht. Die Sieger nehmen das Recht des Stärkeren für sich in Anspruch. Als die Stärkeren werden sich aber auf die Dauer diejenigen erweisen, die sich durch keine Niederlage zerbrechen lassen und trotz aller Verfolgungen in ihrer Gesinnung festbleiben. Sie werden eines Tages aus dem Dunkel, in das sie die Despotie gestossen hat, kämpfend ins Licht steigen, um auf den Trümmern der deutschen Bastille die Fahne der Menschenrechte aufzupflanzen.

(Friedrich Stampfer, Die ersten 14 Jahre der Deutschen Republik, Offenbach/M., 1947, S. 663-671)

HORST LOMMER

TAG DER MACHTERGREIFUNG

30. Januar 1933

Er hat's geschafft, des Reiches erster Spiesser,
der braune Siegfried mit dem Chaplinbart.
O holder Anblick, gnadenreicher, süsser,
wenn sich ein Volk um seinen Führer schart.

Der Kanzler spricht ein reines Böhmisches-Mährisches
und falsches Deutsch und kennt kein Kompromiss,
die Menge jubelt national-hysterisch,
teils aus Begeisterung und teils aus Schiss.

Nun ist der deutsche Frühling angebrochen,
die deutsche Frau schaut froh zum Führer auf.
Das ist die Stunde, die man ihr versprochen,
und jetzt beginnt der grosse Ausverkauf.

Sie kriegt für jedes Baby einen Orden
und braucht nie wieder ins Büro zu gehn,
ihr Kurt ist Mitglied der Partei geworden,
Heil Hitler, nein, wie ist das Leben schön!

Der kleine Kaufmann träumt vom grossen Handel,
er übernimmt jetzt Wertheim oder Tietz,
der Führer selbst wünscht diesen Wirtschaftswandel,
und wenn der Führer etwas will, geschieht's.

Der Bauer füllt im Geiste seine Scheuer,
zahlt keine Steuer, und geprellt im Nu
ist um sein Geld der Pferdejude Meier,
und auch das Rindvieh nimmt gewaltig zu.

Daneben sieht man Hohenzollernprinzen
voll Hoffnung buhlen um der Krone Schatz
und nach des Führers braunen Hintern linsen,
als läge dort ihr angestammter Platz.

Ach, dort ist hoch und niedrig gleichgeschaltet,
denn tief im Führer ruht ja die Nation;
von Hitlers Stuhl wird nun das Reich verwaltet,
hart oder weich, der Führer schafft es schon!

(Horst Lommer, Das Tausendjährige Reich. Berlin 1946, S. 7/8.)

ERNST OTTWALT

«REVOLUTION» IM KAISERHOF

[Vorbemerkung der Redaktion der «Neuen Deutschen Blätter»:]
Der folgende Beitrag beruht auf Informationen, die erst jetzt von Beteiligten der «Nationalen Konzentration» preisgegeben wurden. Diese Preisgabe ist eines der vielen Anzeichen dafür, wie sehr die Erwartungen, die vor sechzehn Monaten die deutsche Bourgeoisie zur Machtübergabe an Hitler veranlassten, inzwischen enttäuscht wurden... Da in diesen Tagen das Buch des Propagandaministers Dr. Goebbels: «Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei» erschien, behält die Redaktion sich vor, dieses Buch mit den hier geschilderten Tatsachen zu konfrontieren, Tatsachen, die durch eine Legende zu ersetzen die Nationalsozialisten alles Interesse haben, denn es erweist sich, dass ihre «Revolution» nichts war als ein Gemisch aus Spekulantentricks, patriotischen Phrasen, schamlosem Kuhhandel, Raubgier, Ratlosigkeit, Verlogenheit und Zynismus.

Sonnabend, den 28. Januar. Berlin, Wilhelmsplatz. Gegenüber der blanken Sandsteinfassade der neuen Reichskanzlei erhebt sich das gewaltige Viereck des Hotels «Der Kaiserhof». Menschenmassen stauen sich davor, immer wieder zurückgedrängt von einem starken Polizeiaufgebot. In das Blau der Polizeiuniformen mischt sich das Braun der SA-Hemden, das Schwarz der nationalsozialistischen Schutzstaffeln. Gemeinsam tun Hitlers braune Soldaten und preussische Polizei heute Dienst.

Die Kleinbürger, die alten Frauen, die verlumpten Jungarbeiter, die schneidigen Studenten, die blassen Kontoristinnen, die hier herumstehen, begrüßen diese Kameradschaft mit Beifallsrufen, mit hysterischen Freudenausbrüchen, mit Witzen. Sprechchöre knattern zum Balkon des «Kaiserhofs» hinauf: «Wir wollen un-sern Führer se-hen».

Oben, im ersten Stock des Hotels, im sogenannten «Fürstenappartement», ist nichts von dem Begeisterungstaumel der Strasse zu spüren. Dort sitzen sorgenvolle Männer, die den Auftrag, den ihre Klasse, die herrschende, an sie in diesem Augenblick gestellt hat, klar und unruhig begreifen. Ja, ja: die Stunde der Entscheidung. Gewiss: die nationale Konzentration. Freilich: die Geburt des Dritten Reichs. Aber, was hinter diesen grossen Worten an realen Tatsachen steht, ist nicht dazu angetan, die Herzen vor Begeisterung höher schlagen zu lassen.

Der Papen-Plan der «Wirtschaftsankurbelung» hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens, in diesen wenigen Wochen und Monaten voll überhitzter Aktivität als sinnlos erwiesen: die Krise drückt schärfer denn je. Vorläufige Informationen aus dem Statistischen Reichsamt zeigen zur Genüge, dass die Handelsbilanz Deutschlands sich im Monat Januar in erschreckendem Masse verschlechtert hat. Die nationalsozialistischen Führer können ihre Augen nicht vor der Tatsache verschliessen, dass die Zersetzung gerade in den aktivsten Kaders der SA wie eine Seuche um sich frisst. Und die Herren des Finanzkapitals stehen entsetzt vor der Aussicht, dass die Meute, die sie auf die Arbeiterklasse loslassen wollen, schwach und schwächer wird. Kein Grund zur Begeisterung.

Drohende Nachrichten kommen aus den Polizeipräsidien: Agentenberichte melden übereinstimmend ein beunruhigendes Anwachsen der Einheitsbestrebungen im Proletariat. Schleichers verzweifelte Bemühungen, sich mit Hilfe der Gewerkschaftsbürokratie im Urteil der sozialdemokratischen Arbeiter aus dem bösen Geist des Reichswehrministeriums in den «sozialen General» zu verwandeln, werden wenig helfen. Sein in diesem Augenblick riskanter Versuch, die freien Gewerkschaften als Keil in die Einheitsbestrebungen des Proletariats zu treiben, scheint zum Scheitern verurteilt. Kein Grund zur Begeisterung.

Die Aussichtslosigkeit der Transferverhandlungen. Die lähmende Erinnerung an die letzte kommunistische Demonstration in Berlin: Hunderttausend Arbeiter marschierten Stunden um Stunden bei achtzehn Grad Kälte durch die Strassen, defilierten über den Bülowplatz, wo vor dem Karl-Liebknecht-Haus das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei – Ernst Thälmann, John Scheer... – den Kampfschwur der Massen entgegennahmen. Kein hämisches Achselzucken bürgerlicher Reporter nutzt da etwas: das waren hunderttau-

send kampferprobte und kampfbereite Berliner Proletarier. Ihre Lösungen gellten von den Wänden wider, verfangen sich drohend in den Strassenschächten: «Nieder mit dem Faschismus!»

Die Stunde der Entscheidung ...

Doch die Menschen, die hier vor dem «Kaiserhof» stehen, wissen noch nicht, dass sie Musik machen zu ihrem eigenen Untergang. Sie wissen noch nicht, dass die Entscheidung, die ihre Jubelrufe feiern sollen, gegen sie selbst fallen wird. Zermürbt von der Krise, im Stich gelassen von der Sozialdemokratie, verhetzt gegen die Juden und methodisch genährt mit der Angst vor dem Kommunismus, so sehen sie mit trüben Augen das Morgenrot einer besseren Zeit.

Neben dem riesigen Hotelportier stehen SS-Leute, die jeden Eintretenden auf Herz und Nieren prüfen. Mit gellendem Sirenton kommt ein Auto nach dem anderen vorgefahren, Uniformierte springen heraus. Man kennt sie und nennt ihre Namen: Graf Hellendorf. der Kommandant der Berliner SA, Dssluege, Kommandeur aller Schutzstaffeln im Gebiet östliche Elbe. Eine simple Autotaxeier. Ein Zivilist, umständlich entlohnt er den Chauffeur und lässt sich einiges Kleingeld herausgeben, das er sorgfältig nachzählt. Hinter gebogenen Kneifergläsern blinzeln zwei kleine Augen in die milchige Winterluft. Das ist Doktor Hjalmar Schacht, ehemaliger Präsident der Deutschen Reichsbank. Auch ihn begrüsst Beifall: man hat! dafür gesorgt, dass Millionen in ihm den Mann sehen, der das Kleinbürgertum vor der drohenden neuen Inflation retten wird.

Jetzt ein wunderbarer blauer Mercedes-Kompressor, ein soigrierter Aristokrat im Fond: Seine Durchlaucht, Herzog Eduard von Coburg, unter den deposedierten deutschen Fürsten einer der ersten, die sich entschlossen haben, auf den neuen Mann Hitler zu setzen.

In der Hotelhalle, starrend im falschen Prunk der Gründerjahre – Marmor, Spiegel, funkelnde Kristalllüster, Stuckornamente – ein ewiges Kommen und Gehen: die Berliner Korrespondenten der auswärtigen Presse, hohe republikanische Beamte, die sich heute nicht mehr scheuen, am offenen Tage ins Hauptquartier Hitlers zu gehen. Herr Doktor Fischer, Präsident der Reichskreditgesellschaft, der Kölner Bankier Baron Schröder, SS-Offiziere, ein verängstigter Polizeimaior. der vor Verlegenheit schwitzt, Kuriere, Kellner, die massige Figur deß Doktor Hanfstaengl. des Pressechefs der NSDAP.

Die Machtübernahme! Jetzt ist es soweit. In den Mienen aller Funktionäre der NSDAP liegen Unruhe und Zuversicht: nun wird es endlich ans grosse Aufräumen gehen. Man begrüsst sich mit feierlichen Händedrücken, sonore Stimmen erklingen in verlogener Gelassenheit.

Aber oben, im Salon des Fürstenappartements, wo Herr Hitler

seine Besprechungen mit den Vertretern des Reichspräsidenten und der Deutschnationalen führt, sieht es ganz anders aus. Hier liegt Gespanntheit und Nervosität in der Luft, Misstrauen, die Angst, übervorteilt zu werden, die Ungewissheit, ob irgendein Zwischenfall nicht im letzten Augenblick doch noch einen Strich durch die sauber auskalkulierte Rechnung machen wird. Die Herren messen sich mit kühlen Blicken: Hugenberg, an einer Zigarre kauend, nur hin und wieder mit knarrender Stimme eine Bosheit äussernd, die Herrn Hitler zusammenzucken lässt. Herr von Papen im enganliegenden Massanzug, sprungbereit, in allen Gelenken federnd. Doktor Frick, das subalterne Beamtengesicht in die Falten korrekter Gleichgültigkeit gelegt. Göring im Cutaway, im weitausbauschenden Plastron blinkt eine diskrete Perle, unnatürlicher Glanz in seinen hervorstehenden Augen.

Der Staatssekretär Meissner erhebt sich mit Würde: «Ich werde seine Exzellenz informieren.» Die Herren sehen ihm mit einem unbestimmten Ausdruck in den Augen nach. «Seine Exzellenz» ist der einzige unsichere Posten in der Rechnung des Herrn von Papen: die vaterländischen Interessen, vor allem auch der Volkswirtschaft, die die Hereinnahme der Nationalsozialisten in die Regierung notwendig machen, werden von seiner Exzellenz leider nicht in vollem Umfang verstanden. Aber was tuts? Wir haben Meissner und Oskar.

Durch eine Hintertür verlässt Meissner das Hotel, geht zu Fuss die wenigen Schritte zum Reichspräsidentenpalais hinüber und spricht kurz und eilig mit Oskar von Hindenburg.

Der Oberst hat Sorgen: der alte Herr ist unzufrieden. Er will wissen, was gespielt wird. Meissner hat ein Donnerwetter abbekommen, weil sein Rapport von heute Morgen für die groben Ohren des Feldmarschalls einfach unverständlich gewesen ist. Soll sich deutlicher ausdrücken! Warum lässt man ihm keine Ruhe? Was will man von ihm? Dass der Schleicher weg muss, ist nach der Sauerei mit der Osthilfe doch klar. Man soll sich ein bisschen beeilen.

Die «Information Seiner Exzellenz» besteht also in einer viertelstündigen Unterredung zwischen Meissner und dem Obersten. (Ganz im Sinne des Berliner Volkswitzes: «Zankt sich Meissner mit Oskar. Schreit Oskar: 'Wer ist denn hier nun eigentlich Reichspräsident, Sie oder ich?' »)

Kurze Zeit darauf ist Meissner wieder im «Kaiserhof», wo man sich trotz aller Bereitwilligkeit immer noch nicht einigen kann über das, was nun eigentlich geschehen soll ... Es ist von Herrn Hitler alles getan worden, um seine Verhandlungspartner bei guter Laune zu erhalten. Er hat sogar Herrn Goebbels im Vorzimmer sitzen lassen und nicht zu den Verhandlungen hinzugezogen, denn Hugenberg will sich mit Goebbels nicht an einen Tisch setzen. Er hat ihm

die massiven Angriffe nach der Sprengung der Harzburger Front – mimer noch nicht vergessen. Auch Papen kann Goebbels nicht leiden, und Goebbels entrüstet sich nun zu vertrauten Freunden darüber, dass das Grossmaul Göring dort drinnen mitraten darf, während er wie ein Kutscher im Vorzimmer warten muss, bis die Herren sich entschliessen. Was gibt es denn überhaupt noch zu verhandeln?

Jetzt sitzen sie schon geschlagene sechs Stunden beisammen. Immer wieder muss eine Verhandlungspause eingelegt werden, in der man Erfrischungen serviert. Aber es ist nutzlos, wenn die ausländischen Korrespondenten sich über die Kellner des «Kaiserhofs» stürzen und von ihnen etwas erfahren wollen. Sie wissen doch nichts: Schon an der obersten Treppenstufe hat man ihnen die Platten abgenommen. Ein ganzes Spalier von SS-Offizieren bugsiert sie dann ins Esszimmer hinein.

«Revolution» im Kaiserhof, – die ehrgeizzerfressenen Kleinbürger sind arriviert: vor zehn Jahren musste sich ihre deutscheste «Revolution» mit einem Bierkeller in München begnügen, heute ist das Geburtshaus des Dritten Reichs das Hotel der früheren Hofgesellschaft in Berlin.

Da handeln und feilschen sie nun. Hier agieren sie ihre kläglichen Rollen vor der grandiosen Kulisse des verfaulenden Kapitalismus. Kein Mensch kann grösser sein, als es die historische Bedeutung seiner Klasse gestattet. Und diese hier sind Vertreter und Agenten des deutschen Finanzkapitals. Was sollten sie anders sein als kleine Menschen, Episodenfiguren, Chargenspieler, Nullen und Nichtse? Was sollte die Machtübergabe an Hitler anderes sein als eine Komödie von kleinen Intrigen und grossen Verbrechen?

Jetzt stehen sie an den Tischen herum. Herr von Papen, geschmeidig, strahlender Laune, ist der einzige, der den richtigen Ton findet. Er kann Herrn Hugenberg listig zuzwinkern und dem Hauptmann Röhm einen Witz ins Ohr flüstern. Er kann auch Herrn Hitler mit verbindlichem Lächeln zuhören, wenn der eine Flut von Albernheiten über die innenpolitische Situation Deutschlands zum besten gibt. Auch Herr Meissner wird für kurze Augenblicke wieder zuversichtlich, wenn Papen ihm verspricht, er werde heute noch einmal selbst mit dem alten Herrn ein paar vernünftige Worte reden.

Was verhandelt man denn noch? Es gibt Konfliktpunkte genug. Gewiss, – man ist sich längst darüber einig, dass Schleichers Tage gezählt sind; dass Hitler Reichskanzler und Papen Vizekanzler werden soll; dass Hugenberg sämtliche Wirtschaftsministerien im Reich und in Preussen in seiner Hand vereinigen wird. Man hat sich auch längst darüber geeinigt, dass die Nationalsozialisten noch zwei weitere Sitze im Kabinett erhalten sollen. Die Personalliste des neuen Ministeriums wird unten in der Halle schon von Seiner Durch-

laucht dem Herzog von Coburg bekanntgegeben. Und doch drohen die Verhandlungen, aus denen die «nationale Einigung» hervorgehen soll, immer wieder zu scheitern.

Schon zu Beginn der Besprechung, am Vormittag, hat Hitler die einzige Bedingung bekannt gegeben, die die Nationalsozialisten für die Übernahme der Macht stellen: sofortige Ausschreibung von Neuwahlen für den Reichstag. Hugenberg – und dann auch Papen – haben kategorisch die Unannehmbarkeit einer solchen Forderung betont. Beide Parteien wissen ja, worum es geht, wissen genau, warum sie nun schon seit Stunden immer wieder und wieder in anderen, wohlgesetzten und nichtssagenden Worten ihre Stellung zum Thema Neuwahlen begründen. Hugenberg wünscht die Erklärung eines «Staatsnotstandes», bei dem das Parlament durch einen Federstrich des Reichspräsidenten für alle Zeiten ausgeschaltet werden soll. Das hat doppelte Vorteile: einmal bleibt durch eine solche Massnahme die Autorität des Reichspräsidenten unangetastet, das heisst, die Vormachtstellung der Deutschnationalen unbedroht; dann aber hindert man Herrn Hitler daran, durch den Schein einer «Revolutions»-Wahl seine Popularität zu stärken. Im Übrigen weiss man ja auch nie, ob die feierlichen Versicherungen, die Hitler abgegeben hat, ob seine Beteuerungen, an der Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft nicht rütteln zu wollen, nicht eines Tages durch den Druck der radikalisierten Masse seiner Anhänger illusorisch gemacht werden. Man hat seine Erfahrungen: schon bei der Einigung in Harzburg hiess es, dass das Band der nationalen Einigung unzerreissbar sein solle für alle Zeiten, und knapp vier Wochen später begann Goebbels im «Angriff» die wüste Hetze gegen Hugenberg und den Stahlhelm.

Und zum zehnten Male weist Hugenberg heute auf die Harzburger Erfahrungen hin. Hitler explodiert: er verbäte es sich, dass Hugenberg an seinem Ehrenwort zweifele. Er erkläre nun ebenfalls schon zum zehnten Male, dass auch nach den Neuwahlen an der Zusammensetzung des Reichskabinetts, wie sie hier heute festgelegt worden sei, nicht das Geringste geändert werde. Umsonst hat Hitler Tränen in den Augen, umsonst redet Herr von Papen begütigend nach allen Seiten, umsonst bemüht sich Göring, seinen Herrn und Meister zum Einlenken zu bewegen. Auch Hitler hat seine Erfahrungen, und er weiss ganz genau, dass er ohne die Möglichkeit einer hemmungslosen Wahlagitation, ohne den Schein eines Volksvotums auch als Reichskanzler der Gefangene Hindenburgs und der Reichswehr sein wird. Sie würden seine SA an der Kette halten und nur bei Gelegenheiten loslassen, die sie selbst bestimmen. Hitler verlangt Neuwahlen.

Papen weist vorsichtig darauf hin, dass die Verhandlungen diesmal unter keinen Umständen scheitern dürfen; er könne die Ver-

antwortung dafür nicht übernehmen, dass Hindenburg noch ein drittes Mal dazu zu bewegen sein wird, wegen Umbildung der Reichsregierung Verhandlungen mit Hitler aufnehmen zu lassen.

Hitler bleibt fest. Es handelt sich hier ja um mehr als eine kleine Meinungsverschiedenheit. Die Dinge treiben einer Entscheidung zu. Man kann ihr nicht aus dem Wege gehen. Die radikalisierten Massen sind mit einer Militärdiktatur nicht im Zaume zu halten. Man muss eine Massenbasis haben, darüber war man sich doch schon in Köln im Hause des Herrn von Schröder völlig einig. Papen hat ganz recht, wenn er ständig die «rote Gefahr» an die Wand malt. Hitler will ja Hugenbergs Bestes, er möge es doch nur einsehen. Aber Hugenberg schweigt und schüttelt den Kopf.

Göring greift ein. Allzu überraschend ist es nicht, was er zu sagen hat: er schlägt eine Verhandlungspause vor. Zum vierten Male heute. Hugenberg schüttelt den Kopf. Papen steckt sich nervös eine neue Zigarre an. Frick fährt sich nachdenklich mit der Hand über den kurzgeschorenen Schädel. Göring redet und redet: beide Parteien müssten sich vielleicht doch noch einmal in Sonderbesprechungen über den Ernst der Situation klar werden; es ginge doch nicht an, dass der Herr Vertrauensmann des Reichspräsidenten sich einfach der Meinung Herrn Hugenbergs anschliesse. Vielleicht wird Exzellenz von Hindenburg doch noch ...

Also gut: Verhandlungspause. Papen und Meissner fahren ins Reichspräsidenten-Palais. Hugenberg lässt sich in sein Arbeitszimmer im Scherlhouse fahren. Und Hitler? Goebbels, der im Vorzimmer gewartet hat, schliesst sich ihm, Frick, Röhm und Göring an, die sich in den kleinen Esssaal hinüberbegeben. Die Meinungen platzen aufeinander. Es ist Goebbels, der Hitler in seiner Forderung nach Neuwahlen unterstützt. Göring sieht schon einen Zipfel der Macht in seiner Hand und warnt unruhig und fahrig davor, durch Überspitzung der eigenen Forderungen noch einmal die grosse Chance aus der Hand zu geben. Wird man die NSDAP noch einmal ins Vorzimmer der Macht hineinlassen? Vielleicht kommen «die Herren» mit der Reichswehr aus und brauchen die SA nicht mehr? Fragen über Fragen.

Goebbels hat später immer wieder versichert, er sei es gewesen, der Hitlers Forderung nach Neuwahlen gegen den Willen Görings und Fricks vertreten habe. Röhm habe in dieser Frage nur eine Statistenrolle gespielt, wie er sich überhaupt immer damit begnügt habe, die Macht zu fordern. Die Macht schlechthin.

Sicher ist jedoch das Eine: nämlich dass Hitler seine vier Ratgeber entlassen hat und über eine Stunde allein geblieben ist, ehe er sich mit Papen, Hugenberg und Meissner wieder an den Verhandlungstisch setzte. Kur/ nach dem Abendessen sind die drei Unterhändler wieder im «Kaiserhof» erschienen.

Hitler, der blass, erregt und müde aussieht, teilt ihnen in kurzen Worten mit, dass er die Forderung nach Neuwahlen aufrecht erhalte. Er sei entschlossen, an dieser einen einzigen Frage die ganze Beteiligung der NSDAP am neuen Reichskabinett scheitern zu lassen. Die Unterredung dauert nur wenige Minuten. Göring, Frick und Röhm sehen so überrascht aus, dass man annehmen darf, Hitler habe diesen Entschluss gefasst, ohne sich vorher mit ihnen zu verständigen. Der einzige, der ausser Hitler spricht, ist Herr von Papen. Kühl, höflich, unbeteiligt drückt er sein Bedauern über diesen Ausgang der so hoffnungsreich begonnenen Verhandlungen aus und deutet an, er werde dem Herrn Reichspräsidenten den Auftrag zur Kabinettsbildung zurückgeben. Alles, was von jetzt ab geschehe, werde ausschliesslich durch Hindenburg bestimmt. Nach all den Erregungen des Tages trennt man sich müde, kalt und förmlich.

Zwecklos und überflüssig, zu fragen, was sich an diesem Abend in den Köpfen der Beteiligten abgespielt hat. Die Rolle des «Zufalls» in der Weltgeschichte ist kleiner, als eine feuilletonistische Geschichtsschreibung es wahrhaben will. Das Klasseninteresse der deutschen Bourgeoisie ist stärker als die Rhetorik Hitlers, die Empfindlichkeit Hugenbergs und die Verschlagenheit Papens.

Man muss sich ja einigen. Fritz Thyssen verlangt die Hereinnahme der NSDAP in die Regierung. Uldenöurg-Januschau und die grossagrarischen Nutzniesser der Osthilfe verlangen dasselbe. Die Gläubiger der NSDAP zwingen Hitler durch den Bankier von Schröder zur Aussöhnung mit Papen, damit der Weg zu Hindenburg frei würde. Man wird Hugenberg, den Mann, der zwischen Krupp und Thyssen, zwischen Schleicher und dem Januschauer, zwischen Hindenburg und Hitler steht, zu Entscheidungen zwingen. Man muss sich ja einigen. Nur kennt noch niemand den «Zufall», der diese Einigung schliesslich doch herbeiführen wird...

Goebbels, der seinen Triumph über den verhassten Göring voll auskosten will, bestimmt Hitler, diesen Abend in Goebbels' Haus zu verbringen. Demonstrativ zeigt er sich mit «dem Führer» in der Halle und erweckt so den Eindruck, als sei er die wichtigste Person dieses Tages gewesen. Im luxuriösen Heim des Berliner Gauleiters am Kaiserdamm wird Hitler in einen tiefen Sessel gesetzt, und Frau Magda Goebbels spielt dem Führer einige Wagnerouvertüren vor. Dann singt sie mit leicht verfetteter, doch kräftiger Stimme einige Arien, die Hitler in jene sentimental-selige Stimmung versetzen, in der er die heldische Pose mit der eines weichherzigen Künstlers vertauscht, dem das Leben Wunden schlägt. Joseph Goebbels sorgt dafür, dass der Verlauf dieses Abend in weitesten Kreisen bekannt wird. Selbst Photographien, im Goebbelsschen Musiksalon aufgenommen, existieren von diesem Abend.

Weniger sentimental und gefühlvoll ist die Stimmung im Reichsprä-

sidentenpalais. Oberst von Hindenburg hat Mühe gehabt, seinen Vater davon zurückzuhalten, einfach schlafen zu gehen. Er müsse unbedingt noch den Bericht Papens und Meissners abwarten. Grund genug also, dass Hindenburg die beiden, als sie endlich kommen, mit ausgesuchter Unliebenswürdigkeit empfängt: es sei neun Uhr vorbei, er sei ein alter Mann, ob er nicht wenigstens am Sonnabendabend einmal Ruhe haben könne, und überhaupt bäte er sich etwas mehr Rücksicht aus... Die Situation ist den schwierigen Fragen, die Meissner und Papen vorzubringen haben, nicht eben günstig. Aber Meissner ist solche Stimmungen gewohnt und weiss sie durch doppelte – doch unauffällige – Höflichkeit auszugleichen. Beide Herren geben ihren Bericht und überlassen alles Weitere der Einsicht Seiner Exzellenz.

Hindenburg hört die beiden Rapporte schweigend an. Dann sagt er die denkwürdigen Worte: «Jetzt ist's aber genug mit diesem Herrn Hitler. Dann wird eben Papen Reichskanzler. Gute Nacht, meine Herren».

Franz von Papen, Oskar von Hindenburg und der Staatssekretär Meissner sehen sich betroffen an. Mit dieser Wendung haben sie augenscheinlich nicht gerechnet. Sie beschliessen, vorerst einmal nach Hause zu fahren. Morgen wird man weiter sehen...

Liegen die Vorgänge im «Kaiserhof» und im Präsidentenpalais heute schon klar, so ist noch nichts darüber bekannt geworden, was Schleicher in der Nacht vom 28. zum 29. Januar unternommen hat. Sicher ist nur, dass Schleicher am Sonntagmorgen in aller Frühe bereits eine zweistündige Konferenz mit dem Chef der Wehrmacht, dem General Freiherrn von Hammerstein-Ecquord, und mit dem Staatssekretär Planck gehabt hat. Das Ergebnis dieser Konferenz ist auch leicht festzustellen: es bestand im Absenden einiger dringender Telegramme an einige Führer der deutschen Schwerindustrie – darunter Herrn Krupp von Bohlen-Halbach – und an die einzelnen Wehrkreiskommandeure, sofort zu einer dringenden Besprechung nach Berlin zu kommen. Obwohl ausser den schweigsamen Herren Planck und Hammerstein kein Mensch darüber orientiert sein konnte, was Schleicher wirklich beabsichtigte, werden schon an diesem Abend die tollsten Gerüchte über Schleicher verbreitet, wobei durchaus möglich ist, dass Schleicher sich einfach von den Ereignissen treiben liess. Noch in der Nacht ruft Herr von Alvensleben, der Präsident des Herrenklubs, den Obersten von Hindenburg an, um ihm mitzuteilen, Schleicher wolle den Reichspräsidenten verhaften! Der Oberst, der allen Grund hat, Schleicher alles zuzutrauen, glaubt diese Nachricht nicht.

Am Sonntagmorgen – Papen liegt noch zu Bett – erscheint Alvensleben bei seinem Freund und alten Klubkameraden und macht ihm von diesen Gerüchten diesmal in bestimmterer Form Mittei-

lung: die ganze Berliner Garnison sei alarmiert, auf dem Truppenübungsplatz Döberitz lägen mehrere Regimenter schwerbewaffnet zum Einmarsch in Berlin bereit. Fast sämtliche Wehrkreiskommandanten würden in Berlin erwartet, Papen solle verhaftet, Hitler in Militärarrest gebracht und der Oberst von Hindenburg im Präsidentenpalais interniert werden.

So abenteuerlich diese Nachrichten auch klingen, so glaubwürdig sind sie. In der Tat besteht an diesem Sonntagvormittag für Schleicher noch eine gewisse Möglichkeit, dass Hindenburg, vor die Wahl gestellt, sich für Papen oder für die Reichswehr zu entscheiden, Papen fallen lassen würde. Um so mehr, als dieser Forderung nach Entscheidung das Votum einiger wichtiger Männer der Schwerindustrie an der Seite stünde, denen Schleicher beruhigende Zusicherungen genug gemacht haben wird. Bedenkt man weiter, dass sich hartnäckig das Gerücht hält, Schleicher habe mit den freien Gewerkschaften verhandelt, und diese wollten unter Umständen einen Schleicherschen Staatsstreich mit dem Ziel einer diktatorischen Präsidialregierung durch die Erklärung des Generalstreiks unterstützen, so lässt sich leicht denken, dass Papen dringlichen Anlass zu neuen Verhandlungen mit den Nationalsozialisten sieht. Papen fährt sofort ins Präsidentenpalais, wo er dem Oberst Mitteilung von diesen Dingen macht. Augenscheinlich ist Oskar von Hindenburg aber auch jetzt noch nicht von der Wahrheit der Gerüchte überzeugt, jedenfalls rät er Papen, einstweilen weder dem Präsidenten noch Meissner Mitteilung davon zu machen. Stimmt diese Gerüchte nämlich, so bestehe in der Tat die ernste Gefahr, dass Hindenburg sich für die Reichswehr entscheide. Hitler sei gegenüber dieser Aussicht unbedingt das kleinere Übel, und Hugenberg müsse unter allen Umständen zum Nachgeben gebracht werden. Ob mit Neuwahlen oder ohne Neuwahlen sei ganz gleichgültig.

Papen beschliesst also, Hugenberg zum Nachgeben zu bewegen. Aber als kluger Taktiker fährt er vom Palais nicht direkt zu Hugenberg, sondern – zu Elard von Oldenburg-Januschau, der sich schon seit einigen Tagen in Berlin aufhält, um im rechten Augenblick zum Druck auf Hindenburg oder auf Hugenberg eingesetzt zu werden. Hier hat Papen mit seiner blühenden Darstellung der Schleicherschen Umsturzpläne vollen Erfolg: der alte Januschauer schimpft ungeniert auf diesen «Saukerl», auf den angeblich geplanten «Block mit den Roten» und erklärt sich bereit, sofort mit zu Hugenberg zu fahren, um dem den Standpunkt klar zu machen.

Aber Hugenberg sperrt sich. Er wittert Gefahr, nicht von Schleicher, sondern von Papen und seinen Hintermännern. Ziemlich unverblümt macht er die beiden darauf aufmerksam, dass er sich keine Entschlüsse erpressen lasse, und verlangt vor allen Dingen Beweise für die Schleicherschen Staatsstreichpläne. Das ist der schwa-

ehe Punkt in Papens Rechnung. Mit Herrn von Alvensleben kann er wirklich keinen Staat machen. Hugenberg und alle einflussreichen Leute wollen nichts wissen von diesem Mann, der überall auftaucht, wo er nichts zu suchen hat, der jeder ernsthaften Beschäftigung aus dem Weg geht, und der als professioneller Zwischenträger einen zweifelhaften Ruf genießt. Also schweigt Papen und beruft sich in seiner Verlegenheit schliesslich auf Oskar von Hindenburg.

Aber Hugenberg lehnt auch den Oberst als Autorität ab und erklärt – obwohl der Januschauer wütend und grob protestiert –, er wolle sich erst durch einen Mittelsmann mit Herrn von Schleicher selbst in Verbindung setzen. Es bleibt Papen und dem alten Januschauer nicht anderes übrig, als zu warten, was Schleicher beschlossen hat.

Schleichers Entschlüsse heissen: Krupp von Bohlen und Halbach. Das Satyrspiel geht hier der Tragödie voran. Die Räuber streiten sich noch vor der Tat um die Verteilung der Beute.

Noch ist in aller Erinnerung der fette Fischzug der Magnaten des Stahltrusts, bei dem – mit Hilfe eines demokratischen Finanzministers – das Deutsche Reich um dreihundert Millionen Mark geschädigt worden ist. Allein Fritz Thyssen bekam auf einen Schlag 25 Millionen geschenkt und übervorteilte Krupp, den aristokratischen Zeughausangestellten, bei der Quotenverteilung in geradezu blamabler Weise. Auch der schlaue Händler Otto Wolf hatte gut verdient, während der unruhige Spekulant Friedrich Flick auf der Strecke blieb. Krupp hat also alles und jedes Interesse daran, der endgültigen Faschisierung der deutschen Republik das Signum eines neuen Spekulationsgeschäfts der Firma Thyssen & Co. zu nehmen, Papens Absichten mit Hitler also zu durchkreuzen. Wenn Hugenberg wissen will, was gegen Papen und Hitler geplant ist, täte er besser, Krupp zu fragen, und nicht seinen Generalvertreter auf dem Posten des Reichskanzlers. Aber Hugenberg sucht den General Kurt von Schleicher.

Da geschieht etwas Merkwürdiges: Hugenberg kann Schleicher nicht erreichen. Er schickt seine Kuriere los. Es sind Männer mit den besten Namen, die auch bei Schleicher Klang und Geltung haben. Offiziere, leitende Direktoren seiner Unternehmungen, Aristokraten. Man fährt in Autos, man telefoniert ins Reichswehrministerium, zur Obersten Heeresleitung, ins Heereswaffenamt, in die Schleichersche Privatwohnung, in seine Villa in Neubabelsberg, sogar nach dem Truppenübungsplatz Döberitz: der General von Schleicher ist nicht zu finden. Stunden um Stunden wird auf ihn Jagd gemacht: er ist und bleibt verschwunden oder – was dasselbe ist – für Herrn Hugenberg nicht zu sprechen.

Dagegen treffen innerhalb dieser wenigen Stunden Alarmnachrichten ein: mit dem Flugzeug, mit dem Auto, mit der Bahn kommt

ein Wehrkreiskommandeur nach dem anderen in Berlin an. Man sieht sie auf der Strasse, man sieht sie in das Kommandogebäude des Wehrkreises III in der Kurfürstenstrasse hineingehen, man sieht sie in Zivil in der Halle des Prinz-Albrecht-Hotels oder im Esplanade. Aber Schleicher bleibt unauffindbar.

Spät am Nachmittag – es ist sechs Uhr – ruft Hugenberg endlich Papen an und erklärt ihm, er möge für den Abend doch noch einmal eine Konferenz mit Herrn Hitler und den nationalsozialistischen Unterhändlern ansetzen.

Im «Kaiserhof» wirkt Papens Bitte um eine neuerliche Konferenz wie eine Erlösung. Schon am frühen Morgen hat auf einem der zahlreichen Kanäle, die vom Präsidentenpalais zum «Kaiserhof» führen, die Nachricht ihren Weg gefunden, dass Hindenburg Papen endgültig zum Reichskanzler ernannt hat. Ausserdem hat Göring eine betrübliche Meldung mitgebracht: noch am Sonnabend hat er «zufällig» einen Herrn getroffen, der in Leipzig das bescheidene Amt des Präsidenten der italienischen Handelskammer innehat. «Zufällig» ist dieser Herr seit einigen Tagen in Berlin, und ebenso zufällig hat er mit Göring gerade jetzt des Öfteren Besprechungen gehabt, die sich eigentlich nicht um Angelegenheiten der italienischen Handelskammer in Leipzig drehen. Dieser Herr also habe Herrn Göring zu verstehen gegeben, wie er den Duce kenne, sei dieser im Augenblick unbedingt dafür, dass die Nationalsozialisten in die Regierung einträten. Freilich, es handele sich hier nur um eine rein private Äusserung, aber es sei immerhin gut, wenn Herr Hitler von diesem Gespräch so bald wie möglich unterrichtet werden würde.

Seit Stunden hat man also im «Kaiserhof» unter dem Eindruck gegessen, die Chance verpasst zu haben. Schon im November hatten die Nationalsozialisten zwei Millionen Stimmen verloren, der Parteikassierer meldete zwölf Millionen Reichsmark Schulden; gewisse industrielle Geldgeber erklärten unverhohlen, es sei nun eigentlich Zeit, dass sie ihr Geld zurückbekämen; Bankier von Schröder zwang Hitler zu jenem peinlichen Zusammentreffen mit Papen in Köln, – eine Katastrophe wäre nicht zu vermeiden gewesen.

Nun kommt Papens Nachricht, und alles atmet auf. Es wird glaubhaft versichert, Hitler habe an diesem Abend die Absicht gehabt, Hugenberg von seinem Verzicht auf Neuwahlen in Kenntnis zu setzen.

Und wieder versammeln sich die Unterhändler im kleinen Empfangssalon des Fürstenappartements. Papen nervös und gereizt. Hugenberg schweigsam und mürrisch. Hitler kann nicht einen Augenblick stillsitzen. Göring und Frick zeigen ängstliche Erregung. Nur Röhm ist gleichmütig wie stets. Er will nur an die Macht. Schlechthin.

Papen beginnt zu sprechen, und bereits seine ersten Worten bewirken einen völligen Umschlag der Stimmung. Sie sind eine ungeheure Überraschung: der Kampf, auf den sich die Nationalsozialisten gefasst gemacht hatten, ist noch vor seinem Beginn mit einem vollen Siege Hitlers entschieden! Ungläubig sehen sich die Unterhändler an, aber es gibt keinen Zweifel mehr an Papens Worten. Nüchtern und einfach erklärt er, dass Hugenbergs und seine Bedenken gegen die Ausschreibung von Neuwahlen durch gewisse – hier nicht näher zu erörternde – Ereignisse illusorisch gemacht worden seien. Der Herr Reichspräsident nehme die Forderung Hitlers an, da subversive Elemente dunkle Pläne schmiedeten, um in letzter Minute die nationale Einigung Deutschlands zu hintertreiben.

Hitler findet zunächst keine Worte. Gierig stürzt er ein Glas Sodawasser hinunter und überlässt es Göring, Papen zu antworten.

Göring nimmt die Chance wahr, die ihm da so unverhofft in den Schoss fällt. Er packt zu, er hält die Macht an einem Zipfel und will sie nicht mehr loslassen. Die Nationalsozialisten seien bereit, sich allen Störungsversuchen mit voller Kraft entgegenzustellen. Er gäbe aber zu bedenken, ob unter diesen Aspekten – die Herren brauchten ja im Augenblick nicht weiter darüber zu reden – eine Zusammenfassung der staatlichen Exekutivkräfte in einer Hand nicht doch dringend geboten sei. Göring redete lange und ausführlich, ehe er die Forderung erhebt, auch das preussische Innenministerium, d.h. also die preussische Polizei, müsse einem Nationalsozialisten unterstellt werden.

Nie war bisher in den Regierungsverhandlungen von einer solchen Massnahme die Rede gewesen. Niemals hätten sich Papen und Meissner, Thyssen und der Januschauer auf eine so halsbrecherische Forderung eingelassen. Aber Schleicher steht vor den Türen, Krupp schnaubt Rache, und irgendwo im Hintergrund lacht Otto Wolf. In Döberitz stehen angeblich drei kriegsstarke Regimenter zum Einmarsch nach Berlin bereit.

Man kann sich leicht ausmalen, wie gross die Angst war, wenn auf diese Göringsche Forderung hin nicht sofort bedingungslos die Verhandlungen abgebrochen werden. Augenscheinlich haben die nationalsozialistischen Unterhändler auch etwas Derartiges befürchtet, denn später versichern Eingeweihte immer wieder, Hitlers Freunde seien über den weiteren Verlauf der Verhandlungen am meisten erstaunt gewesen.

Das Einzige, was nach Görings Attacke geschieht, ist ein formaler Einwand Papens: verfassungsmässig sei doch immer noch er preussischer Ministerpräsident. Wenn man sich überhaupt auf eine Übergabe des preussischen Innenministeriums einliesse, so könne der neue Mann höchsten Kommissar der Reichsregierung, nicht aber selbstständiger Ministerpräsident sein. Mit der gebotenen Eile

geht Göring auf diese Modifikation ein, und der Brand des deutschen Reichstags wird mit diesem einen Augenblick ermöglicht. Hugenberg leistet noch Widerstand, aber offenbar nur um des Prestiges willen. Er besteht darauf, dass dann aber der Staatssekretär des Innenministeriums ein Deutschnationaler sein müsse und bringt sofort Herrn von Bismarck in Vorschlag, der auch bereitwilligst akzeptiert wird...

Die Kuhhandelei ist zu Ende. Betreten sehen sich die Herren an. Man hat sich tatsächlich geeinigt. Die nationale Einigung ist vollzogen. Man erlebt sozusagen einen historischen Augenblick. Hitler ist nicht der Mann, die Chance eines historischen Augenblicks nicht vorschriftsmässig zu pathetischen Mätzchen zu benutzen. Nach einem kurzen peinlichen Schweigen springt er auf, reicht Hugenberg beide Hände und schwört bei allem, was ihm heilig ist, dass das Bündnis der beiden nationalen Parteien unverbrüchlich für alle Eiten bestehen werde. Tränen glänzen in seinen Augen.

Um halb neun Uhr abends trennt man sich nach der Verabredung, sich am nächsten Morgen dem Herrn Reichspräsidenten vorzustellen. Meissner verpflichtet sich, die für die Justiz, die Finanz und für Post und Verkehr vorgesehenen Minister – Gürtler, Graf Schwerin-Krosigk und Freiherr Eltz von Rübenach – zu benachrichtigen. Papen und Meissner steht noch ein schwerer Gang bevor. Sie haben sich – allerdings im Einvernehmen mit dem Obersten – einfach über die Tatsache hinweggesetzt, dass Hindenburg ja bereits am Abend vorher Papen definitiv zum Reichskanzler ernannt hat.

Bei der nun folgenden Unterhaltung bei Hindenburg sind nur Papen, Meissner und der Oberst zugegen gewesen. Es ist leicht erklärlich, dass die Berichte, die über diese denkwürdige Unterredung verbreitet worden sind, einander widersprechen. Meissner versteht von Berufs wegen, den Mund zu halten. Der Oberst kann – schon wegen der Osthilfe-Affäre – kein Interesse an Offenherzigkeiten haben. Anders verhält es sich mit Franz von Papen: seine Freunde schätzen und lieben ihn gerade wegen seiner Haltung eines Abenteurers. Und wer will es einem Abenteurer verdenken, wenn er gelegentlich prahlend, schmunzelnd und augenzwinkernd vertrauten Freunden von einem seiner gelungensten Streiche berichtet? Auf mehr oder weniger weiten Umwegen gehen die Berichte über das Folgende also fast ausschliesslich auf Herrn von Papen zurück. Nach diesen Versionen hat Oskar von Hindenburg sich von Papen und Meissner über das Vorgefallene informieren lassen, und kurz entschlossen sind die drei zu Hindenburg gegangen, der nach einem ruhigen Sonntag versöhnlicher Laune war. Die Herren wollten über den glücklichen Ausgang der Regierungsbildungs-Verhandlungen berichten, erklärte der Oberst.

Hindenburg grunzt erstaunt auf: hat er vielleicht nicht erst gestern Abend entschieden, dass Papen Reichskanzler werden soll? Gewiss, gewiss, aber Franz von Papen wirft sich in die Brust und weiss Rührendes und Rühmenswertes zu erzählen über den Geist der absoluten nationalen Einigkeit, der gewissermassen über Nacht die Beteiligten ergriffen habe. Hinter Seiner Exzellenz stehe – vertreten und verkörpert durch seine besten Vertreter – die absolute Mehrheit des deutschen Volkes. Alle nationalgesinnten Deutschen seien restlos einig. Die nationale Konzentration stehe geschlossen und geeinigt hinter Seiner Exzellenz und bäte den Feldmarschall, das Kommando zu übernehmen. In der flammenden Rede des Herrn von Papen fehlt auch nicht eine faustdicke Anspielung auf Tannenberg, des Marschalls liebste Lebenserinnerung. Die Situation sei ähnlich wie damals, und damals wie heute hänge alles ab von den Entschlüssen Seiner Exzellenz.

Hindenburg ist von Papens rhetorischer Leistung keineswegs unbeeindruckt. Sollte er trotzdem noch Vorbehalte oder Vorwürfe wegen dieser Überrumpelung machen wollen, so ist Meissner da, um vor allen Dingen die absolut verfassungsmässige Grundlage dieser nationalen Einigung in den Vordergrund zu rücken. Von einer Revolution, von einem ungesetzlichen Vorgehen der Hitlerleute könne in Zukunft keine Rede mehr sein. Seine Exzellenz handle nur dem Verfassungseid gemäss, wenn sie jetzt den Bund der nationalen Einigung durch Übernahme der Führung segne.

Der überraschte Hindenburg versucht noch einige Einwände zu machen, die wieder einmal in der Richtung eines Zweifels an der gesellschaftlichen Qualifikation der Nationalsozialisten liefen. Nicht umsonst hat man ihm – freilich war die politische Konstellation damals ganz anders – etwas von den homosexuellen Verfehlungen Röhm's geflüstert, und auch Görings Morphinismus hat man keineswegs ihm zu verheimlichen für nötig befunden. Aber nachdem Oskar in bewegten Worten seiner Freude über diese glückliche Lösung der ewigen parlamentarischen Schwierigkeiten Ausdruck gegeben hat, macht Hindenburg keine Schwierigkeiten mehr. Im Gegenteil: er beglückwünscht Papen zu diesem Erfolg, der ausschliesslich auf sein Konto komme, und erklärt sich bereit, das neue Kabinett am Montagmittag um zwölf Uhr zu empfangen.

Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedet er sich von seinen Ratgebern, wahrscheinlich mit dem beruhigenden Bewusstsein, wieder einmal die Karre aus dem Dreck gezogen zu haben. Denn es gehört zu Hindenburgs wesentlichen Charaktereigenschaften, die Taten anderer ruhig und ernsthaft als Verdienste für sich in Anspruch zu nehmen ...

Hindenburgs Rolle bei der Machtübergabe an Hitler ist aber noch nicht ausgespielt. Noch in der Nacht wird die Kanzlerschaft

Hitlers in eingeweihten Kreisen bekannt, doch gelangen an die Presse an diesem Abend keine Informationen mehr, so dass die Montag-Morgenblätter noch berichten, die Verhandlungen zwischen Papen und Hitler hätten sich zerschlagen und es sei wieder mit einem neuen Kabinett Papen zu rechnen. Als Wehrminister wurden bereits die Generäle Blomberg oder von Fritsch genannt.

Auch Schleicher muss von diesen Dingen Kenntnis haben, umso mehr, als Papen die Ereignisse durchaus nicht als ein Staatsgeheimnis behandelt. Unverständlich genug, dass Schleicher trotzdem daran festhält, am Montagmorgen eine Delegation zu Hindenburg zu schicken, die die Kanzlerschaft Hitlers torpedieren soll. Krupp von Bohlen-Halbach ist von Thyssen um eine Nasenlänge geschlagen worden, sein Anhang in der deutschen Schwerindustrie wird von Tag zu Tag kleiner. Aber Schleicher erhofft immer noch Wunder von seiner Intervention...

Unter der Führung des Generals von Hammerstein erscheint am Montagmorgen diese Delegation im Präsidentenpalais. Der Oberst empfängt seinen Vorgesetzten äusserst kühl, übernimmt es, dem Präsidenten Mitteilung davon zu machen, dass der General und einige Herren der Schwerindustrie den Reichspräsidenten in Sachen Regierungsneubildung zu sprechen wünschten – und kommt nach wenigen Minuten bereits mit dem Bescheid zurück, Hindenburg wolle nur Hammerstein empfangen, die anderen Herren möchten solange freundlichst warten. Verblüffung und Befremden. Schleicher hätte wissen müssen, dass diese Delegation sinnlos ist. Mag Hindenburg auch noch so oft das Empfinden gehabt haben, von seinen Ratgebern düpiert worden zu sein, – er liebt die autokratische Geste, und nichts ist ihm verhasster als das Gefühl, zu Entscheidungen gezwungen worden zu sein.

Hindenburg empfängt Hammerstein in Gegenwart von Meissner und dem Obersten. Nach einer kühlen Begrüssung beruft sich Hammerstein auf die bekannte Tatsache, dass die Reichswehr in Treue und Ehrfurcht hinter dem Feldmarschall stehe, dass aber eine Kanzlerschaft Hitlers für die Reichswehr völlig untragbar sei. Im Namen sämtlicher Kommandeure der Wehrmacht bäte der General in letzter Minute, Schleicher im Amte zu belassen. Schleicher genieße das volle Vertrauen der Reichswehr und des bedeutendsten Teils der deutschen Industrie. Peinliches Schweigen.

Dann donnert Hindenburg los. Er nimmt sich nicht die Mühe, seine Entrüstung hinter wohlgesetzten Worten zu verbergen. Rücksichtslos, grob, im Tone eines Unteroffiziers, schnauzt er den Chef der Heeresleitung an: er liesse sich keine Entschlüsse erpressen, die Reichswehr hätte sich einen Dreck um Politik zu kümmern, und ausserdem solle Hammerstein gefälligst auf die Schlagkraft der Reichswehr achten, die letzten Manöver im Herbst hätten zur Ge-

nüge gezeigt, dass da manches im argen läge. Aus. «Guten Morgen, Herr General!»

Totenbleich verlässt Hammerstein das Empfangszimmer. Die Delegierten, die von ihm einen Bericht erwarten, werden von Oskar dahin belehrt, dass Seine Exzellenz dem Freiherrn von Hammerstein schon das Notwendige eröffnet habe. Die Herren verabschieden sich. Aber die Empörung richtet sich nicht gegen Hindenburg, nicht gegen den Obersten und nicht gegen Meissner, der die Modalitäten dieses Empfangs geschickt dem Präsidenten suggeriert hat, sondern ausschliesslich gegen Schleicher: es sei unverantwortlich von dem General, sie in eine derartige Situation hineinzumanövrieren. Und viele von denjenigen, die jetzt wie die begossenen Pudel das Präsidentenpalais verlassen, werden in wenigen Wochen die treuesten industriellen Schildhalter Hitlers sein...

Hindenburg tritt noch einmal aus der Reserve hervor: Punkt zwölf stellt sich im grossen Empfangsaal die neue Reichsregierung dem Feldmarschall vor. Die NSDAP hat für gute Regie gesorgt: auf der Strasse stehen Tausende und bringen Hitler bei seiner Anfahrt Ovationen dar.



Hitler schwitzt vor Aufregung. Im Gegensatz zu ihrem letzten Zusammentreffen ist Hindenburg aber gnädigster Laune. Das Gewitter gegen Hammerstein hat sein bedrängtes Gemüt erleichtert. Er legt Hitler die Hand auf die Schulter. Selbst Hugenberg, den er nicht leiden kann, bekommt ein paar freundliche Worte. Von draussen her dringen die Heilrufe der Menge.

Hindenburg hat den letzten Auftrag erfüllt, den das deutsche Finanzkapital ihm erteilt hat: Hitler hat die Macht in den Händen.

(*Neue Deutsche Blätter, Prag, 1.Jg., Nr.9, Juni 1934, S.521-536.*) Jetzt auch in: Ernst Ottwalt, *Schriften. Hrsg. von Andreas W. Motze. Berlin 1976, S.63-78.*)

GUSTAV REGLER

MITTELEUROPA SCHRUMPFT

Der 28. Januar 1933 war ein letzter grotesker Tag in Berlin. Kantorowicz kochte seinen steifen Haferschleim, als ich ihn aufsuchte, um nach der Post zu sehen, die während meiner Reise an seine Adresse gegangen war.

Ich fand eine Einladung zur *Grünen Woche*, der Ausstellung der Landwirte. «Frag Dewald», sagte Kantorowicz, «der war gestern da.»

Dewald, ein unbeschäftigter Schauspieler, trat aus der Küche, pustete die Backen auf, streckte den Bauch vor und klemmte sich ein Monokel ins Auge. «Ganz vortreffliche Schau!» äffte er. «Tausend Ehrengäste. Auch Herr Ernährungsminister. Na, wird sein letztes Auftreten gewesen sein. ‚Kleintier dominiert.‘ sagte er. Stimmt. Stimmt überall. Dank den Sozis. Aber das wird ja jetzt bald anders werden. General ohne Rückgrat dulden wir nicht mehr lange. Minister sprach auch von der Sehnsucht der Massen: Zurück zur Natur! Er meinte die Schrebergärten. Soll 'ne ganze Million mehr geben. Wenn's mal nützt, die Leute abzulenken; wird aber zu viel *Rote Fahne* in den Lauben gelesen. Bestie wird frech. Produziert auch zuviel Gemüse, isst weniger Brot. Wird bald alles anders werden. Na, ich dachte, nun spricht er auch noch über die Osthilfe, aber da kam schon das Deutschlandlied und der Rundgang. Presse immer daneben. Noch reichlich viel Judenlummel darunter. Sollten schon im Ausland sein. Vierzehn Jahre Marxismus sind um, nicht wahr?»

Dewald sprach nun nicht mehr wie ein Junker aus Ostpreussen, er ahmte Hitlers Stimme nach. Kantorowicz rührte in seinem Brei, von dem er sich jeden Morgen eine Heilwirkung gegen das Gift der nächtlichen Zigaretten versprach. Dewald schob sich eine Haarsträhne in die Stirn. «Ich habe lange genug gewartet!» schrie er. «Ich werde der Kanzler mit der Fliege unter der Nase sein. Meine Haarsträhne soll alle Deutschen bezaubern. Meine Tränensäcke

sollen das neue Schönheitsideal werden. Mein vierschrötiges Kinn wird ein Wahrzeichen der Willenskraft sein, mit der ich Europa und die Welt verändere. Der kleine General, der mir da noch im Wege steht, wird weggeblasen! Die SPD wird ins Mauselloch kriechen. Die KPD wird einen gedruckten Protest von Haus zu Haus verteilen...»

«He!» sagte Kantorowicz und sah ein wenig besorgt auf den Lächerer, der in all seinem Spott etwas Visionäres bekam.

«Ich dulde keinen Widerspruch!» schrie Dewald im monotonen und doch hysterischen Ton des «Führers». «Es gibt kein Proletariat, das schicke ich nach Moskau, es gibt das deutsche Volk, und das wird mir nachfolgen ins tiefste Elend, da es treu ist und seinen Führer erkennt und gern in den Hintern getreten wird. Dieser Schleicher ist jetzt schon einen Monat und 24 Tage an dem Ruder, das mir gehört. Was bildet sich dieser Mann denn ein! Will wohl mit der Kommune einen Rebbach machen? Aber ich werde ihm das Mäuscheln schon abdrosseln, und eh' die Woche vergeht, gib't einen General weniger und einen grossen Führer in der Wilhelmstrasse, so wahr mir meine Fliege helfe und meine Haarsträhne...»

Das Telefon klingelte. Kantorowicz hob den Hörer ab, hörte mit seinem Rabengesicht erst wie verschlafen zu, plitzte mit den Fingern, dann spannte sich seine Stirn, er verneigte sich mehrere Male und hängte ein. Sein Gesicht schien älter geworden, als er zu Dewald hinaufschielend sagte: «Schleicher ist zurückgetreten. Hitler wird Kanzler.»

Dewald strich sich hastig die Strähne aus der Stirn. Er sah aus, als hätte er Angst, wir schlügen ihn tot.

Der Wetterbericht sagte: «Die Schrumpfung des mitteleuropäischen Hochdruckgebiets macht weitere Fortschritte. Bereits am Freitag stieg in Ostpreussen die Temperatur auf plus ein Grad Celsius.»

«Das passt», grinste Dewald. «Mitteleuropa schrumpft, die eingefrorenen Junker der Osthilfe tauen auf.»

Der Leitartikel des *Berliner Tageblatts* klagte: «Noch niemals war die Gefahr für den Bestand des Reiches so gross wie heute...»

Um sieben Uhr abends stand ich mit einer jungen kommunistischen Redakteurin unter den Massen vor dem Reichskanzlerpalais. Ich hatte meinen Wintermantel an und eine kleine Pistole in der Tasche; ich sah zu dem Balkon der Kanzlei hinauf. Ein lebensgefährlicher Gedanke kam mir. «In Paris 1928 habe ich mir wochemlang mein Essen als Preis erschossen — was könnte ich mir hier erschiessen? Den Tod und historischen Ruhm.» Ich steckte die Pistole unter dem Mantel in die sichere Gesässtasche.

Görings wanstige Figur erschien drüben an einem der offenen Fenster. Vom Baum über uns schrie ein Mann: «Es lebe der Reichsluftwaffen-Minister!» Auf der Strasse zogen mit schwelenden Fackeln die Sturmtruppen und der Stahlhelm vorbei.

Wir waren eingeklemmt in die Zuschauer und sahen uns gelegentlich an. Marianne hatte eine grosse Zeitung für Arbeiterinnen redigiert. Hunderttausende liebten ihre Ratschläge, ihr Verständnis, ihre Menschlichkeit. Aber wenn man sie jetzt hier erschläge, würde durch die Hunderttausende ihrer Freunde nur ein Zucken gehen. «So schlimm steht es also!» würden sie sagen und die Frauen würden die letzte Nummer von Mariannes Blatt schnell und verstoßen hinunter in den Mülleimer tragen und sich dem Gesetz der Geschichte beugen.

Das Geschrei schwoll plötzlich an. Am Fenster quer oben erschien Adolf Hitler. Er hob die Hand. Mit raschen, abfertigenden Bewegungen verbeugte er sich. Rings um uns gingen die Arme hoch. Einer schrie verächtlich, da wir nicht grüssten: «Schau, die Kommune ist auch da!» Aber keiner packte uns. Sie waren im Siegestaumel; mochten zwei Persönchen da ruhig mit ansehen, welch herrliche Zeiten jetzt anbrachen! Oben verzog sich Hitler wieder in das beleuchtete Innere des Hauses. «Wo sind denn eigentlich *unsere Führer?*» fragte Marianne leise an meinem Ohr. Es war eine unsägliche Verlassenheit in ihren Augen, obschon sie den Mund ironisch geschürzt hatte.

(Gustav Regler, *Das Ohr des Malchus. Eine Lebensgeschichte.* Frankfurt/M. 1975, S.189 - 191. - *suhrkamp taschenbuch* 293 -)

AUS DEM PROTOKOLL DER ERSTEN SITZUNG DES KABINETTS ADOLF HITLER AM 30. JANUAR 1933

Der Reichskanzler wies darauf hin, dass eine Vertagung des Reichstags ohne Mithilfe des Zentrums nicht möglich sei. Nun könne man vielleicht daran denken, die kommunistische Partei zu verbieten, ihre Mandate im Reichstag zu kassieren und auf diese Weise die Mehrheit im Reichstag zu erreichen. Nach seiner Erfahrung seien jedoch Verbote von Parteien zwecklos. Er befürchte als Folgen eines eventuellen Verbots der KPD schwere innenpolitische Kämpfe und eventuell den Generalstreik. Sicherlich brauche die Wirtschaft Ruhe. Wenn man jedoch die Frage aufwerfe, was für die Wirtschaft eine grössere Gefahr bedeute, die mit Neuwahlen

verbundene Unsicherheit und Beunruhigung oder ein Generalstreik, so müsse man nach seiner Ansicht zu dem Ergebnis kommen, dass ein Generalstreik für die Wirtschaft weit gefährlicher sei.

Es sei schlechterdings unmöglich, die 6 Millionen Menschen zu verbieten, die hinter der KPD ständen. Vielleicht könne man nach Auflösung des Reichstags bei den dann bald vorzunehmenden Neuwahlen doch eine Mehrheit für die jetzige Reichsregierung gewinnen. Am allerbesten werde es sein, wenn der Reichstag sich freiwillig vertage.



Der Reichswirtschaftsminister und Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft führte aus, dass er gewiss keine Sehnsucht nach einem Generalstreik habe. Nach seiner Überzeugung werde es jedoch nicht möglich sein, um die Unterdrückung der KPD heruzukommen. Anderenfalls werde man keine Mehrheit im Reichstag erreichen, jedenfalls keine Zweidrittelmehrheit.

Nach der Unterdrückung der KPD sei die Annahme eines Ermächtigungsgesetzes durch den Reichstag möglich. Es erscheine ihm zweifelhaft, ob im Falle der Unterdrückung der KPD ein Generalstreik ausbrechen werde. Er ziehe die Unterdrückung der KPD den Neuwahlen vor.

Reichsminister Göring teilte mit, dass die Kommunisten für heute Abend (30. 1.) eine Demonstration geplant hätten, die er verboten habe. Nach seinen Feststellungen würde die SPD im Augenblick einen Generalstreik nicht mitmachen. Die Sozialdemokratie dränge zurzeit auf eine Aussprache im Reichstag.

Nach seiner Auffassung sei es am besten, möglichst bald den Reichstag aufzulösen und zu Neuwahlen zu kommen. Der Reichskanzler habe sein Wort dahin verpfändet, dass auch nach den Neuwahlen die jetzige Zusammensetzung des Reichskabinetts nicht geändert werde.

Der Reichskanzler bestätigte die Richtigkeit dieser Mitteilung.

Der Reichsarbeitsminister führte aus, dass in den Reihen des Stahlhelms Jubel über die Bildung der jetzigen Reichsregierung herrsche. Die Zwistigkeiten zwischen dem Stahlhelm und den SA seien nicht mehr vorhanden.

Nach seiner Ansicht sei es misslich, wenn die erste Handlung der jetzigen Reichsregierung in einem Verbot der KPD bestehe und dann ein Generalstreik einsetze.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers und Reichskommissar für Preussen wies darauf hin, dass das deutsche Volk jetzt Ruhe brauche. Nach seiner Ansicht sei es am besten, zunächst vom Reichstag ein Ermächtigungsgesetz zu verlangen. Nach Ablehnung des Ermächtigungsgesetzes könne die Lage immer noch erneut geprüft werden.

Der Reichskanzler führte aus, dass ein Generalstreik nicht leicht genommen werden dürfe. Zur Unterdrückung eines eventuellen Generalstreiks dürfe Reichswehr nach Möglichkeit nicht eingesetzt werde.

Der Reichswehrminister dankte dem Reichskanzler für diese Auffassung und betonte, dass der Soldat als einzig möglichen Gegner einen äusseren Feind anzusehen gewohnt sei.

Der Reichsminister des Auswärtigen untersuchte unter aussenpolitischen Gesichtspunkten die Frage, ob eine Auflösung der KPD mit eventuell folgendem Generalstreik oder Neuwahlen zum Reichstag vorzuziehen seien. Er kam zu dem Ergebnis, dass die Auflösung der KPD mit eventuell folgendem Generalstreik weit denklicher sei.

Der Reichsminister der Finanzen wies darauf hin, dass die Finanzen des Reichs, der Länder und Gemeinden nur durch eine allmähliche Besserung der Wirtschaftslage in Ordnung zu bringen seien. Die Auflösung der KPD betrachte er als letztes politisches Mittel.

Staatssekretär Dr. Meissner stellte zur Erwägung, ein Ermächtigungsgesetz des Inhalts zu beantragen, dass die Reichsregierung zur Vornahme der Massnahmen ermächtigt werde, die zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit notwendig seien. Ein derartiges Ermächtigungsgesetz erfordere nur eine einfache Mehrheit im Reichstag.

Reichskommissar Dr. Gereke führte aus, dass das Zentrum die Regierung nicht werde tolerieren wollen. Baldige Neuwahlen zum Reichstag würden erforderlich werden.

Der Stellvertreter des Reichskanzlers und Reichskommissars für

das Land Preussen schlug vor, dass der Reichskanzler baldigst in einem Interview sich gegen Gerüchte über Gefährdung der Währung und gegen Gerüchte über die Antastung von Beamtenrechten aussprechen möge.

(Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Band 5, Berlin/DDR 1966, S. 443/444.)

AUS DEM AUFRUF DER KPD ZUM GENERALSTREIK VOM 30. JANUAR 1933

Hitler Reichskanzler – Papen Vizekanzler – Hugenberg Wirtschaftsdiktator – die Frick und Göring an der Spitze der Polizei – Stahlhelm-Seldte Arbeitsminister! Dies neue Kabinett der offenen, faschistischen Diktatur ist die brutalste, unverhüllteste Kriegserklärung an die Werktätigen, die deutsche Arbeiterklasse!

Die Betrugsmanöver des «sozialen» Generals sind zu Ende. Die Zuspitzung der Krise, der machtvolle revolutionäre Aufschwung der Massen zwingt die Bourgeoisie, das nackte Gesicht ihrer Diktatur in äusserster Brutalität zu enthüllen. An die Stelle der «sozialen» Phrasen treten die Bajonette der Reichswehr und die Revolver der mordenden SA- und SS-Kolonnen. Schamloser Raub der Löhne, schrankenloser Terror der braunen Mordpest, Zertrampelung der letzten spärlichen Überreste der Rechte der Arbeiterklasse, hemmungsloser Kurs auf den imperialistischen Krieg – das alles steht unmittelbar bevor.

Die Partei der deutschen Arbeiter, die Partei der Streiks gegen Lohnraub, der Verteidigung der Interessen aller Werktätigen, des Kampfes für die Freiheit der Arbeiterklasse und für den Sozialismus – die KPD will man verbieten!

Die Kampforganisation der proletarischen Jugend, der KJVD, die Massenkampforganisation, die den Kampf gegen Lohnraub und Unternehmerwillkür führt, die RGO, sollen verboten werden. Diese faschistischen Anschläge sollen den Kurs auf die volle Zerschlagung aller Arbeiterorganisationen Deutschlands einleiten.

Das blutige, barbarische Terrorregime des Faschismus wird über Deutschland aufgerichtet. Massen, lasst nicht zu, dass die Todfeinde des deutschen Volkes, die Todfeinde der Arbeiter und armen Bauern, der Werktätigen in Stadt und Land ihr Verbrechen durchführen! Setzt euch zur Wehr gegen die Anschläge und den Terror der faschistischen Konterrevolution! Verteidigt euch gegen die schrankenlose soziale Reaktion der faschistischen Diktatur!

Heraus auf die Strasse!

Legt die Betriebe still!

Antwortet sofort auf den Anschlag der faschistischen Bluthunde mit Streik, mit dem Massenstreik, mit dem Generalstreik!

Arbeiter, Arbeiterinnen, Jungarbeiter, nehmt in allen Betrieben, in allen Gewerkschaften, in allen Arbeiterorganisationen, auf allen Stempelstellen sofort Stellung gegen die faschistische Diktatur!

Beschliesst die Arbeitsniederlegung! Beschliesst Massendemonstrationen! Wählt Einheitskomitees und Streikleitungen! Organisiert den Kampf!

(Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Band 5, Berlin/DDR 1966, S.441 f.)

AUFRUF DES VORSTANDES DER SPD UND DER SOZIALDEMOKRATISCHEN REICHSTAGSFRAKTION VOM 31. JANUAR 1933

Arbeitendes Volk! Republikaner!

Im Kabinett Hitler – Papen – Hugenberg ist die Harzburger Front wieder auferstanden!

Die Feinde der Arbeiterklasse, die einander bis vor wenigen Tagen auf das heftigste befehdeten, haben sich zusammengeschlossen zum gemeinsamen Kampf gegen die Arbeiterklasse, zu einer reaktionären grosskapitalistischen und grossagraren Konzentration.

Die Stunde fordert die Einigkeit des ganzen arbeitenden Volkes zum Kampf gegen die vereinigten Gegner. Sie fordert Bereitschaft zum Einsatz der letzten und äussersten Kräfte.

Wir führen unseren Kampf auf dem Boden der Verfassung. Die politischen und sozialen Rechte des Volkes, die in Verfassung und Gesetz verankert sind, werden wir gegen jeden Angriff mit allen Mitteln verteidigen. Jeder Versuch der Regierung, ihre Macht gegen die Verfassung anzuwenden oder zu behaupten, wird auf den äussersten Widerstand der Arbeiterklasse und aller freiheitlich gesinnten Volkskreise stossen. Zu diesem entscheidenden Kampf sind alle Kräfte bereitzuhalten.

Undiszipliniertes Vorgehen einzelner Organisationen oder Gruppen auf eigene Faust würde der gesamten Arbeiterklasse zum schwersten Schaden gereichen.

Darum her zur Eisernen Front! Nur ihrer Parole ist Folge zu leisten! Kaltblütigkeit, Entschlossenheit, Disziplin, Einigkeit und nochmals Einigkeit ist das Gebot der Stunde!

Vorwärts, Berlin, 31. Januar 1933, Morgenausgabe.)

CARL VON OSSIETZKY

KAMARILLA

Schöner Konsum an Rettern. Wieder einer futsch. Wenn das autoritäre Regime so weiter wirtschaftet, dann kann es bald heissen: Jeder Deutsche einmal Reichskanzler! Eltern kinderreicher Familien, hier winkt noch eine Chance!

Wie lange ist es her, dass der letzte Kanzler, allseitig als staatsmännisches Genie begrüsst, auf die Szene trat? Und heute liegt der General von Schleicher, wundenbedeckt wie Caesars Leichnam, auf dem verlassenen Capitol. Der «soziale General», der alle Schwergewichte auf einmal stemmen wollte, stürzt, als Dilettant entlarvt, geschlagen sogar auf seinem höchstpersönlichen Gebiet: der Intrige.

Wichtiger als der leidende Held dieser Haupt- und Staatsaktion ist die Art, wie sie gemacht wurde. Sie demonstriert in schlagendster Weise die Natur jenes präsidialen Regimes, das von servilen Juristen als gottgewollte deutsche Staatsform gefeiert wird. Weil die Junker die Enthüllungen über die Osthilfe mit Recht fürchten, deshalb wird von einem Konventikel unverantwortlicher Interessenpolitiker die monumentale Gestalt des Reichspräsidenten vor die misshandelte Staatskasse geschoben. Das allein spricht Gericht über den präsidialen Absolutismus. Selbst ein so hindenburgfrommes Blatt wie die «Tägliche Rundschau» bemerkt dazu entsetzt: «Die bevorzugte Behandlung Einzelner bei der Osthilfeumschuldung hat aber noch einen viel wichtigeren politischen Charakter. Der autoritäre Gedanke ist diskreditiert worden.» Es gibt nichts mehr zu verschleiern, das ganze Land weiss es jetzt: der Reichspräsident wird von einer Kamarilla dirigiert.

Die Kamarilla ist eine gut altpreuussische Erfindung. Sie funktionierte immer dann, wenn es den Junkern schlecht ging und sie auf Kosten der Bürgerkrapüle saniert werden mussten. Eine Kamarilla hat schon den Freiherrn vom Stein weggebissen und sich nicht gescheut, diesen Patrioten sans reproche dem Franzosenkaiser zu denunzieren. Die Kamarilla hat immer mit der gleichen Skrupellosigkeit gearbeitet. So wird jetzt die merkwürdige Geschichte kolportiert, man habe Hitler beim Alten Herrn madig gemacht, indem man ein Memorandum über seine angeblichen schlechten Sitten vorlegte. Darüber möchte man gern mehr wissen, nicht wegen Hitlers Sittlichkeit, die uns, so oder so, gestohlen bleiben kann, sondern zur Kennzeichnung der heute beliebten Regierungsmethoden.

In Hugenbergs Umgebung hat man, um einen Staatsstreich zu rechtfertigen, die Konstruktion eines «staatlichen Notstandes» ge-

schaffen. Nun, ein staatlicher Notstand ist auch von einem ganz anderen Standpunkt aus kaum zu leugnen. Er wird nicht durch das Versagen der Konstitution charakterisiert oder durch eine ganz besonders rebellische Volksstimmung, sondern durch Personen wie Papen und Schleicher und, vor allem, durch den Reichspräsidenten selbst.

Sobald der Präsident der Republik Befugnisse verlangt, die über die Verfassung hinausgehen, ist der Notstand da. Er wächst in dem Masse, in dem das Staatsoberhaupt von obskuren Gestalten beeinflusst wird, die als «Gutsnachbarn» oder «alte Regimentskameraden» sein geneigtes Ohr finden. Wenn nicht mehr das Vertrauen des Parlaments Kabinette trägt oder verabschiedet und alles vom Vertrauen oder Misstrauen des Reichspräsidenten abhängt, dann ist ein erheblicher Notstand nicht zu verkennen. Der staatliche Notstand ist vorhanden. Er heisst Hindenburg und nicht anders.

Es ist ein Verdienst der Kamarilla, das endlich deutlich gemacht zu haben. Wenn ein stockreaktionäres Komitee einen politikfremden Offizier im Patriarchenalter aus seinem behaglichen Ruhestand zerrt und auf den ersten Platz des Reiches stellt, so weiss es warum. Wenn aber Republikaner – Sozialisten und Demokraten – in dem gleichen Manne die starke Barriere gegen die Begehrlichkeit und die Diktaturgelüste seiner eignen Kaste sehen, so ist das, milde gesagt, etwas absurd. Den Dank an seine republikanischen Wähler hat Herr von Hindenburg ausgesprochen, als er die preussischen Minister aus ihren Ämtern werfen liess, als er das harmlose Siedlungsprogramm Brünings für Bolschewismus erklärte. Überall Enttäuschung. Herr von Hindenburg würde heute nicht so viel Stimmen erhalten wie seiner Zeit Herr Duesterberg. Herr von Hindenburg verfügt über keine Autorität mehr, denn er hat das Vertrauen des Volkes verloren; er hat keine Massen mehr hinter sich.

Das Junkertum fühlt sich in seinen wirtschaftlichen Wurzeln bedroht, deshalb greift die Kamarilla offen nach der Staatsführung. Dazu gesellen sich Grossindustrielle, die eine neue Konjunktur schnuppern und die der öffentlichen Hand wieder entreissen möchten, was sie im Krisenjahr 1931 an sich genommen hat. Schleicher mit seinen diffusen staatssozialistischen Ideen bot nicht die nötige Sicherheit. Das ist der nackte Interessenhintergrund aller Kabalen, der über dem Personellen nicht vergessen werden darf. Daneben spielt eine untergeordnete Rolle, dass die Herren sich nicht recht einig werden können, dass Hitler erst einmal sich selbst will und Herr von Papen natürlich auch zunächst sich selbst, daneben aber noch den Kronprinzen. Das sind nur die kleinen Nuancen einer Konterrevolution.

Das erste Kabinett Papen endete mit Gelächter, ein zweiter Versuch würde mit Tränen enden. Wird nicht sofort und bedingungs-

los der Weg zur Verfassung wieder angetreten – und dazu gehört vor allem der Rücktritt des Reichspräsidenten – so wird die ausserparlamentarische Regierungsweise von oben mit ausserparlamentarischen Abwehrmethoden von unten beantwortet werden. Denn es gibt auch ein Notrecht des Volkes gegen abenteuerliche experimentierende Obrigkeiten. Die deutsche Geduld trabt oft lange dahin, ohne zu fragen, wer ihre Flanken drückt. Sollte aber eine Clique, die nicht zwei Prozent der Nation hinter sich hat, Sporen und Peitsche fühlen lassen, so wird auch dieses sanfte Reittier endlich bocken.



Carl von Ossietzky im Konzentrationslager, 1933

Die Generalstreikparole geht um. Sie wirkt fort, wenn es auch vermessen wäre, über das Tempo aussagen zu wollen. In revolutionären Situationen taktieren die Massen und nicht die Führer. Was denken sich diese Hugenberg, Papen, Schacht, Stülpnagel, die so konfliktsüchtig nach vorn dringen? Welch ein frivoler Mut! Der Acheron schäumt. Die Herren seien zu einer Kahnfahrt freundlichst eingeladen.

(Die Weltbühne, Berlin, 29. Jg., Nr.5, 31. Januar 1933, S. 153-155.)

OSKAR MARIA GRAF

ENDE EINER BEWEGTEN ZEIT

Und da war er plötzlich da, dieser farblose 30. Januar 1933 mit seiner faden, schweren Luft ohne Schneefall, an dem wir, wie seit

unserer Rückkehr aus dem Wasserburgischen, wieder so ausgeleert und ziellos durch die Münchner Strassen gingen und uns auf einmal, als treibe lähmende Ungewissheit und Angst die Einwohner jedes Hauses ins Freie, dicht umdrängt von einer stummen Menschenmasse weitergeschoben fühlten, weiter, immer weiter und immer beengter und beklommener kaum mehr uns selbst empfanden, sondern nur noch vermengt mit diesem riesenhaften Massenleib, der sich tausendfüssig dahinbewegte und nur manchmal kurz stockte und sich ausweichend zerteilte, weil frisch uniformierte, neuausgerüstete SA-Männer einen Menschen aus ihm rissen – «So, Bürscherl, da haben wir dich, du Saujud, du!» – und klatschend auf ihn einschlugen.

Wo waren diese überall verteilten Schlägertrupps auf einmal hergekommen?

Hatten sie bisher irgendwo in sicheren Verstecken als blutgierige Meute lauernnd gelegen und waren auf ein einziges Signal hin losgebrochen? Und wo waren die Polizisten, die gegen sie einschreiten sollten? Und wo waren alle Freundes- und Bekanntengesichter, wenn man scheu und angstvoll geschwind herumlugte? Ganz und gar allein gelassen, geduckt und eingeschüchtert wie ein verprügelter Hund schob sich jeder von uns in der grauen Masse weiter, bis sie ihn irgendwo, wenn ein freier, weiter Platz kam, von sich abstiess. So fanden wir uns endlich am Sendlinger-Tor-Platz und zweigten, da die Menge in die breite Sonnenstrasse dem Stachus zu weiterrann, rasch in weniger belebte Seitenstrassen ab und gelangten auf weiten Umwegen nach Schwabing. Wir sahen nicht hin, wenn sich eine Gruppe schiebend, schreiend und baldend in ein Geräufel um einen Menschen vermengte; wir blieben nicht stehen vor den überall angeschlagenen grossen gelben, fettschwarz bedruckten Telegrammen, wir *wussten-*, Hitler war Reichskanzler!

Aus allen Gastwirtschaften grölte es bierheiser abgehackt: «Sieg Heil! – Sieg Heil! Deutschland erwache!»

Mirjam blieb kurz stehen und sah mich mit einem unbeschreiblichen Blick an. Wachsbleich war ihr Gesicht, ihr Kinn bebte, und tonlos sagte sie: «Und dafür soll man gelebt haben, dafür –?» Ich zog sie nur weiter.

Unsere Tage verrannen nun sehr unausgeglichen. Manchmal standen wir in aller Frühe auf und beschlossen, fortzureisen, einfach irgendwohin, bis das Schlimmste vorüber sei, denn beide waren wir felsenfest davon überzeugt, dass so ein Fanatiker sich höchstensfalls einige Monate lang halten konnte. Wer heute den Klugen spielen will und behauptet, er sei damals vom Gegenteil überzeugt gewesen, dem bleibt es unbenommen; ich glaube es ihm nicht.

Stunden und Stunden erwogen wir so einen Reiseplan bis ins kleinste. Dann aber war doch wieder Abend und Nacht. Am ande-



Clément Moreau (d.i. Carl Meffert), Linolschnitt 1934

ren Tag wieder überlegten wir, ob wir nicht dauernd zu den Wähmanns oder überhaupt aufs Land ziehen sollten, doch es wurde nie etwas Rechtes daraus. Schliesslich wollten wir's sogar mit einer etwaigen Übersiedlung nach Berlin versuchen, denn, meinte Mirjam, «in einer Grossstadt, wo man uns nicht kennt, ist man vielleicht am sichersten.» Wir zählten unser Geld, wir rechneten und rechneten. Wir gingen – ausser es war unbedingt nötig – kaum mehr auf die

Strasse, und es gab Nächte, in denen keiner dem anderen von seiner Angst sagte, da wir oft bis ins Morgendämmern hinein jeden festen Stiefelschritt auf der Treppe in der Herzgrube spürten.

«Jetzt –! Das sind sie!» entfuhr es mir doch einmal schrecklich an einem frühen Nachmittag, als schwere Schritte vor unserer Wohnungstür einhielten und ein schrilles Läuten folgte. Wir blieben beide atemlos hinter der verschlossenen Tür. Wiederum läutete es, und der Mensch draussen brummte was vor sich hin. Er klopfte noch mal fest und rief: «Herr Graf, Herr Graf – Telegramm!»

Blamiert sahen wir uns hinter der Tür an. Es war die Rettung. Die Wiener Bildungszentrale telegraphierte: «Tournée vom 20. Februar bis Mitte März gesichert. Abfahrt wegen Besprechung, wenn möglich, 18. Feber – Luitpold.» Es war der 16. Februar. Wir sahen einander sekundenlang stumm und fragend an.

«Mensch, da kommst du mit –! Grossartig, wie abgemessen, wie gewünscht –. Pack schon ein, komm! Da bleiben wir, bis alles rum ist, fertig», redete ich aufgelebt auf Mirjam ein.

«Nein zu zweit – das geht nicht. Ausserdem, ich bleibe bis zum 10. März. Ich will meine Stimme noch mal gegen Hitler abgeben», sagte sie.

«Was? Bist du verrückt –? Wählen willst du noch –? Damit glaubst du ...? Geh, lass dich doch auslachen! Pack ein, sag' ich, komm mit, fertig!» schimpfte ich noch scherzhaft, doch vergebens, brach ab und redete belebter weiter: «Na, es wird schon. – Ich will mir jetzt doch die paar Schuhe bei Salamander kaufen, ich glaub', ich brauch' sie. Komm, gehn wir in die Stadt.» Die Februarsonne fiel so einladend durchs Fenster, und das Telegramm hatte mich frei und leicht gemacht. Auf der Strasse sah es normaler aus. Nur fiel auf, dass alle Menschen mit eingenommenen Gesichtern, mit gradaus gerichteten Blicken, als sei ihnen verboten nach rechts und links zu schauen, dahingingen. Ich versuchte, Mirjam klarzumachen, dass die von der jetzigen Hitler-Regierung anberaumte Reichstagswahl am 10. März doch aller Voraussicht nach unter Terror geschehen würde und – wie sie auch ausfalle – nichts mehr ändere. Reichstagsmehrheit und parlamentarische Regeln, wie sich das ja bei den letzten Wahlen der Papen-Regierung gezeigt habe, seien doch für die Hitlerleute nicht gültig. Sie hörte zu und sammelte wohl schon ihre Gegenargumente. Da – wie aus dem Boden gewachsen – standen zwei kommunistische Genossen vor uns. Unser geschwindes forschendes Herumschauen deutete, Gott sei Dank, auf kein Gekannt- und Gesehenwerden. Schrecklich abgejagt und erschöpft sahen die zwei aus: «Oskar, du musst uns helfen», sagt der schmale dunkelhaarige Götz Sepp, und Mirjam raunte schnell: «Da, gehn wir in den Hausgang, da!» Hier er-

zählten die zwei, wovon mir einer stets die wöchentlich erscheinende *Arbeiter-Illustrierte* brachte, dass sie nicht mehr aus und ein wüssten, die Nazispürhunde seien hinter ihnen her und die illegalen Verstecke wären schon von anderen Genossen belegt, mit einem Wort – ich verstand, gab ihnen meinen Haus- und Wohnungsschlüssel und sagte: «Wenn ich ihn euch nicht gebe, bin ich für euch ein ganz gemeiner Feigling. Hier habt ihr sie für alle Fälle, aber eins sag' ich euch jetzt schon, bei mir lauft ihr vielleicht gradwegs in eine Falle –. Da, macht's gut, Servus. – Halt da, bitte!» Ich gab ihnen zehn Mark, und wir trennten uns. Eine Zeitlang gingen Mirjam und ich wortlos nebeneinander her.

«Du hast ihnen gar nicht gesagt, dass du wegfährst», sagte sie endlich.

«Nein, warum auch? Es war auch keine Zeit dazu», meinte ich.»Vielleicht kommen sie heute, vielleicht morgen, vielleicht erwischt man sie schon in der nächsten Stunde –»

«Und? – Wenn man die Schlüssel bei ihnen findet?»

Daran hatte ich in der Aufregung nicht gedacht, stutzte kurz, zuckte die Schultern und warf stoisch hin: «Na ja, jetzt ist's schon, wie's ist. – Wir hauen jedenfalls schon morgen ab. In solchen Zeiten kann man nicht lang hin und her überlegen.»

Sie sagte nur noch: «Na?» Und das konnte alles Mögliche heißen. Gut klang es nicht, und wir sprachen bis nach Hause nichts mehr. Alle Bedrücktheit war wieder in uns. Das Abendessen schmeckte uns nicht.

«Na also, wie ist das jetzt!» fing ich in meinem Arbeitszimmer energisch zu reden an. «Kommst du mit oder nicht? Du musst mit, sag' ich dir, du *musst*. Ich überlasse dich nicht einfach diesen Henkern. Du *musst* mit, pack deine Sachen!» Ich redete gut, redete zärtlich, ich brüllte in sie hinein. Es war zum Verzweifeln. Sie fand meine Argumente diesmal logisch und einleuchtend.

«Sicher», fing sie traurig zu reden an. «Ganz sicher, von unserer Wohnung, die wir mit soviel Geduld und Mühe, mit soviel Liebe und Geld eingerichtet haben, von der trenn' ich mich schwer, doch wenn's sein muss, gut –. Aber, ich versteh' das selber nicht, ich bin doch Jüdin, ich war doch nie irgendwie patriotisch deutsch. Aber von Deutschland weggehen, weg und vielleicht nicht wieder, nie wieder zurückkönnen ... Tatsächlich, ich glaub', das könnt' ich nicht. – Überall nur geduldet, wie danebengestellt, nein, das kann ich mir einfach nicht vorstellen –»

«Du –? Du?» fragte ich verblüfft. «Geduldet und danebengestellt –? So was kenn' ich nicht. Hm, merkwürdig, wirklich merkwürdig bist du –»

Da stand sie: schlank und schlicht in ihrem grauen Wollkleid. Eine voll erblühte Dreissigerin mit einem schönen, ovalen, zartrosa-

weissen Gesicht, aus dem zwei dunkle sprechendlebendige Augen schauten. Dichtes, natürlich gelocktes tiefschwarzes Haar umrahmte dieses eigentümliche, fast kitschig sanfte Oval. Nichts an diesem Äusseren war typisch deutsch oder typisch jüdisch, und doch war Mirjam in ihrer männlichen Gescheitheit, mit ihrer intellektuellen Unbeirrbarkeit im Erkennen, Einsehen und Urteilen und ihrer zärtlichen Hingabe eine unleugbare Einheit dieser beiden Typen. Sie begriff schnell, dachte exakt und grübelte sich in vieles so tief hinein, dass ihr die meisten Illusionen im Laufe der Zeit vergangen waren. Sie liebte nur wenige, ganz wenige Menschen, und darum schirmte sie sich von den vielen ab und wehrte sich gegen jedes Eindringen in ihre private Atmosphäre, dennoch versuchte sie beständig an *den* Menschen, als an etwas Gutes, zu glauben und war bereit, dafür Opfer zu bringen, wenn sie auch ihr melancholischer Instinkt, ihre Erfahrungen und ihr fast furchtsames Misstrauen immer wieder zweifeln liessen. Darum sagte sie jetzt: «Weisst du, das geht eben nicht, dass wir immer und immer, wenn was unangenehm und gefährlich wird, ausweichen oder davonlaufen —. Wenn das, wofür wir einstehen, wirklich was wert ist und wenn wir fest dran glauben, dann müssen's wir auch beweisen —. Red mir nichts aus! Bitte, bitte —. Ich weiss, dass ich jede Nacht, ja jede Stunde, wenn die Genossen mal da sind, Todesängste ausstehe —. Ich weiss nicht einmal, ob ich's aushalte, aber ich bleib' bis zum zehnten März, bis zur Wahl, was die Genossen dann tun, ist ihre Sache —. Aber bis dahin bleib' ich, nun Schluss, pack dein Zeug zusammen.»

Mit dem Frühzug fuhr ich sorgengeplagt nach Wien. Mirjam hatte versprochen, jeden Tag zu schreiben, oder wenn Not am Mann sei, zu telegrafieren.

Aber, bitte, sorg dich nicht, wenn's einmal nicht ganz klappt», hatte sie gesagt. Im Zug traf ich die junge tapfere Genossin Lotte Branz, die wir alle gern mochten. «Du gehst auch, du —? Mein Gott!» sagte sie nur, lehnte sich an mich und weinte hemmungslos, obgleich ich ihr sagte, ich käme ja in knapp einem Monat zurück.

«Mein Gott, mein Gott, was haben wir alles versäumt!» jammerte sie noch einmal. Schwer trennten wir uns in Wien. Lotte erwies sich als ungemein mutige illegale Grenzgängerin der Sozialdemokratie während der Jahre, da ihre Genossen noch in Österreich und in der Tschechoslowakei bleiben konnten. Ihren Mann Gottlieb haben sie in Buchenwald in sieben Jahren zum menschlichen Wrack geschlagen.

Als ich im Büro der Bildungszentrale vor meinem Freund Luitpold stand, fragte der verwundert: «Ja, warum hast du denn deine Frau nicht mitgebracht?»

«Meine Frau —? Ja, warum denn?»

«Ja, Freund, du gehst nicht mehr zurück nach Deutschland —.

Deine Frau muss so schnell wie möglich auch raus und hierherkommen. – Wir telegrafieren sofort», sagte er energisch. Da erzählte ich ihm von ihr und den zwei Genossen.

«Nichts zu sagen. Meinen Respekt vor deiner Frau, aber ...» Er sah mich an und schlug auf einmal einen anderen Ton an: «... aber, was red' ich denn! – Mut ist so selten ... Hoffen wir das Beste –»

O ja, es klappte mit den Briefen. O ja, Mirjam kam auch am 11. März auf dem Westbahnhof in Wien an – nur, wir mussten sie heraustragen, genauso wie es schon beim Umsteigen in Freilassing die österreichischen Bahnbeamten machen mussten. Sie sah entsetzlich verängstigt aus und hatte von all den Aufregungen eine lebenslange Platzangst bekommen.

In Konrad Heidens Buch *Die Geburt des Dritten Reiches* kann man lesen: «An einem Tag sind die beiden Kommunisten Götz und Dressel ermordet worden. Götz war bei seiner Einlieferung (ins KZ Dachau) so zugerichtet, dass ihn niemand mehr erkannte.» Es waren jene zwei armen Menschen, die – wie ich später erfuhr – es nicht mehr aushielten, als Mirjam weg war, und auf die Strasse gingen. Unser Schuster soll sie verraten haben.

Und damit fing unser Exil an...

(Oskar Maria Graf, Gelächter von aussen. Aus meinem Leben 1918-1933. München 1966, S. 511 – 518.)

HANNS-ERICH KAMINSKI

NÜCHTERNE BETRACHTUNG

Wer heute Politik treiben will, der muss die Dinge sehr nüchtern betrachten, gleich weit entfernt von Panik wie von unbegründetem Optimismus. Vor allem wäre es töricht, jetzt auf die Uneinigkeit der Reaktion zu bauen. Man darf nicht vergessen, dass die Gegenrevolution ihre letzte und höchste Karte ausgespielt hat und dass die Furcht vor der Niederlage sie besser Zusammenhalten wird als jedes positive Ziel. Die Illusion aber, der Reichspräsident oder die Verfassung könnten ihr Halt gebieten, wird bald völlig zerstört sein – sofern es überhaupt noch Leute gibt, die sie sich machen.

Es kann auch nichts helfen, sich mit der Erinnerung an die Noskezeit zu trösten, die wir überstanden haben. In jenen Jahren kämpfte das Proletariat für seine Revolution, gegen die Verbürgerlichung der Republik; und als es unterlegen war, blieb immerhin

noch ein bisschen Demokratie übrig. Heute handelt es sich gar nicht mehr um den Staat, der ist längst in den Händen unsrer Feinde; es handelt sich um die Organisationen, die der Arbeiterklasse den Rückhalt der Solidarität und die Möglichkeit zu kämpfen geben. Nicht die Verfassung, die Demokratie oder die Republik hat das deutsche Proletariat jetzt zu verteidigen, sondern die Grundlagen seiner politischen und gewerkschaftlichen Existenz, die es sich in siebenzig Jahren geschaffen hat.

Dass es so weit kommen konnte, dass sich in Deutschland, dem Land mit der bestorganisierten Arbeiterschaft der Welt, nun Zug um Zug bis in die kleinsten Einzelheiten wiederholen kann, was sich vor zehn Jahren in Italien ereignete, dass alle Warnungen, alle Mahnungen vergeblich geblieben sind, das könnte an jeder Hoffnung verzweifeln lassen. Dennoch besteht zwischen Mussolinis Marsch auf Rom und Hitlers Einzug in die Wilhelmstrasse ein gewaltiger Unterschied. Nicht, weil es in Italien keine Deutschnationalen gab, die den Faschismus behinderten; nicht einmal, weil damals in Italien die Wirtschaftslage günstiger war als gegenwärtig in Deutschland; und schon gar nicht, weil Italien weniger Rücksicht auf das Ausland zu nehmen brauchte als Deutschland. Keiner dieser Vergleiche ist stichhaltig, in mancher Hinsicht hatten es die Faschisten sogar schwerer als hier die Nationalsozialisten. Der Unterschied ist ein anderer: In Italien war die Arbeiterklasse bereits geschlagen und erschöpft, eine so grosse Gewerkschaft wie die der Seeleute hatte schon den Verband der freien Gewerkschaften verlassen und sich dem Faschismus genähert, und in ganzen Provinzen stand längst kein Gewerkschaftshaus, erschien längst keine sozialistische Zeitung mehr, waren die Konsumgenossenschaften zerstört, hatten die Parteisekretariate zu arbeiten aufgehört. In Deutschland dagegen hat der Terror noch nicht gesiegt, ist noch vieles da, was die Arbeiterklasse zu verteidigen hat. Und das deutsche Proletariat ist noch kampffähig und vor allem kampfwillig.

Der Gedanke der proletarischen Einheitsfront drängt sich jetzt auch Leuten auf, die ihn noch vor einer Woche höhnisch oder skeptisch ablehnten. Dass die beiden grossen Arbeiterparteien sich der Notwendigkeit der Stunde nun noch entziehen könnten, erscheint undenkbar.

Sollte es zu Verhandlungen kommen, so werden die beteiligten Führer hoffentlich jede Empfindlichkeit beiseitelassen. Ein grosses Mass gegenseitiger Nachsicht und Duldung ist die erste Voraussetzung, damit die Einheitsfront überhaupt zustande kommt. Und auch dann wird man nicht zuviel von ihr verlangen dürfen. Etwa einen Strich unter die Vergangeheit zu machen und von nun an alle Angriffe aufeinander zu unterlassen, ist unmöglich und nicht einmal wünschenswert. Grade jetzt müssen beide Parteien ihr Eigenle-

ben bewahren, um ihre Anhänger Zusammenhalten zu können. Dass damit nicht gesagt sein soll, sie sollen bleiben, was sie sind, ist selbstverständlich. Aber ihre Erneuerung muss organisch von innen heraus erfolgen, ohne die Organisation zu gefährden.

Es ist unvermeidlich, dass auch in Zukunft Sozialdemokraten und Kommunisten einander vorwerfen werden, sie seien schuld an den herrschenden Zuständen. Diese Auseinandersetzung kann nicht zum Schweigen gebracht werden, und sie darf nicht zum Schweigen gebracht werden, denn sie ist wichtig für die Zukunft. Wohl aber ist es möglich, dass die beiden Parteien nur noch mit geistigen Waffen ringen, dass sie sich als Teile eines innig verbundenen Ganzen fühlen und dass sie sich auf eine taktische Linie einigen. Unter allen Umständen muss in dem bevorstehenden Wahlkampf und auch fernerhin jede Kräftevergeudung vermieden werden. Es würde aber nicht genügen, wenn die beiden Zentralen etwa nur ein Geheimabkommen in dieser Richtung schlössen. Freunden und Feinden muss vielmehr zum Bewusstsein gebracht werden, dass die Arbeiterklasse weiss, worum es für sie geht, und dass sie entschlossen ist, diesen Kampf Klasse gegen Klasse zu führen.

Wunder freilich wird auch die Einheitsfront nicht vollbringen können. Was in vierzehn Jahren versäumt ist, lässt sich nicht in wenigen Tagen oder Wochen nachholen. Besonders hat es keinen Sinn, jetzt sozialdemokratische und kommunistische Wähler, Parlamentsmandate oder auch Mitglieder und Abwehrorganisationen einfach zu addieren und aus ihrer Summe waghalsige Schlüsse zu ziehen. Das potentiel de guerre, das auf der Abrüstungskonferenz eine so grosse Rolle spielt, hat auch innerhalb eines Landes seine Bedeutung. Die entscheidenden Machtmittel aber sind in den Händen der Gegner, und mit der blossen Zahl ist dagegen nichts auszurichten. Jeder Versuch, sich gegen diese Realität aufzulehnen, würde, wie die Dinge liegen, der Gegenrevolution nur den Vorwand zu immer weitergehenden Massnahmen liefern.

Die proletarische Einheitsfront kann mit Aussicht auf Erfolg den Kampf nur dort aufnehmen, wo das potentiel de guerre ihr die Überlegenheit sichert, wo ihre Kraftquellen fliessen: im Betrieb. Das ist allerdings nicht der heroische Kampf mit Liedern und Fahnen, von dem man allzulange gesprochen hat, ohne ihn zu wagen, solange es noch Zeit war. Jetzt bleibt der Arbeiterbewegung nichts übrig, als gleichsam von vorn zu beginnen, indem sie aus dem sozialen Alltag heraus den Kampf gegen die Gegenrevolution zunächst nur um begrenzte soziale Ziele führt, die sich erst später ins Politische ausweiten können. Schon fängt man an, das Arbeitsministerium abzubauen, schon rüsten sich die Unternehmer, die Einheitstarife zu zerschlagen und durch Sondertarife für jeden Betrieb zu ersetzen. Wie die Spruchpraxis der Schlichtungsstellen sich ge-

stalten wird, lässt sich erraten. In dem Aufruf der Reichsregierung aber liest man statt jeder nationalsozialistischen» Verheissung nur ein Wort von «der Nutzbarmachung der Initiative des Einzelnen».

Das Kampffeld, auf dem um das soziale Gesicht Deutschlands gerungen werden wird, ist also bereits abgesteckt. In diesen Kämpfen um den Lohn, die Arbeitszeit, den Urlaub, die Versicherungsbeiträge und die wohlerworbenen Rechte auf soziale Leistungen werden entscheidende Aufgaben den Gewerkschaften zufallen. So bedeutsam eine politische Einheitsfront ist, noch wichtiger ist deshalb eine gewerkschaftliche Einheitsfront des Proletariats.

Die Kluft zwischen dem ADGB und der RGO ist womöglich noch grösser als die zwischen den politischen Organisationen. Aber diese Kluft muss überbrückt werden. Die gewerkschaftliche Einheitsfront darf jedoch nicht auf Kommunisten und Sozialdemokraten beschränkt bleiben, sie muss ausgedehnt werden auch auf die demokratischen, auch auf die christlichen Arbeiter, insbesondere, wenn möglich, auf den Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband, dessen Unzufriedenheit mit der neuen Regierung eine der Sensationen dieser Tage ist. Nur wenn mit leidenschaftlicher Geduld der Versuch gemacht wird, die Arbeiter dort, wo sie arbeiten und folglich Macht haben, zu sammeln, nur dann können sie ihre Existenz und ihr Recht als Klasse verteidigen.

Mit vollem Bewusstsein spreche ich hier immer nur von der Arbeiterklasse. Mehr als je ist sie heute die Linke. Zu ihr müssen sich jedoch auch alle die gesellen, die am Sozialismus uninteressiert sind, die nur nicht wollen, dass ihr Land im Faschismus versinkt und an ihm zugrunde geht. Was ist denn übrig geblieben von unsrer glorreichen Demokratie? Was wird morgen noch von ihr da sein? Der Hort deutscher Freiheit und deutscher Zukunft ist jetzt allein das organisierte Proletariat. Ihm beizustehen – auch mit Geld! –, seinen Opfern zu helfen, seine Sorgen zu teilen, seinen Geist zu begreifen, sollte heute auch die Pflicht jener liberalen Bourgeoisie sein, die Kultur stets als den höchsten Wert eines Zeitalters bezeichnet hat.

Den Arbeitern aber und denen, die mit ihnen verbunden sind, muss man sagen, dass sie jetzt nicht erwarten dürfen, von ihren Organisationen verteidigt zu werden, sondern dass sie, um ihrer selbst und ihrer Zukunft willen, nun ihre Organisationen verteidigen müssen. Viele werden abfallen, viele überlaufen, aber wer das deutsche Proletariat kennt, der weiss, dass es als Ganzes ebensowenig dem Terror wie demagogischen Lockungen weichen wird, sondern dass es jetzt erst zeigen wird, was es wert ist.

In diesen trüben Tagen können Millionen ihre Sehnsucht nur auf eine ferne Vision richten. Die Gewissheit jedoch, dass diese Vision

Wirklichkeit werden wird, muss uns stark machen, auch wenn der Weg, der vor uns liegt, lang und hart sein wird.

(Die Weltbühne, Berlin, 29. Jg., Nr. 6, 7. Februar 1933, S. 199-201.)

HANNS-ERICH KAMINSKI

DIE NEUE LUFT

In Deutschland herrscht jetzt die Ruhe, die die autoritären Regierungen lieben. Die Opposition ist zum Schweigen verurteilt, denn wer kann ermessen, ob nicht ein unbedachtes Wort als Verunglimpfung von Persönlichkeiten, Verächtlichmachung von Einrichtungen, Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze oder gar als Aufreizung zum Generalstreik angesehen und bestraft werden wird? Selbst die schüchternsten Liberalen müssen das Maul halten und auf den Ablauf des doppelten Vierjahresplans warten, nach dem alles besser werden soll. Die Marxisten haben sogar zehn Jahre, nämlich bis zu ihrer völligen Vernichtung, zu warten. Mit Neid blicken Journalisten jetzt auf so gefahrlose Berufe, wie sie Seiltänzer oder Dachdecker ausüben.

Sagen, was sie denken, dürfen allein die Vertreter des herrschenden Regimes. Leider machen die Herren von ihrer Freiheit sehr bescheiden Gebrauch. Wenn überhaupt, sprechen sie von der Zukunft nur in allgemeinen Wendungen. Man sollte annehmen, sie hätten von der Vergangenheit so genug, dass sie davon nichts mehr hören noch sehen möchten. Seltsamerweise zieht sie jedoch das Gewesene magisch an, und ihre posthumen Angriffe sind unerschöpflich. Immer von Neuem erzählen und erläutern sie, was in diesen vierzehn Jahren geschehen ist, sie erzählen und erläutern es ein bisschen subjektiv, aber jede Geschichtsschreibung ist subjektiv. Ferne sei es von uns, dagegen zu polemisieren. Ob Brutus ein ehrenwerter Mann war, ist noch heute zweifelhaft. Warum soll nicht auch strittig sein, ob bei Kriegsende Deutschland reich an Rohstoffen war, ob damals Ordnung und Zufriedenheit walteten und ob es die Marxisten waren, die dann erst die Inflation und die Korruption und die Prostitution machten?

Bedauerlich ist nur, dass das offiziell gewordene Pathos sich lediglich gegen diese Erscheinungen des gestürzten Systems richtet, ohne ihre Ursachen und Hintergründe aufzuzeigen. Früher versäumte die nationalsozialistische Literatur das nie. Sie schilderte vielmehr sehr eingehend, wie der Marxismus und das Finanzkapi-

tal, der Expressionismus und die französische Politik nur Werkzeuge des Juden sind, der sich ihrer bedient, um das arische Deutschland zu verderben. Durch die Erkenntnis und Verbreitung dieser Zusammenhänge ist die nationalsozialistische Bewegung erst gross geworden, und ohne Zweifel werden ihre Ideen nun in ihren Regierungstaten zum Ausdruck kommen. Doch grade davon hört man wenig.

Die zur Vernichtung bestimmt sind, haben selbstverständlich kein Recht zu fragen. Aber von den vierzehn Millionen Marxisten wird doch noch ein Teil weiterleben und arbeiten dürfen. Viele von ihnen sind vielleicht schon bereit, ihre alten Ideale zu verbrennen, sie möchten sicher nur gern wissen, zu welchen neuen sie sich bekennen sollen und wie es eigentlich im Dritten Reich aussehen wird. Die Marxisten sind in der Beziehung verwöhnt. Der Jude hatte ihnen eine Theorie und ein Programm gegeben. Jetzt sagt man ihnen bloss, dass sie warten sollen.

Damit soll keineswegs behauptet werden, die Regierung tue nichts. Sie tut sogar sehr viel. Man braucht nur an irgendeinem Tag einen Blick in ein beliebiges Blatt zu werfen, um zu sehen, wie viele Zeitungen und Zeitschriften verboten, wie viele Versammlungen aufgelöst oder erst gar nicht genehmigt, wie viele Beamte abgesetzt und ernannt werden. Aber diese Massnahmen sind doch nur machtpolitischer Art. Die schöpferische Aktivität der Regierung hat sich bisher darauf beschränkt, die Zölle für Schmalz und Fleisch zu erhöhen und sämtliche landwirtschaftlichen Betriebe bis zum Oktober vor Pfändungen zu sichern. Ohne die Tragweite dieser Bestimmungen zu verkleinern, darf man vermutlich bemerken, dass sie bestenfalls geeignet sind, den Landwirten über die nächsten Monate hinwegzuhelfen. Dass sie eine grundsätzlich neue Phase der deutschen Agrarpolitik oder gar der gesamten deutschen Wirtschaftspolitik einleiten, müsste jedoch erst bewiesen werden. Selbstverständlich kann man nicht den Schutt, der sich in vierzehn Jahren angehäuft hat, in wenigen Wochen beseitigen. Immerhin könnte man ankündigen, wo man anfangen und nach welchen Richtlinien man es tun will.

Niemand wird im Ernst bestreiten, dass Deutschland erneuerungsbedürftig ist. Wenn sich die beiden Rechtsparteien, um allen Übeln ein Ende zu bereiten, auf ein Programm geeinigt haben, so haben sie jetzt die Macht, es zu verwirklichen. Aber wenn sie in vier Jahren Deutschland wirtschaftlich und geistig auf eine völlig neue Grundlage stellen wollen, müssen sie bald beginnen. Vier Jahre vergehen rasch, und wenn sie vorüber sind, werden von dem Marxismus, der ja erst in zehn Jahren ausgerottet sein soll, noch mindestens sechs Zehntel vorhanden sein. Vielleicht werden diese Millionen auch nach vier Jahren nichts zu sagen haben. Jedoch

schon vorher oder noch später wird ein ganzes Volk, das darbt und leidet, Rechenschaft fordern. Denn die Regierungen und selbst die Regime wechseln, das Volk aber bleibt, und es ist sehr anspruchsvoll und streng, auch wenn es manchmal langsam denkt.

Noch ist nichts Positives geschaffen. Gründlich geändert hat sich indes bereits die Atmosphäre. Seit dem 30. Januar gibt es wirklich ein andres Deutschland, in dem die alten Begriffe und die alten Vorstellungen keinen Platz mehr haben. Man erinnere sich, welche Bedeutung weite Kreise vor ein paar Monaten dem Urteil des Staatsgerichtshofes über Preussen beimassen. Jetzt ist das Urteil einfach aufgehoben, vom Reich aus sind nun auch die preussischen Reichsratsvertreter ernannt worden, und der gesamte kunstvolle Aufbau des Reichs ist damit in seinen Fundamenten verändert. Aber niemand kümmert sich noch um die neue Klage, die die abgesetzte preussische Regierung beim Staatsgerichtshof anhängig gemacht hat, niemand erwartet noch, die Frage, ob und inwieweit Deutschland ein Bundesstaat im bisherigen Sinne ist, könnte durch einen Rechtsspruch entschieden werden. Und das Gleiche wie für den Staatsgerichtshof gilt für den Reichstag. Niemand zweifelt daran, niemand denkt noch, die Zukunft werde von Abstimmungen abhängen. Eine neue Luft weht in Deutschland.

Die Paragraphen haben ihre überragende Bedeutung verloren, und auch die Neigung zu Kompromissen gehört einer verflornten Epoche an. Belehrt durch harte Tatsachen, weiss heute der letzte Bauer wie der letzte Arbeiter, dass in der Politik die Rücksichtslosen immer recht haben und dass die Macht allein das Mass aller Dinge ist. Die Nationalsozialisten haben von jeher die Spiessbürger verspottet, die nur mit geistigen Waffen kämpfen möchten. Nunmehr ergreift diese Überzeugung unaufhaltsam die ganze Nation. Ein Deutschland entsteht so, in dem der Glaube an die Kraft alle sentimental und juristischen Hemmungen überwindet. Der Wunsch, nur und um jeden Preis stark zu sein, steigt mächtig in jedem einzelnen auf, und das ganze Land wird von dem Gefühl durchdrungen, dass das Leben unerbittlich ist und dass im Kampf ums Dasein Unbarmherzigkeit eine Forderung der Selbsterhaltung ist.

Das liberale Deutschland ist damit in Wahrheit tot. Eine Zeit hat nun begonnen, in der die Gegensätze brutal sind und in der Richter überflüssig erscheinen. Uns ziemt es nicht, diese Zeit zu begrüßen oder zu beklagen. Wir konstatieren sie lediglich. Ihr moralisches Fazit werden unsre Kinder ziehen. Uns bleibt nur übrig, sie zu begreifen und aus ihr zu lernen.

(Die Weltbühne, Berlin, 29. Jg., Nr. 8, 21. Februar 1933, S. 265-267.)

LEO LANIA

WIE LANGE?

Vergleiche, die leider stimmen

Vor mehr als zwei Jahren schrieb ich im «Tage-Buch» auf Wunsch des Herausgebers eine umfassende Darstellung der Entwicklung Italiens in den letzten Monaten vor Mussolinis Marsch auf Rom, eine kritische Untersuchung der Gründe, die zu jenem schaurigen «Untergang einer Demokratie» geführt haben. Die Artikel-Serie, viel zitiert und kommentiert, wurde «interessant» genannt, die Analogie der darin mitgeteilten Fakten zu den damals gerade aktuellen deutschen Begebenheiten als «tatsächlich erstaunlich gross» bestätigt – und doch blieb der Arbeit auch die bescheidenste Wirkung selbst in jenen Kreisen versagt, für die sie in erster Reihe geschrieben war: bei den leitenden Männern der Gewerkschaften, der Sozialdemokratie, der politischen und intellektuellen Linken. Als Lehre und Warnung war die Veröffentlichung gedacht, und gerade dieses Attribut wollte man ihr nicht zugestehen. Ja, je eindeutiger die Analogien schienen, mit um so grösserem Misstrauen wurden sie aufgenommen und desto entschiedener abgelehnt: «Vergleiche stimmen bekanntlich nie» – also sind sie schon von vorneherein kein taugliches Beweisstück. «Italien ist nicht Deutschland» – «Hitler kein Mussolini» und – letzter entscheidender Trumpf: die Rivalität der schwerindustriellen und junkerlichen Reaktion mit dem Hakenkreuz zu mächtig, als dass Deutschland je eine faschistische Diktatur erleben könnte. Dieser Trumpf wird noch heute ausgespielt.

Auf einem Diskussionsabend der «Liga für Menschenrechte» im vergangenen Frühjahr wurde ich von sonst sehr klugen und noch heute als besonders kundig geltenden Journalisten und Politikern ferner belehrt, dass das deutsche Zentrum die sicherste Gewähr gegen eine Diktatur Hitlers sei. Sah ich nicht die geistige Überlegenheit Brünings, die organisatorische Macht der katholischen Kirche? Wenige Monate später war Brüning politisch ein toter Mann.

Tut nichts, wir haben ja Schleicher! Er wird die historische Mission erfüllen, Hitler zu «erledigen». Und da auch diese Hoffnung schwand, klammert man sich heute an Hugenberg und Papen; die Gegensätze in der nationalen Front müssen zu ihrer Sprengung führen, an dem unlöslichen Widerspruch zwischen den Zielen der massiven Kapitals-, Militär- und Sozialmacht Hugenberg-Papens und den Forderungen der an das Wunder des Dritten Reichs glaubenden nationalsozialistischen Massen wird Hitler scheitern.

In einem ausgezeichneten Artikel (Heft 6 des «T.B.») hat Schwarzschild in ebenso exakter wie lichtvoller Weise eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Situation gegeben. Aber in einem Punkte kann ich nicht mit ihm übereinstimmen. Schwarzschild analysiert die Ämterverteilung im Kabinett und zieht aus dem «Missverhältnis zwischen dem Einfluss, den der arrivierte und den der eingesessene Partner im Kabinett besitzt», den Schluss, «der nationale Zusammenschluss bestehe vorderhand aus einem Minimum von freier Handlungsmöglichkeit für Hitler und aus einem Maximum von Gewicht für Papen». Inzwischen hat der «Unterbeamte des Herrn von Papen», der Innenminister Göring, Tag für Tag Regierungspräsidenten, Landräte, Polizeibeamte entlassen und schliesslich nationalsozialistischen Sonderkommissaren die Regierungsgewalt in grossen Teilen Preussens übertragen. Ich kann nicht finden, dass der Gefangene dieser widerspruchsvollen Koalition Hitler heisst.

Als Hitler vor mehr als zwei Jahren sein feierliches Bekenntnis zur Legalität ablegte, frohlockte die gesamte Linke, und Malaparte schrieb in seinem vielgelesenen Buch über den «Staatsstreich», Hitler werde nie Diktator werden, weil er «kein Revolutionär» sei, während doch bekanntlich Mussolini in einem revolutionären Marsch auf Rom die Macht erobert habe.

In meiner schon erwähnten Artikelserie habe ich nachgewiesen, dass diese mussolinische Revolution eine Legende ist. Auch Mussolini kam «ganz legal» an die Macht — der Marsch auf Rom war nicht mehr als eine nachträgliche Siegesfeier, im Prinzip nichts anderes als der Fackelmarsch der Braunhemden durch die Wilhelmstrasse. Auch Mussolini ging zuerst eine Koalition ein, in der sogar Vertreter von Parteien sass, die unsern Demokraten und dem Zentrum entsprachen. Auch Mussolini bekam die Macht in einem Augenblick ausgeliefert, da der Höhepunkt der faschistischen Bewegung bereits überschritten war, in seinen Kassen eine trostlose Ebbe herrschte und der Industriellenverband durch den Generalsekretär Olivetti dem Duce die weitere Zahlung von Subventionen kündigte.

Über den Unterschied im Format zwischen Hitler und Mussolini aber will ich mich heute nicht näher verbreiten. Ich verspreche mir nicht viel von derlei psychologischen Untersuchungen, und ich hänge nach wie vor der Überzeugung an, dass der Nimbus eines Amtes und die reale Macht, die es verleiht, seinen Träger um etliche Dutzend Grade erhöht. Das gegenwärtige Europa bietet an vielen Stellen den Beweis, dass eine Diktatur, wenn sie nur militärisch und administrativ genügend stark untermauert ist, auch von Persönlichkeiten ausgeübt werden kann, die weit entfernt vom Genie sind.

Die inneren Gegensätze der Diktatur? Auch Mussolini stand vor dem «unlöslichen» Widerspruch zwischen den an seine revolutionären Parolen glaubenden Massen der Landarbeiter und Kleinbürger einerseits, der ihn finanzierenden Grossbourgeoisie andererseits. Die Armee, die eifersüchtig die Miliz beargwöhnte, der Hof, der den Parvenu, die Kirche, die den Atheisten verachtete, – waren das nicht genügend starke Garantien gegen eine Stabilisierung der mussolinischen Herrschaft?

Sie waren es nicht.

Warum?

Weil der Hof und die Grossbourgeoisie so «unmoralisch» waren, ihre privaten Interessen, deren Schutz Mussolini ihnen garantierte, wichtiger zu nehmen als die Verteidigung der hohen Ideale, die sie predigten. Schliesslich kapitulierte sogar die Kirche, und im Lateranvertrag gab der Vatikan für ein paar Dutzend erschlagene katholische Geistliche und die Vernichtung der katholischen Landarbeiterorganisationen Absolution. Der unlöslichste Widerspruch findet seine Lösung, wenn ein Dritter da ist, auf den die Kosten des Kompromisses abgewälzt werden können oder wenn einfach kein anderer Ausweg bleibt.

Die Unterschiede

So viele Parallelen die italienische und die deutsche Entwicklung aufweist und so gefährlich es ist, diese Analogien nicht in ihrer ganzen Stärke zu erkennen – zwei grosse Unterschiede bestehen tatsächlich zwischen dem Italien von 1922 und dem Deutschland von 1933.

Da ist zuerst die allgemeine ökonomische Situation. Mussolini trat seine Herrschaft im Zeichen eines Konjunkturaufschwungs an, er konnte als Nutzniesser der grossen Prosperitätswelle in den ersten schwierigsten Jahren seiner Regierung vor den Massen den Widerspruch zwischen den versprochenen Seligkeiten und seinen so bescheidenen Leistungen leichter verschleiern, als dies heute gelingen wird. Die Hoffnung auf die Demaskierung des Widerspruchs zwischen Sein und Schein der nationalen Ära steht also auf gutem Fundament.

Aber überschätzt man für gewöhnlich nicht zu sehr das Tempo dieses Ernüchterungsprozesses? So gewiss es ist, dass der Rattenschwanz von Widersprüchen, dass die ökonomische Frage die Hugenberg-Hitler-Koalition ebenso sprengen wird wie eine Alleindiktatur Hitlers – die konkrete Frage nach der *Dauer* dieser faschistischen oder pseudofaschistischen Ära bleibt offen, so lange es nicht gelingt, die reale Macht der Arbeitermassen beider Bekenntnisse als aktiven Faktor in die Entwicklung des reaktionären Kräftspiels einzuschalten.

Bleibt für den Augenblick also nur die Hoffnung auf einen zweiten, zentralen Sachverhalt. Im Unvermögen des Nationalsozialismus, in die marxistische Front einzubrechen, in der Tatsache, dass die proletarischen Massen zu mehr als 90% gegen das Gift der faschistischen Ansteckung immun geblieben sind – darin liegt der einzige prinzipielle Unterscheid von möglicherweise sofortiger Wirkung zwischem dem italienischen und dem deutschen Beispiel. Der entscheidende und für die Beurteilung der weiteren Entwicklung wichtigste Unterschied.

Die Widerstandskraft der deutschen Arbeiterschaft, ihre Immunität gegen alle Lockungen des Nationalsozialismus ist mehr als bewundernswert – beinahe unfassbar, wenn man die ständigen Fehler und Irrtümer der Oberführung beider Arbeiterparteien berücksichtigt. Man macht sich keiner billigen Heroisierung der Massen schuldig, wenn man diese unwandelbare Treue des deutschen Proletariats zu seinem politischen Credo als eine Leistung anerkennt, die beinahe sogar die Groteske der Revolution von 1918 entschönt. Und man wäre fast versucht zuzugeben, dass diese Massen diese Führer nicht verdient haben, wäre dies Auspielen von Masse gegen Führung nicht allzu primitiv. In der Tat kann man auch die breiten Massen des deutschen Proletariats nicht von der Anklage freisprechen, fast fünfzehn Jahre lang der Illusion angehangen zu haben, dass der passive Widerstand das sicherste Mittel der Verteidigung, dass der blosse Bestand einer miliionenköpfigen Organisation ein genügend starkes Bollwerk gegen jeden faschistischen Umsturz sei. Die Führer haben diese Illusionen zwar genährt, aber damit doch nur ausgesprochen, was die Massen selbst fühlten und glauben wollten.

Das Schicksal und die Tragödie der deutschen Linken: die Flucht vor der eigenen Tat, die Illusion, der Gegner werde sich von selbst erledigen, wenn man ihm nur die Initiative des Handelns überlasse, «ihn in die Falle locke», wobei man, wie Trotzki einmal richtig sagte, nur vergass, dass diese Falle – die Macht war. Keine Illusion wurde verschmäht, wenn sie nur die Aussicht bot, um den Kampf herumzukommen: Hindenburg und Brüning, die Kirche und die Reichswehr, die Eide Hitlers und die Paragraphen der Weimarer Verfassung wurden gleichermaßen freudig als Garantien gegen einen Sieg der Reaktion akzeptiert. Als ultima ratio blieb das Bewusstsein des überparteilichen und unegoistischen Handelns, blieb das Vertrauen auf die «Anständigkeit» des Gegners und der Glaube an die eigene mächtige Organisation.

So taumelte die Linke von Illusion zu Illusion, und da sie heute der nackten und blutigen Realität gegenübersteht, da sie erkennen muss, dass alle so weitherzig geübte Objektivität und Kompromissbereitschaft, statt mit Dank mit Gewalt und Ausrottungs-Aufrufen

quittiert wird, dass die mächtige Organisation in den Augen des Gegners nur ein Fetisch ist, der keinen Polizeisäbel schreckt – da glaubt die Linke, sie müsse nur ihre Sprache ändern, an Stelle des verbindlichen Tons das starke Wort setzen, um den Feind einzuschüchtern.

Die letzte Chance

Das starke Wort ist gut – aber es kommt zu spät. Die grosse Geste ist wichtig, aber selbst sie bleibt wirkungslos, weil sie nicht mehr ernst genommen wird. Die geballte Faust schreckt nicht, weil sie unbewehrt ist.

Dies ist die grösste und verhängnisvollste Gefahr der Stunde: sich mit dem Wort zu bescheiden, wo auch die beste Parole, die packendste Lösung die versäumte Tat nicht mehr ersetzen kann.

«Einheitsfront» ist ein solches Wort.

«Generalstreik» ein anderes.

Die Einheitsfront der sozialdemokratischen und kommunistischen Parteien ist die Forderung des Tages. Von ihrer Verwirklichung hängt Sieg oder Niederlage nicht nur des deutschen Sozialismus, nicht nur der deutschen Republik ab. Das Schicksal Europas hängt an der Frage, ob es in letzter Stunde gelingt, die Millionenmassen der deutschen Arbeiterschaft, dieses beste, disziplinierteste und – falls richtig geführt – unüberwindliche Heer des Fortschritts in einer geschlossenen Front gegen die Reaktion zu formieren. Aber diese Einheitsfrontparole, die letzte Waffe der Linken, droht stumpf und schartig zu werden, wenn sie nur Parole bleibt, wenn hinter der Losung nicht die Verwirklichung sichtbar wird.

Konkret gesprochen: die Kluft zwischen den Massen der beiden Arbeiterparteien kann ebensowenig durch ernste Diskussionen, wie durch unernste Manöver geschlossen werden. Das Misstrauen, durch jahrelangen Bruderkampf genährt, wird nicht durch Appelle, Klagen und Drohungen getilgt werden. Gelehrte Untersuchungen über die Einheitsfront «von oben» oder «von unten», historische Analysen, Zitate, offene Briefe – sie werden die Einheitsfront nicht erstehen lassen, weil ja über die Notwendigkeit ihrer Verwirklichung zwischen Links und Rechts keine Meinungsverschiedenheit besteht.

Was jetzt not tut, ist: ein gemeinsames *Sofortprogramm*, ein gemeinsamer *Aktionsplan für die nächsten Wochen und Monate*. Dieser Plan, dieses Minimalprogramm muss zuerst da sein, bevor es gelingen kann, die kommunistischen Massen zu überzeugen, dass der Appell zur Einheitsfront mehr ist, als wiederum eine schöne rhetorische Floskel.

Die Konzeption eines solchen Programms würde sofort den

Streit, ob die Einheitsfront «von oben» oder «von unten» verwirklicht werden solle, beenden. Nur Vereinbarungen zwischen den leitenden Instanzen der beiden Parteien können die einheitliche technische Durchführung des Minimalprogramms sichern; nur die Einheitsfront von unten aber kann garantieren, dass dem Programm auch die Tat nicht fehlen würde.



Clément Moreau (d.i. Carl Meffert), Linolschnitt 1934

Würden heute die verantwortlichen Männer der Kommunisten und Sozialdemokraten mit der Erklärung vor die Massen treten, *ein paritätisches Aktionskomitee* habe als Oberleitung der vereinigten Linken die Durchsetzung eines Minimal-Aktionsprogrammes übernommen, das keine anderen Ziele verfolgen müsste als die Zusammenfassung aller Schaffenden in Werkstatt und Betrieb zum gemeinsamen Schutz der physischen Existenz der Arbeiterschaft, zur Verteidigung ihrer Institutionen, ihrer Presse, ihrer Einrichtungen, und zur Durchsetzung gerade jener ökonomischen Forderungen, die vom «nationalen Sozialismus» selbst so oft als Köder in die Massen geworfen wurden – es gäbe keine Parole, kein Manöver, das diese *Tat* durchkreuzen könnte. Nur aus der lebendigen Aktion kann die Einheitsfront geboren werden. Die Fehler der Vergangenheit können nie durch ein Prozessverfahren, nicht durch die schönste Geste des guten Willens, durch keine Demonstration der Reue – nur durch das tätige Handeln gesühnt werden.

Fordern die Sozialdemokraten «Einheitsfront», so antworten die Kommunisten mit der Parole «Generalstreik». Im Grunde sind beide Parolen in dieser abstrakten Formulierung gleich unverbindlich, gleich illusionär. Der Kampf, den die Linke jetzt zu bestehen hat, ist nicht so simpel, als dass er in einer einzigen Aktion erfüllt werden oder gipfeln könnte. Wie, an welchem Punkt, unter welchen Umständen, durch welche Mittel der Durchbruch durch die reaktionäre Front gelingen wird – diese Frage wird erst akut werden, wenn die Gegenfront formiert ist. Vorläufig handelt es sich darum, die Massen überhaupt erst wieder in Bewegung zu bringen, sie mit Willen und Optimismus zu erfüllen, den sicheren Resultanten des Zusammenschlusses.

Die Stellung der bürgerlichen Reste

Die «Frankfurter Zeitung» appellierte vor einigen Wochen an das demokratisch-republikanische und das katholisch-universalistische Bürgertum, den Kampf gegen die faschistisch-autarkistische Reaktion nicht der Arbeiterschaft allein zu überlassen. Wie berechtigt diese Mahnung ist, erweist jeder Tag von Neuem. Je schwieriger es Hitler fallen wird, die Mägen seiner Gläubigen zu füllen, je offener es werden wird, dass von den radikalen ökonomischen Forderungen des nationalsozialistischen Programms schlechthin alles den agrarischen und schwerindustriellen Partnern geopfert werden muss, umso eifriger wird das Bemühen werden, den entfesselten Instinkten der durch ökonomische Verelendung verzweifeln und durch jahrelange Agitation aufgeputschten Massen ein Tummelfeld zu schaffen: Universitäten und Schulen, Kunst, Rundfunk, Theater, Film, Literatur und Presse – ein wildes Trommel-

feuer vernichtet die letzten Positionen des Geistes, in welchem kulturellen Lager sie sich befinden mögen. Schon heute sind sogar die nationalsozialistischen Intellektuellen verdächtig, werden kaltgestellt. Die Jünger und Zehrer, die ohnehin nur wenigen selbständigdenkenden, der deutschen Sprache mächtigen Männer im nationalsozialistischen Lager müssen schweigen, wenn die Kapitäne und Generäle kommandieren. Bestenfalls dürfen noch Hans Heinz Ewers und Walter Bloem die rassistischen Belange apportieren. Mit Riesenschritten marschiert Deutschland ins kulturelle Zuchthaus, wenn es nicht gelingt, den Geist aus den Fesseln jener «verabscheuungswürdigen Mischung aus Revolution und Reaktion» zu befreien, aus diesem «roh-humanistischen Dienst am Vergangenen», gegen den sich Thomas Mann so tapfer empörte, als er kürzlich die Kundgebung des sozialistischen Kulturbundes mit dem Bekenntnis begrüßte, «der geistige Mensch bürgerlicher Herkunft gehört an die Seite des Arbeiters, des Sozialismus».

In der Tat wäre die Schändung und Vergewaltigung des Geistes nur das Vorspiel für die Vernichtung der materiellen und physischen Existenz der bürgerlichen Intellektuellen aller Spielarten. Und jeder Protest, auch die mutigste Demonstration wird wirkungslos bleiben, so lange nicht der Geist zur Gewalt wird, so lange nicht die bürgerliche Linke und diejenigen, denen die Erbmasse universalistisch-römischer Kultur anvertraut ist, ihren Platz in der Front der vereinigten Millionenmassen des deutschen Proletariats einnehmen.

Müßig zu prophezeien, wie sich die nahe und fernere Zukunft gestalten wird. Aber vor einem müssen wir uns hüten: vor billigem Optimismus. Mag sich der national-sozialistische Mummenschanz auch nur als ein kurzes Zwischenspiel erweisen – der politische Mensch darf nicht in Jahrhunderten denken wie der Philosoph und Historiker. In diesen Tagen weniger denn je. Europa, die Welt, ist ein Tollhaus! In diesen Wochen einer zum Zerreißen gespannten weltpolitischen Situation kann auch ein «kurzes Abenteuer» die Menschheit vor vollendete Tatsachen stellen, deren Korrektur einen ausserordentlichen Aufwand von Energie und – Blut kosten kann. Von der Zerstörung und Vernichtung materieller und geistiger Werte, die selbst ein kurzes faschistisches Intermezzo im Gefolge haben wird, gar nicht zu reden.

In diesen Stunden wird uns nur ein Licht den Weg aus der Wirnis weisen: nicht unser Wissen um die Schwächen des Gegners, nicht unser Glaube an die Gerechtigkeit der eigenen Sache, sondern nur die Erkenntnis, dass Wissen und Glauben, dass Hoffnung und Geist eitel bleiben, so lange sie sich nicht mit dem Willen paaren, für sich einzustehen.

Der Sieg wird uns nicht als Geschenk und auch nicht als Erbschaft einer bankrotten Firma in den Schoß fallen – er muss erstritten werden.

(Leo La nia, Wie lange? In: Das Tagebuch, 14. Jg., Heft 8, 25. Februar 1933, S. 293-300.)

LEO WEISS

DIE NACHT DER PROVOKATION

Ein kalter Februarabend. Am Bahnhof Friedrichstrasse: «Für den Wahlfonds der NSDAP» – «Für den Wahlfonds der Deutschnationalen Partei» – «Gegen Bolschewismus, für den nationalen Aufbau!» – «Für den Wahlfonds der KPD» –

Etwa sechs SA-Männer in ihren Uniformen umstanden den Sammler der NSDAP. Der Andrang zur Sammelbüchse war gering; hie und da warf eine elegante Dame oder irgendein Kleinbürger eine Münze hinein.

«Juden nach Palästina!» – «Für den Wahlfonds der NSDAP!»

Der Menschenstrom, der vom Bahnhof Friedrichstrasse kommt, reißt alles mit. Der Verkehr bleibt für einen Moment still. Autobusse werden abgestellt. Jemand ruft: «Es brennt! Feuer! Feuer!» Von der Ferne ertönen die Alarmsignale der Feuerwehr.

Wo brennt's? Eine Stimme ruft: «Man sagt, der Reichstag brennt!» Ein SA-Mann: «Die Schwatzbude brennt.»

Man geht nicht mehr, man wird vom Menschenstrom getragen, der sich in Richtung des Reichstages wälzt.

*

Ich habe einst den Justizpalast in Wien brennen sehen. Das war am 15. Juli 1927. Ich habe auch das Wiener Parlament brennen sehen. Das war im April 1919. Der Brand wurde damals im Keime erstickt. Beide Male umstand eine gewaltige Menschenmenge die brennenden Gebäude. Zwischen den Flammen der Gebäude und den Menschen, die sie umstanden, bestand sozusagen ein innerer Kontakt. Es war eine gegenseitige Aneiferung, Entfachtung. Als das Wiener Parlament brannte, da bekannten sich die, die es angezündet haben, zu ihrer Tat. «Nieder mit den alten Symbolen!» – sagten sie. «Auf ihren Trümmern soll eine neue Ordnung erstehen.»

Als der Justizpalast brannte, da vermochten stundenlang die Salven der Polizei nicht, die Massen zu verscheuchen. Da durchschnitten die Massen die Schläuche der Feuerwehr, da bauten die Arbeiter

ter Barrikaden um das brennende Gebäude, da wurde immer mehr Brennstoff, wurden Benzinfässer und Papiere in die Flammen geworfen, um sie noch mehr zu entfachen.

Je mehr damals die Flammen emporzügelten, desto stärker entflammte bei den Zehntausenden, die dastanden, ein Gefühl der Begeisterung: Das Symbol der alten Justiz, das Symbol der Klassenjustiz geht in Rauch und Flammen auf. Knechtschaft von Jahrhunderten bricht zusammen, Versklavung findet ihre Sühne. Hier, vor dem brennenden Reichstag, stand eine *erstaunte* Menschenmenge. Was soll das bedeuten? Diese Frage konnte man auf den meisten vom Flammenschein geröteten und erleuchteten Gesichtern ablesen.

Jemand sagte: «Das hat die Kommune gemacht.»

«Die Kommune?»

Eine bierheisere Stimme schrie laut: «Es ist ein Skandal! Es ist unbegreiflich, dass man dieses Gesindel noch frei herumlaufen lässt.»

«Aber machen Sie sich doch nicht lächerlich! Wozu sollten die Kommunisten fünf Tage vor der Wahl den Reichstag anzünden?»

«Sie sind ein Marxist, ein Vaterlandsverräter!»

«Lächerlich!»

«Was soll hier lächerlich sein? Haben Sie nicht – bitte lesen Sie doch die Zeitung! Lesen Sie doch von den Katakomben im Karl-Liebnecht-Haus, die vor drei Tagen von der Polizei entdeckt worden sind, lesen Sie von ihren geheimen Plänen, von...»

«Volksgenossen!» – Ein Bürger in einem Pelz nahm seine Melone ab, aber er kann nicht weiter sprechen.

«Achtung, keinen Schritt weiter! Etwas zurück hier!» Schupooffiziere liefen hin und her, erteilten Befehle. Immer lauter wurden die Kommandorufe.

Der Bürger nahm seine Rede wieder auf:

«Es geht um unser Kinder Leben. Es geht um Deutschlands Zukunft. Sie wollen die Regierung, die uns Gott gesandt, die Regierung Adolf Hitlers vernichten. Die Kommunisten sind vor den Toren. Die Kommunisten sind hinter uns.»

Ein hysterischer Schrei. Eine Frau bekommt fast Wutkrämpfe: «Die Kommunisten werden nicht ruhen, bis sie alles angezündet haben, bis sie uns alle vernichtet haben!»

«Aber beruhigen Sie sich doch, liebe Frau. Wer hat Ihnen denn nur sowas eingeredet?»

«Mir hat niemand etwas eingeredet. Mein Sohn ist Standartenführer. Er hat mir alles genau erklärt. Die Kommunisten haben einen Befehl von Moskau: beim Reichstag beginnt's, in unseren schönen Wohnungen soll es enden.»

•

Eine Bewegung geht durch die Menge, die zum Reichstag hinübersieht. Es ist, wie wenn ein Wind ein reiches Ährenfeld bewegt.

«Sie haben ihn.»

«Sie haben sie alle.»

«Wen?»

«Die Verbrecher!» – «Die Mordbrenner!» – «Die Brandstifter!» – «Jetzt führen sie sie ab!» – «Wer sind sie?»

Alles schwirrt durcheinander: «Ein Moskauer Agent.» – «Ein russischer General.» – «Ein kommunistischer Führer, ein bolschewistischer Bandit.»

«Schlagt sie alle nieder!» – «Werft sie in die Flammen!»

«Deutschland erwache!» – «Heil Hitler!»

«Ruhe, Volkgenossen! Kaltes Blut bewahren. Das wird ihnen passen, dem kommunistischen Gesindel, dass man die lebendigen Zeugen dieses historischen Verbrechens verbrennen würde. Adolf Hitler wird reinen Tisch machen.»

«Kurzer Prozess muss gemacht werden!»

*

Es ist eine Stunde nach Mitternacht. Dumpfe und schwere Dunkelheit lagert über Berlin. Ich befinde mich in der Untergrundbahn, Richtung Seestrassse. Man spricht. Nein, es ist kein Sprechen, es ist ein Flüstern. Es ist, als spüre jeder, dass *in dieser Nacht dem Volke die Sprache genommen, über Deutschland Stummheit verordnet wurde.*

Ausgang des Bahnhofs Seestrassse. In Gruppen stehen Menschen und flüstern: «Da lachen die Hühner – die Kommunisten sollen den Reichstag angezündet haben?» – «Den möchte ich sehen, der daran glaubt.»

Ein Faustschlag ins Gesicht. Blut strömt aus Nase und Mund. Die Arbeiter nehmen sich ihres geschlagenen Genossen an. Sie werfen sich auf den Braununiformierten.

Wie aus dem Boden gestampft, taucht eine Gruppe SA auf. Fünf Arbeiter werden verhaftet. Verhaftet, geschlagen, geschunden auf der Strasse. Schupos jagen hin und her.

In der nächsten halben Stunde entwickelt sich das Bild dieser Nacht.

Ein Flitzer kommt die Müllerstrasse heraufgerast, biegt in die Seestrassse ein. Ein anderer kommt von der Seestrassse, vollbeladen mit Gefangenen. Menschen, nur notdürftig bekleidet, aus dem Schlafe gerissen.

«Heil Hitler!» – schreit ein Trupp SA, der aus der Utrechter Strasse herauskommt und drei Menschen, die kaum ein menschliches Aussehen noch haben, mit sich schleppt.

Einer der drei fällt auf der Strasse um. Ein SA-Mann stösst ihm seinen schweren Stiefel in den Bauch.

«Lass ihn doch hier verrecken, Karl!»

«Ach nee, – der Hund stellt sich nur tot. So sind die Bestien immer. Wenn wir ihn liegen lassen, trägt ihn das Gesindel gleich fort und morgen hat er wieder das grosse Wort bei der Kommune.»

Ein Fenster wird aufgerissen. Es ist im vierten Stock: «Hilfe! Hilfe! – Sie schlagen uns alle tot!»

«Wirst du schweigen!» – schreit ein SA-Mann von unten herauf.

«Heil Hitler!»

«Wird heute auch mit Hugenberg aufgeräumt?» – höre ich einen SA-Mann fragen.

«Schweig, Erich. Hast Du nicht gehört, was der Standartenführer gesagt hat? Über Politik darf heute nicht gesprochen werden.» Die Frau wird vom Fenster weggezerrt. Das Licht erlischt. Die Fenster werden geschlossen.

Von einer anderen Seite wird ein Röcheln hörbar. Ein Mensch wird am Fuss gezogen, eine Blutspur bezeichnet den Weg. Die Strasse ist wieder menschenleer.

*

Die Strassen hinter dem Weddingplatz liegen im tiefen Schlummer. Aber je mehr die Nacht dem Morgen zuschreitet, desto öfter wird das Geräusch der Flitzer hörbar. Immer sind es zwei bis drei Schupos, die von einem Dutzend oder mehr SA-Leuten begleitet werden.

Die Menschen, die hier wohnen, scheinen von dem, was sich am vergangenen Abend abgespielt hat, noch keine Ahnung zu haben. Heftiges Pochen an den Haustoren, ja Aufbrechen von Haustoren, bringen immer wieder erstaunte, erschrockene und verschlafene Gesichter ans Fenster. Ein Stadtviertel wird gewaltsam aus der Ruhe gerissen.

Kinder und Frauenschreie durchdringen bald die Strassen weit und breit. Lärmszenen, dumpfe Schläge, unheimliche Töne hallen im Echo der Nacht wider.

Einzelne Gestalten schleichen die Häuserfronten entlang und machen an den Haustoren verschiedene Zeichen. Anscheinend werden auf diese Weise der SA und der Polizei die verfehmten Wohngebäude bezeichnet.

Weiter nördlich befindet sich die sogenannte «Weisse Stadt» in Reinickendorf. Hier bietet sich dem Beobachter ein eigenartiges Bild dar. Um 3 Uhr morgens – vielleicht hat es schon viel früher

begonnen – werden viele Fenster, die bisher das gewöhnliche Aussehen hatten, mit Hakenkreuzen beklebt. Aus anderen Fenstern werden Hakenkreuzfahnen gehisst. Aus anderen Fenstern wieder wehen noch trotzig die roten Fahnen mit Sichel und Hammer in der nächtlichen Strasse. Aus einer Ecke dringt ein markerschütternder Schrei. Zwei Schupos, die in der Strasse auf und ab patrouillieren, beginnen im Laufschrift sich nach der Richtung des Schreis zu bewegen.

Plötzlich ergreift einer den anderen an der Schulter, ihn am Lauf hemmend. Ich höre, wie einer zum anderen sagt: «Es hat keinen Sinn; helfen können wir doch nicht. Bleiben wir lieber hier.»

«Es ist fürchterlich» – antwortet der andere.

«Dass man so hilf- und machtlos dem Wüten der Banditen zusehen muss. Wozu sind eigentlich wir noch da?»

«Na ja, lange wird man ja auch uns nicht halten!»

Es klirren Scheiben: «Die roten Fetzen einziehen! – Ihr Schweinehunde! – Ihr Pack!»

Irgendwo in der Ferne ertönen einzelne Schüsse.

(Unsere Zeit, Paris-Basel, VII. Jg., Heft 2, 20. Februar 1934, S. 46 – 49.)

HORST LOMMER

DER REICHSTAG BRENNT

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
komm, alter Kämpfer, geh an deine Pflicht!
Jetzt heisst es handeln und dann untertauchen:
was man hier tut, Kamrad, sieht keiner nicht.

Verbrannte Balken und verrusste Zimmer,
als «Täter» wird ein Irrer hergeholt.
Stumm blickt das Volk auf die verkohlten Trümmer
und ahnt nur dumpf, hier wird es selbst verkohlt.

Der Geisteskranke gibt sich zu erkennen
als Mitglied der verruchten KPD;
sie wollte ganz Berlin zu Asche brennen,
den Bürger schauert's auf dem Kanapee.

Schon köpft man Kommunisten und «Verräter»,
indem man jammernd auf den Reichstag zeigt.
Zur Vorsicht köpft man auch die wahren Täter,
weil Schweigen Gold ist, und wer tot ist, schweigt.

Spontan wird nun die KPD verboten,
kassiert sind ihre Stimmen bei der Wahl,
und zahlenmässig stärker als die Roten
ist jetzt Herr Hitler und regiert legal.

Legal wird unser Reichstag ausgeschaltet,
legal die freie Meinung liquidiert:
Deutsch seid ihr nur, wenn ihr die Schnauze haltet.
Die Fahne hoch, voran der Führer führt.

(Horst Lommer, *Das Tausendjährige Reich*. Berlin 1946, S. 10/11.)

DER BRAND

1.

Am 24. *Februar* wurde das sogenannte «Karl-Liebknecht-Haus» zu Berlin, die Zentrale der Kommunistischen Partei, polizeilich besetzt, genauestens durchsucht, schliesslich abgesperrt und versiegelt.

Schon am selben Tag wurde amtlich bekanntgegeben, eine Fülle von hochverräterischem Material sei gefunden worden.

Am 26. *Februar* meldete der Conti-Dienst, ein Nachrichtenbüro des Ministers Hugenberg, noch Ausführlicheres über das Ergebnis der Aktion. In «unterirdischen Gewölben» und «Katakomben» – die gegen Schluss der gleichen Meldung auch mit dem landläufigen Ausdruck «Keller» bezeichnet waren, – seien gravierende Beweise dafür gefunden worden, «dass die Kommunistische Partei und ihre Unterverbände ein zweites illegales Dasein unter der Oberfläche führten». Nicht weniger als hundert Zentner detaillierte Anweisungen für die Durchführung der bevorstehenden Revolution seien der Polizei in die Hände gefallen.

So viel war der Öffentlichkeit teils aus amtlicher, teils aus privater Quelle bekanntgeworden, als am 27. *Februar* gegen 10 Uhr abends, die Flammen im Reichstagsgebäude hochschlugen.

Morgen-Ausgabe
Nr. 99 A 42 50. Jahrg.

Arbeitslos und Kriegs-
Widwen SW 60, Cumberlitz 3
Sonntags 41 1/2 Uhr Dohd 100 bis 107
Kriegswidwen, Kriegswidwen 100

Vorwärts

Wählt Liste 2
Sozialdemokraten

DIENSTAG
28. Februar 1933

BERLINER  VOLKSBLATT

Ein Blatt 10 Pf.
Kundenzs. 15 Pf.

Centrorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Riesenbrand im Reichstag

Gestern in der zehnten Abendstunde brach im Reichstagsgebäude an mehreren Stellen zugleich ein Riesenbrand aus. Das Feuer ergriff den Sitzungssaal und schlug bald zur Kuppel heraus. Die Feuerwehr aus ganz Berlin wurde zusammengezogen. Der Sitzungssaal brannte vollständig aus. Es liegt Brandstiftung vor.

Mehr aber als die Öffentlichkeit wusste, mehr als ihr mitgeteilt worden war, *wusste schon vor Ausbruch des Brandes die Berliner Polizei*. Sie wusste schon durch das Material, das im Liebknecht-Haus beschlagnahmt worden war, dass in der Nacht vom 27. zum 28. Februar (Montag auf Dienstag) «die planmässige Durchführung der bolschewistischen Revolution» beginnen sollte. Sie wusste weiter, dass die Anweisungen zu dieser am 27. Februar in Angriff zu nehmenden Revolution unter anderem express auch dahin gingen, «Regierungsgebäude in Brand zu setzen».

Von diesem der Öffentlichkeit bis dahin unbekanntem Wissen der Polizei gab der *Amtliche Preussische Pressedienst* erst nach Ausbruch des Reichstagsbrandes, da aber sofort, der Bevölkerung Nachricht. Noch in der Brandnacht, – also eben in jener Nacht vom 27. zum 28. Februar, in der es zum Bürgerkrieg hätte kommen sollen, – verfasste der amtliche Pressedienst eine Erklärung über die ganze Sachlage. Sie wurde in den frühen Morgenstunden des 28. Februar den Redaktionen zugeleitet und findet sich in sämtlichen Blättern dieses Tages. Es heisst da:

«Diese Brandstiftung ist der bisher ungeheuerlichste Terrorakt des Bolschewismus in Deutschland. Unter den Hunderten von Zentnern Zersetzungsmaterial, das die Polizei bei der Durchsuchung des Karl-Liebknecht-Hauses entdeckt hat, fanden sich die Anweisungen zur Durchführung des kommunistischen Terrors nach bolschewistischem Muster.

Hiernach sollen Regierungsgebäude, Museen, Schlösser und lebenswichtige Betriebe in Brand gesteckt werden ... Durch die Auffindung dieses Materials ist die planmässige Durchführung der bolschewistischen Revolution gestört worden. Trotzdem sollte der Brand des Reichstages das Fanal zum blutigen Aufbruch und zum Bürgerkrieg sein. Schon für Dienstag früh vier Uhr (28. Februar. D. Red.) waren in Berlin grosse Plünderungen angesetzt. Es steht fest, dass mit diesem heutigen Tage in ganz Deutschland die Terrorakte gegen einzelne Persönlichkeiten, gegen das Privateigentum, gegen Leib und Le-

ben der friedlichen Bevölkerung *beginnen und den allgemeinen Bürgerkrieg entfesseln sollten.* «

Unzweifelhaft besagt dieses Communiqué, der Polizei sei schon durch das Liebknechthaus-Material genau bekannt gewesen, dass es im Zuge der Terror-Akte, die «mit dem heutigen Tage beginnen und den allgemeinen Bürgerkrieg entfesseln sollten», *auch zur Entzündung von Regierungsgebäuden* kommen werde. Das ist Amtliche Preussische Mitteilung.

Angesichts dieser Sachlage ist zu fragen, wo die polizeilichen Vorsichtsmassregeln geblieben sind.

Es ist möglich, dass die Berliner Polizei das Reichstagsgebäude für kein Regierungsgebäude gehalten hat, was in einem engeren Sinn ja richtig ist. Es ist möglich, dass sie den besonders verschärften Schutz, den sie angesichts des ihr bekannten fixen Datums des Revolutionsbeginns und angesichts der ihr bekannten Brandbedrohtheit von Regierungsgebäuden gewiss nicht unterlassen haben kann, nur auf die Ministerien, diesen eigentlichen Sitz von Regierungsstellen, konzentrierte. Aber diese Auslegung wäre staatsrechtlich anfechtbar und polizeilich unvorsichtig. Man muss es geradezu ein Versäumnis nennen, dass nicht auch für den Reichstagsbau Vorsorge getroffen wurde. [...]

Mit diesem Massstab gemessen, wird es vollends unerklärlich, wieso in der wichtigen Nacht des Bürgerkriegsbeginns und damit der Brandstiftung in Regierungsgebäuden der Riesenkomplex des Reichstagshauses nur unterm Schutz seiner zwei normalen Nachtwächter stand.

2.

Das Subjekt van der Lubbe, dem die Weltgeschichte nur ein bescheidenes Plätzchen im Herostraten-Winkel zubilligen wird, interessiert kriminalistisch durch eine merkwürdige Mischung von höchster Gewandtheit und ärgster Stupidität.

Technisch, sozusagen, hat er mit einer Umsicht gearbeitet, die schwerlich überboten werden könnte. Bis zu dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, sind 28 Brandherde festgestellt, — das heisst: an 28 verschiedenen Stellen des Riesenhauses sind Lager von leicht brennbaren Materialien angehäuft, anscheinend auch mit Petroleum und Teer präpariert worden. Schon das Einschmuggeln des Materials muss schwierig gewesen sein, dem Leiter des Unternehmens ist einzuräumen, dass er mit grosser Geschicklichkeit arbeitete. (Die Reichstags-Überwachung allerdings mit dem Gegenteil!) Noch ungewöhnlicher war dann am Tag der Tat die eigentliche Vorbereitung: die sachgemässe Anlage der 28 Brandherde und ihre Entflammung. Das muss, ob mit, ob ohne

Helfer, geraume Zeit in Anspruch genommen haben; und dass es ohne Entdeckung bewerkstelligt wurde, stellt sowohl der verbrecherischen Begabung des Lubbe wie seiner kühnen Selbstsicherheit der Gefahr des Erwischtwerdens gegenüber ein höchst bemerkenswertes Zeugnis aus. Was hätte aus dem Menschen werden können, wenn er solch seltene Fähigkeiten in den Dienst des Aufbaus, nicht der Zerstörung gestellt hätte!

Um so rätselhafter wirkt andererseits die Häufung von groben Fehlern, zu der sich, wie das so zu gehen pflegt, zuguterletzt auch die Verbrecherbegabung Lubbe hinreissen liess. Das sind die grossen Rätsel der Kriminalistik! Der Täter hat stunden-, vielleicht tagelang sich ein- und auszuschleichen, hat sich bei emsiger Arbeit allen Aufsehern und Beamten unsichtbar zu machen gewusst. Aber nachdem seine Arbeit schliesslich vollendet ist, nachdem das Haus schon in hellem Brand steht und die Feuerwehr rasselnd angefahren kommt, treibt irgendein Dämon ihn, nicht zu entweichen, orientierungslos am Tatort herumzuirren und einfach der Polizei in die Arme zu laufen. Und dann stellt sich heraus, dass er auch die primitive Verbrecher-Vorsicht, seinen Pass zuhause zu lassen, verabsäumt hat; ja, dass er sogar die Papiere bei sich trägt, die ihn als Mitglied der Kommunistenpartei ausweisen, wodurch rasch jedes Leugnen zwecklos wird und nur noch ein Geständnis übrig bleibt. Die Kriminalpsychologie ist um einen neuen Lehrfall bereichert. [...]

(Anonym – wahrscheinlich Leopold Schwarzschild – , Der Brand. In: Das Tagebuch, 14. Jg., Heft 9, 4. März 1933, S. 332-334.)

AUS DER «VERORDNUNG DES REICHSPRÄSIDENTEN ZUM SCHUTZ VON VOLK UND STAAT» VOM 28. FEBRUAR 1933

Auf Grund des Artikels 48 Abs. 2 der Reichsverfassung wird zur Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte Folgendes verordnet:

§1

Die Artikel 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 der Verfassung des Deutschen Reichs werden bis auf Weiteres ausser Kraft gesetzt. Es sind daher Beschränkungen der persönlichen Freiheit, des Rechts der freien Meinungsäusserung, einschliesslich der Pressefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechts, Eingriffe in das Brief-, Post-,

Telegraphen- und Fernsprechgeheimnis, Anordnungen von Haus-suchungen und von Beschlagnahmen sowie Beschränkungen des Eigentums auch ausserhalb der sonst hierfür bestimmten gesetzlichen Grenzen zulässig.

(Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Band 5, Berlin/DDR 1966, S. 448.)

ALFRED KANTOROWICZ

**DER REICHSTAGSBRAND:
AUFTAKT
ZUR WELTBRANDSTIFTUNG**

Wenige Minuten, nachdem der Reichstagsbrand gemeldet war, erschienen Göring und kurz nach ihm Hitler, von Papen und Goebbels an der Brandstätte. In ihrer Begleitung war Sefton Delmar, der Berliner Korrespondent der ultrakonservativen, der Hitler-Bewegung wohlwollend gesinnten Londoner Zeitung «Daily Express». Hitler, soeben an der Brandstätte eingetroffen, wandte sich an Vizekanzler von Papen mit folgenden Worten: «Das ist ein von Gott gegebenes Zeichen! Niemand wird uns daran hindern, die Kommunisten mit eiserner Faust zu vernichten.» Und zu Delmar gewandt fuhr Hitler fort: «Sie sind Zeuge einer grossen neuen Epoche in der deutschen Geschichte. Dieser Brand ist ihr Beginn.»
(Aus dem «Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror»)

Der Reichstagsbrand war der Beginn einer neuen Epoche in der deutschen Geschichte. In der Tat. Heute stehen wir am Ende dieser «grossen neuen Epoche», die mit einer kriminellen Brandstiftung begann und uns nun auf den Trümmern von hunderttausend Bränden zurückgelassen hat. [...]

Es wird wohl an der Zeit, dass auch den Deutschen, denen Wahrheit und Gerechtigkeit am Herzen liegen, bekanntgemacht werde, mit welchen Mitteln die Unholde, die uns auf einem Trümmerfeld zurückgelassen haben, seinerzeit die Macht an sich rissen.

*

In der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1933 brach im Gebäude des Deutschen Reichstages in Berlin ein Brand aus, der mit grosser Schnelligkeit um sich griff und den Mittelbau einschliesslich des

Sitzungssaales vernichtete. Eine erste Meldung, die der Berliner Rundfunk in den späten Abendstunden des 27. Februar sendete, besagte, dass eine Brandstiftung vorliege. Man habe am Tatort einen der Untäter verhaftet, einen Mann, der nur mit Hemd und Hose bekleidet gewesen sei. aber seinen holländischen Pass und ein kommunistisches Parteibuch zur Hand gehabt und gewissermassen den eindringenden Polizeibeamten präsentiert habe. Sein Name sei van der Lubbe, und er habe bereitwillig ein volles Geständnis abgelegt.

Am nächsten Tag gellten hundert Schlagzeilen der bereits mehr oder weniger gleichgeschalteten deutschen Presse, dass die Kommunisten den Reichstag in Brand gesteckt hätten, als ein Fanal des Massenterrors und Bürgerkrieges. Ein offenbar von langer Hand vorbereitetes Kommuniké des amtlichen «Preussischen Pressedienstes» gab den Text, nach dem jeder Journalist, dem sein Leben und seine Stellung in Deutschland lieb waren, sich auszurichten hatte. Diese Brandstiftung, so hiess es da, sei «der bisher ungeheuerlichste Terrorakt des Bolschewismus in Deutschland».

Die nationalsozialistische Propaganda hielt es nicht für nötig, eine Erklärung darüber abzugeben, warum denn die teuflischen Terroristen nicht etwa das Braune Haus in München oder die Residenz des Herrn Goebbels in Brand zu stecken versucht hätten, sondern just den Reichstag, in dem damals noch eine überwiegende Mehrheit von Anti-Nazis, darunter hundert kommunistische Reichstagsabgeordnete, die Parteigenossen der vorgeblichen Attentäter, ihre Mandate ausübten. Aber für die Zwecke der Nationalsozialisten waren logische Erklärungen und Begründungen überflüssig. Es handelte sich nicht um Aufklärung, sondern um Einschüchterung. Die grosse Lüge, die direkte und totale Umkehrung eines Tatbestandes, wurde nicht allein durch ohren- und nervenzerreissende Stimmstärke zu Gehör gebracht, sondern durch Blut- und Terrororgien als Wahrheit dekretiert; wehe dem, der gefragt oder gezwifelt hätte, man wusste ihn zum Schweigen zu bringen.

In der bereits erwähnten ersten Darstellung der Ereignisse durch den amtlichen «Preussischen Pressedienst» hiess es:

«Es liegt zweifelsfrei die schwerste bisher in Deutschland erlebte Brandstiftung vor. Die polizeiliche Untersuchung hat ergeben, dass im gesamten Reichstagsgebäude vom Erdgeschoss bis zur Kuppel Brandherde angelegt waren. Sie bestanden aus Teerpräparaten und Brandfackeln, die man in Ledersessel, unter Reichstags-Drucksachen, an Türen, Vorhänge, Holzverkleidungen und andere leicht brennbare Stellen gelegt hatte. Ein Polizeibeamter hat in dem dunklen Gebäude Personen mit brennenden Fackeln beobachtet...»

Die Darstellung ist korrekt. Spätere Untersuchungen der Feuerwehrbeamten, der Polizei und anderer Beamter haben bestätigt, dass an vielen, weit auseinanderliegenden Stellen des Gebäudes zugleich Brandherde gelegt worden sind und andere Tatzeugen berichteten, dass sie Männer mit brennenden Fackeln im Reichstagsgebäude hin und her huschen sahen. Seltsam, nicht wahr? Denn man hat niemals einen der zahlreichen Täter aufspüren können, mit Ausnahme des halbnackten, geistesgestörten Mannes van der Lubbe, der die eindringenden Beamten mit seinem holländischen Pass und seinem kommunistischen Parteibuch in der Hand erwartete. Wie, so fragt man sich, sind denn die zahlreichen Täter – zumindest sieben – mit ihren Brandfackeln und Zentnern von Brandmaterial in das Reichstagsgebäude hineingelangt und wo sind sie denn alle hin verschwunden? Das Reichstagsgebäude war Tag und Nacht von zahlreichen Beamten überwacht. Der Zugang zum Reichstag war Besuchern nur durch Portal 5 möglich, wo sie eine Reihe von Reichstagsbeamten zu passieren hatten. Das gleiche galt für den sogenannten Abgeordneteneingang, Portal 2. Ist es denkbar, dass unter den Augen dieser Beamten sieben bis zehn Männer zentnerweise Brandmaterial in den Reichstag hineinschleppen konnten? Und wo sind sie denn alle hingekommen? Das Gebäude war ja sofort, nachdem der erste Polizeibeamte durch die Scheiben die Männer mit Brandfackeln erspäht hatte, umstellt worden.

Das «Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror» hat der Welt die unwiderlegliche, dokumentarische Aufklärung dieses Mysteriums gebracht. Aus den zahlreichen Dokumenten, die das «Braunbuch» präsentierte, greifen wir hier eines heraus: Die Denkschrift des deutschnationalen Reichstagsabgeordneten und Fraktionsvorsitzenden Dr. Oberföhren. Dieser erzreaktionäre Herr ist insofern ein unverdächtigere Zeuge, als er nun ganz gewiss nicht in dem Verdacht stehen konnte, mit linken, umstürzlerischen Bewegungen zu sympathisieren. Er begann seine Denkschrift auch mit den Worten: «So sehr die Deutschnationale Partei mit den schärfsten Massnahmen gegen die Kommunisten einverstanden ist, so wenig billigt sie die Brandstiftung durch die Koalitionsfreunde (die Nazis). In der Kabinettsitzung am Dienstag wurde zwar den schärfsten Massnahmen gegen die Kommunisten und zum Teil auch gegen die Sozialdemokraten zugestimmt. Es wurde jedoch kein Zweifel daran gelassen, dass die Brandstiftung das Ansehen der nationalen Front im Auslande aufs Schärfste schädigen würde.»

Dr. Oberföhren berichtet dann in dieser Denkschrift, die insgeheim unter seinen Parteifreunden verbreitet wurde und später ins Ausland gelangte, von den verschiedenen Provokationsplänen der Nazis, die gewöhnlich in Goebbels' Gehirn entstanden, und er schildert dann, was man übrigens durch zahlreiche andere Doku-

mente bereits wusste, wie die Brandstiftung im Reichstage sich vollzogen habe. Ein Kellergang verband das Reichstagspräsidenten-Palais, das Gebäude, in dem der Präsident des Deutschen Reichstages residierte – und dieser Reichstagspräsident war niemand anderer als Hermann Göring –, mit dem Reichstagsgebäude. Durch diesen Gang waren die Brandstifter mit ihren Brandmaterialien und Brandfackeln in das Reichstagsgebäude gelangt, und durch diesen Gang entwichen sie wieder zurück in das Haus ihres Protektors und Auftraggebers. Zahlreiche andere Zeugen haben den Vorgang bestätigt, der in der Denkschrift des Dr. Oberfohren folgendermassen geschildert wird:



Die Brandstifter gingen «unter Führung des SA-Führers von Schlesien, des Reichstagsabgeordneten Heines, durch die Heizungsgänge vom Palais des Reichstagspräsidenten durch den unterirdischen Gang in den Reichstag. Für jeden einzelnen der ausgesuchten SA- und SS-Führer war die Schwelle genau bezeichnet, wo er anzusetzen hatte. Am Tage vorher war Generalprobe gehalten worden. Van der Lubbe ging als fünfter oder sechster Mann. Als der Beobachtungsposten im Reichstag meldete, dass die Luft rein ist, begaben sich die Brandstifter an die Arbeit. Die Brandlegung war in wenigen Minuten vollendet. Auf dem gleichen Wege, auf dem sie gekommen waren, gingen sie nach getaner Arbeit zurück. Van der Lubbe blieb allein im Reichstagsgebäude zurück.»

Alle diese ausgesuchten SA- und SS-Führer mit Einschluss von Heines, einem der brutalsten SA-Totschläger der an Totschlägern so reichen Nazigeschichte, wurden dann übrigens später am 30. Juni 1934 «liquidiert». Man musste die Tatzeugen für immer zum Schweigen bringen. Was den unglückseligen van der Lubbe betrifft, dessen Auftrag es war, im brennenden Reichstag zurückzubleiben und den eindringenden Beamten ein kommunistisches Parteibuch auszuhändigen, so war er ein geistesgestörter Pervertierter, der sich zum Werkzeug dieses Naziplanes hatte machen lassen in der Hoffnung auf eine Belohnung, auf die er bis zum Augenblick, da er gehängt wurde, vertrauensselig wartete. Er war den Nazis zugeführt worden durch einen nationalsozialistischen Abenteuererschottischer Abstammung, einen Dr. Bell, der damals der aussenpolitische Berater von Hitlers Stabschef Röhm und mit ihm eng befreundet war. Er hatte Röhm mit dem pervertierten holländischen Jungen bekannt gemacht. Der Name van der Lübbes fand sich später auf der sogenannten «Liebesliste» Röhm's. Es ist bekannt, dass Hauptmann Röhm ebenfalls am 30. Juni 1934 «liquidiert» wurde. Fast unbekannt geblieben ist in Deutschland die Rolle des Abenteurers Dr. Bell. Dr. Bell kannte van der Lubbe sehr gut und war auch über die Beziehungen unterrichtet, die van der Lubbe in Berlin und München zu SA-Kreisen angeknüpft hatte. Er wusste von der Rolle, die van der Lubbe beim Reichstagsbrand zu spielen hatte. In ein wenig angetrunkener Stimmung verriet Bell am 3. oder 4. März 1933 im Nationalen Club in der Friedrich-Ebert-Strasse seine Informationen über die Hintergründe des Reichstagsbrandes. Dies Aus-der-Schule-Plaudern kostete ihn das Leben. Am 3. April 1933 wurde er in dem österreichischen Grenzstädtchen Kufstein von SA-Männern, die aus München kamen, ermordet.

Auch Dr. Oberfohren, dessen Denkschrift auf Schleichwegen ins Ausland gelangte und in englischen, französischen und Schweizer Blättern anonym veröffentlicht wurde, bezahlte seine Kenntnisse der Hintergründe des Reichstagsbrandes mit seinem Leben. Er wurde am 7. Mai 1933 in seiner Wohnung tot aufgefunden. Alle für die Hitlerregierung kompromittierenden Papiere wurden von den Mördern geraubt. Die Denkschrift aber war bereits in den Händen einiger anderer rechtsstehender Abgeordneter und im Ausland verbreitet.

Das alles klingt, als sei es eine Parodie auf blutrünstige Phantasien eines drittklassigen Gangsterfilms. Das Erschütternde ist, dass mit diesen Methoden, die wir selbst in Gangsterfilmen unglaubwürdig finden, in der Realität des Hitlerreiches Politik gemacht wurde, eben mit den Mitteln, die Gangsterbanden anwenden mögen, um zur Macht zu kommen und sich an der Macht zu halten: Mord, Raub, Brandstiftung, gegenseitiger Verrat und Furcht vor dem

Verrat, Liquidierung von Zeugen und Mitwissern. Die Unterwelt, die wirkliche Unterwelt, hatte die Gewalt ergriffen über ein altes Kulturvolk.

Hitler erschien, wenige Minuten nachdem der Brand gemeldet war, gemeinsam mit seinem Vizekanzler und Mitverschworenen von Papen an der Brandstätte. Kaum angelangt und noch bevor er irgendwelche wie auch immer geartete Erklärung entgegengenommen hatte, gurgelte er in seinem übelsten Kaschemmenjargon:



Goebbels, Hitler und Göring am Tatort, wenige Minuten nach der Entdeckung des Brandes

«Das ist ein von Gott gegebenes Zeichen! Niemand wird uns nun daran hindern, die Kommunisten mit eiserner Faust zu vernichten.» Es war die Brandstiftung, wie die Welt seit eh und je wusste und wie nun wir Deutschen erfahren, kein von Gott gegebenes Zeichen, sondern eine von Goebbels, Himmler, Ley und ihren Bravos ersonnene, sorgfältig vorbereitete und in Szene gesetzte Provokation, deren man zur Entfesselung des Terrors und zur Übernahme der vollen, uneingeschränkten Macht bedurfte.

*

Jeder gute Kriminalist, wenn mit der Aufklärung eines Verbre-

chens beauftragt, stellt sich zuerst die Frage: Cui bono – wem nützt es?

Die Frage beantwortet sich in diesem Fall von selbst: Der Reichstagsbrand war den Nazis von Nutzen. Sie bedurften des Reichstagsbrandes oder einer gleichartigen Provokation, um sich an der Macht zu halten. Ihre Lage war prekär. Bei den vorhergehenden Reichstagswahlen im November 1932 hatten sie zwei Millionen Stimmen verloren, während die deutsche Linke an Stimmen gewonnen hatte und sie zahlen- und mandatsmässig bei weitem übertraf. Die Anhänger liefen den Nazis davon, Unterführer und SA-Männer rebellierten, ihre mächtigen Freunde und Protektoren von der Schwerindustrie begannen, sich von ihnen abzuwenden, zum ersten Male seit Jahren war Ebbe in der Parteikasse.

Goebbels hat jene Krisenzeiten in seinem Tagebuch mit offenerzigem Zynismus geschildert. Er beschrieb wie Hitler in jenen Zeiten von Selbstmord sprach und wie schon nahezu alles für die Nazis verloren schien, bis die unerwartete Rettung durch den grossen Intriganten Franz von Papen manipuliert wurde. Es kam in den ersten Januartagen des Jahres 1933 zu der Unterredung zwischen Papen und Hitler in der Villa des Kölner Bankiers von Schröder. Da war denn, wie Goebbels freudig notierte, plötzlich wieder Geld in Hülle und Fülle in den Parteikassen, und einige Wochen später wurde Hitler von einer Clique von Bankiers, Schwerindustriellen und ostelbischen Landjunkern zum Reichskanzler gemacht. Die Nazifraktion des Reichstags war jedoch eine Minderheit, nicht einmal dreissig vom Hundert, und es bestand keinerlei Aussicht, dass die Nazis bei den nächsten und entscheidenden Wahlen am 5. März 1933, die Hitler in der Macht bestätigen sollten, eine Mehrheit erhalten würden. Man bedurfte der Gewalt, des Terrors, der Einschüchterung, der Lüge, der Fälschung, der Niederknüttelung der Opposition, um zum Ziele zu kommen. In jenen Wochen erwartete ein jeder eine Provokation von Seiten der Nazis, etwa ein fingiertes Attentat auf einen der Naziführer oder eine ähnliche Spitzbüberei. Dass die Nazis nun gerade den Reichstag anzünden und diesen kriminellen Akt ihren politischen Gegnern in die Schuhe schieben würden, darauf war niemand zuvorgekommen. Das Überraschungsmoment half den Nazis bei der Durchführung ihrer für die Welt und letzten Endes ganz besonders für Deutschland verderblichen Pläne.[...]

Natürlich sprach man, um die öffentliche Meinung in Deutschland und wohl auch um die Weltmeinung empfänglicher zu stimmen, nur von einem Vernichtungskampf gegen sogenannte Kommunisten oder Bolschewisten. Man beteuerte, dass der Reichsminister Göring freie Hand haben müsse, um «jeden weiteren Anschlag auf den Frieden Deutschlands und damit den Frieden Europas im

Keime zu ersticken.» Wir wissen nun auch, dass immer, wenn die Nazis davon sprachen, dass sie irgendwo «den Frieden retten» mussten, sie Krieg meinten, Krieg und blutige Unterdrückung, sei es der gesunden und vernünftigen Teile des eigenen Volkes, sei es fremder Völker.

Sie schrien, dass sie ja nur den «bolschewistischen Terror» mit ihren «Not- und Todverordnungen» treffen wollten, aber sie meinten in der Wirklichkeit den Vernichtungskampf gegen alle, die sich nicht der nationalsozialistischen Diktatur unterwerfen wollten, gegen Sozialdemokraten, Gewerkschaftler, Demokraten, Liberale, Pazifisten, ehrenhafte Konservative, gegen Juden, Intellektuelle, Arbeiter, kurzum gegen jeden, der sich ihrem tobsüchtigen Amoklauf entgegenzustellen versuchte. Das erste Kommuniqué kündigte bereits an, dass nicht nur sämtliche kommunistischen Abgeordneten in «Schutzhaft» genommen werden, und dass nicht nur die gesamte kommunistische Presse, Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter und Plakate auf vier Wochen – in der Wirklichkeit heisst das, solange Hitlers Drittes Reich währte – verboten würden, sondern verbietet auch gleichzeitig «sämtliche Zeitungen der Sozialdemokratischen Partei, da der Brandstifter aus dem Reichstag in seinem Geständnis die Verbindung mit der SPD zugegeben hat».

Die Massenverhaftungen begannen unmittelbar nachdem der Brand im Reichstag entdeckt worden war. Und, Wunder, sämtliche Haftbefehle waren bereits mit Photographien der zu Verhaftenden versehen, das Datum des Haftbefehls war mit Tinte eingesetzt. Am 28. Februar wurden allein in Berlin rund 1.500 Menschen verhaftet. Will man uns weismachen, dass man in drei Stunden 1.500 Haftbefehle ausfüllen, unterschreiben und mit Photos versehen kann? Noch schwelt das Feuer im Reichstag, da sind die Polizeiautos, die Motorräder und die entfesselte SA-Meute schon unterwegs, um den «Brandstiftern und Mordbrennern» den Garau zu machen. Die Mittagsblätter melden bereits die ersten Verhaftungen, und siehe da, die inkriminierten sind solche «notorischen Brandstifter» wie der ewig unvergessliche Friedensfreund und Märtyrer Carl von Ossietzky, der von diesem Tage an bis zu seinem Tode ein Gefangener der Nazis blieb. Es sind unter ihnen solche «Mordbrenner» wie der gütige Pazifist Otto Lehmann-Russbüldt, der menschenfreundliche Arzt und Krankenhausdirektor Dr. Boenheim, der Strafverteidiger Dr. Litten, der Rechtsgelehrte Professor Felix Halle, der noble Offizier Arnold Vieth von Golssenau, der unter seinem Schriftstellernamen Ludwig Renn berühmt geworden ist. Es sind Reichstagsabgeordnete, Gewerkschaftsführer, die hinter den Mauern des grossen Kerkers, der das Dritte Reich war, verschwinden, denen in SA-Kellern die Hirnschalen eingetreten, die Nieren zerschlagen werden.

«Sie sind Zeuge einer grossen neuen Epoche in der deutschen Geschichte; dieser Brand ist ihr Beginn», sagte Hitler an der Brandstätte zu dem englischen Journalisten Sefton Delmar. Jawohl, eine neue Epoche der deutschen Geschichte hatte mit diesem Tage begonnen, die schändlichste, unehrenhafteste, verderblichste Epoche in der deutschen Geschichte. Von diesem Tage an wird es Nacht über Deutschland. Das freie Wort, der freie Gedanke werden unter Todesstrafe gestellt, die vornehmsten Geister der Nation verprügelt, eingekerkert, vertrieben, zum Verstummen gebracht. Deutschland, einst das Land von Dichtern und Denkern, wird zum Schrecken und Abscheu für die Völker der Welt. Sehen wir uns doch um. Wir sehen wie geendet hat, was damals begann.

Um die ungeheuerlichen Eingriffe in die Freiheit der Person und die Meinungsfreiheit zu rechtfertigen, erfanden die Nazis ein Schauermärchen von belastendem und umstürzlerischem Material, das sie angeblich in den Kellern des Karl-Liebknecht-Hauses und bei anderen linken Parteiorganisationen gefunden hatten. Dr. Oberföhrens Denkschrift – und nicht sie allein, sondern auch hunderte von anderen authentischen Zeugnissen – stellte fest, dass es solch belastendes Material nicht gab, es sei denn in den Gehirnen der Naziführer selbst. Es heisst in dem Oberföhren-Memorandum:

«Goebbels hielt es für notwendig, dass man im Karl-Liebknecht-Haus Material fände, durch das verbrecherische Absichten der Kommunisten belegt, ein kommunistischer Aufstand als unmittelbar bevorstehend und dadurch unmittelbare Gefahr im Verzüge beweisbar waren. Da unter Melchers Polizei im Karl-Liebknecht-Haus wieder nichts gefunden worden war, musste ein neuer Polizeipräsident für Berlin, und zwar aus den Reihen der Nationalsozialisten, genommen werden ... Am 24. Februar drang die Polizei in das seit Wochen leerstehende Karl-Liebknecht-Haus ein, durchsuchte und versiegelte es. Am gleichen Tage wurde amtlich bekanntgegeben, dass man eine Fülle hochverräterischen Materials gefunden habe.»

Oberföhren schildert dann, wie die von den Nationalsozialisten selber produzierten Terror-»Dokumente« als angeblich bei den Kommunisten vorgefundenes Material der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Es entsprach dieses Material ziemlich exakt den Plänen, die die Nazis selber hatten, nämlich Geiseln zu nehmen, politische Gegner zu ermorden oder ohne Gerichtsverfahren einzukerkern, zu plündern, zu brandstiften.

Mittlerweile ging die tragikomische Jagd der Nazis nach irgendwelchen Leuten, die sie der Brandstiftung bezichtigen konnten, weiter. Man verhaftete ganz willkürlich eine Anzahl von Abgeord-

neten und Politikern, deren Alibi aber so lückenlos war, dass sich in jenen Zeiten, und nachdem das Scheinwerfer-Licht der Weltöffentlichkeit schon auf die wahren Brandstifter gefallen war, kein Staatsanwalt und kein Gericht fanden, sie einer Tat, die sie niemals begangen haben konnten, anzuklagen. Man griff dann, auf nichts anderes als auf die angeblichen «Geständnisse» des irrsinnigen van der Lubbe gestützt, auf den damaligen kommunistischen Reichstagsabgeordneten Ernst Torgler zurück und verhaftete auch drei damals in Deutschland lebende bulgarische politische Flüchtlinge, Popoff, Taneff und Georg Dimitroff. Man glaubte, mit diesen Ausländern leichtes Spiel zu haben und mit ihnen inszenierte man die schauerliche Komödie des sogenannten «Reichstagsbrandprozesses» vor dem Reichsgericht in Leipzig. Man hatte sich indessen getäuscht. Dieser Reichstagsbrand-Prozess wurde durch das kühne und intelligente Auftreten von Georg Dimitroff zu einem Debakel für die wahren Brandstifter. [...] Es ist bekannt, dass bei dem totalen Mangel an irgendwelchen Beweisen und unter dem Druck der aufmerksamen Weltöffentlichkeit alle Angeklagten freigesprochen werden mussten – mit Ausnahme jenes unglücklichen Opfers der Nazi-Intrige, des geistesgestörten van der Lubbe, der, anstatt die für geleistete gute Dienste versprochene Belohnung zu erhalten, eines Tages von seinen Auftraggebern gehängt wurde. [-.]

Der Reichstagsbrand war der Auftakt. Sieben Jahre später wurde mit genau den gleichen Provokationsmethoden die ganze Welt in Brand gesteckt.

Es war die erste Probe aufs Exempel, wie man mit der grossen Lüge, der totalen und direkten Umkehrung von Tatbeständen, Politik machen konnte. Das Schema der grossen Lüge war: jedes Verbrechen, jede Untat, jede Schurkerei, die man selber zu tun im Begriffe war, den innen- oder aussenpolitischen Gegnern in die Schuhe zu schieben. War man dabei, gut bezahlte Mörderbanden auf physisch wehrlose Intellektuelle oder hungernde Arbeitslose loszulassen, so zeterte man vorsorglich über den «Roten Terror», vor dem man Deutschland und Europa retten müsse. Nahm man Frauen und Kinder zu Geiseln, so veröffentlichte man frei erfundene Dokumente, besagend, dass die politischen Gegner sich der Frauen und Kinder als Geiseln bedienen wollten. Peitschte man in Gestapokellern Gefangene zu Tode, zwang in Lagern Geistliche, Kot zu fressen, Professoren auf allen vieren bellend im Hof herumzukriechen und Pazifisten sich gegenseitig mit Knüppeln zu schlagen, so schrie man mit übertönender Stimme von «Mordplänen bolschewistischer Untermenschen». Entkoppelte man Diebsgelichter in braunen Hemden zur Plünderung von Juwelierläden und Konfektionsgeschäften, so keifte man, dies geschehe notwendigerweise, um die

«Heiligkeit des Privatbesitzes» vor dem Ansturm der «Roten Unterwelt» zu schützen. Und in dem Augenblick, in dem man den Reichstag anzündete als ein Fanal des wohlpräparierten, totalen, schrankenlosen Massenterrors, diktierte man Presse und Radio, zu verkünden: « Diese Brandstiftung ist der bisher ungeheuerlichste Terrorakt des Bolschewismus in Deutschland.»

«In der Grösse einer Lüge liegt immer ein gewisser Faktor des Glaubwürdigens», hatte der Meister der Lügenmeister gelehrt, und was ihm für die Innenpolitik – will man Brandstiftung, Plünderung und Massenmord Politik nennen – billig war, das erschien ihm auch für die Aussenpolitik gerade recht. Wir wissen, dass ein jedes Mal, wenn man einen Angriff auf einen Nachbarn plante oder durchführte, behauptet wurde, es sei der Nachbar, der provokatorisch zum Angriff rüste.

Für eine ganz kurze historische Zeitspanne erschien Kurzsichtigen die grosse Lüge als eine erfolgreiche politische Waffe. Heute, wenn wir uns frierend und hungernd in unserem zertrümmerten Lande umsehen, wissen wir, dass die Grösse unseres Elends in direktem Verhältnis zur Grösse der Lüge steht, mit der die Nazis uns zu Bösem zu verführen und die Welt zu bluffen und erobern versucht haben. Und wir erinnern uns der tiefen Weisheit des alten deutschen Sprichworts, dass Lügen kurze Beine haben.

(Zuerst in: «Aufbau», Berlin, 3. Jg. 1947, Heft 2. Hier nach: Alfred Kantorowicz, Vom moralischen Gewinn der Niederlage. Berlin 1949, S. 21-33.)

WOLFGANG LANGHOFF

DIE VERHAFTUNG

Am 28. Februar 1933 ging ich nachmittags ins Theater, um nach dem Probenplan zu sehen. Der Portier sagte zu mir:

«Gut, dass Sie da sind. Sie sollen gleich zum Generalintendanten kommen.»

Ich ging ins Vorzimmer und wurde sofort vorgelassen. Iltz sass hinter seinem grossen Schreibtisch.

«Bitte, nehmen Sie Platz.»

Seine Hand spielte mit dem Brieföffner. Er blickte an mir vorbei zum Fenster hinaus auf die kahlen Kastanienbäume.

«Ich habe Sie zu mir kommen lassen, um Ihnen etwas zu sagen. Ich möchte Sie aber bitten, die Sache vertraulich zu behandeln. – Vor einer Stunde war die Polizei hier. Sie hat Sie gesucht.»

«Nanu! Warum?»

«Soviel ich verstanden habe, sind Sie politisch denunziert worden. Es scheint sich allerhand vorzubereiten. Haben Sie die Zeitungen heute gelesen? Seien Sie auf jeden Fall vorsichtig in den nächsten Tagen.»

Das kam mir nicht ganz unerwartet.

Ich war seit fünf Jahren als Regisseur und Schauspieler in Düsseldorf. Vier Jahre bis zum Tode von Louise Dumont im Schauspielhaus und seit einem Jahr am Stadttheater. Die Art meines Rollenfaches – jugendliche Helden und Charakterhelden – hatte mir im bürgerlichen Publikum einen grossen Freundeskreis verschafft. Andererseits war ich auch der Düsseldorfer Arbeiterschaft nicht unbekannt, weil ich auf ihren Veranstaltungen rezitierte und mich überhaupt für ihre Bemühungen auf kulturellem Gebiet stark einsetzte. Ich studierte Gesangschöre ein, leitete Laienaufführungen und war der nationalsozialistischen Bewegung aus diesem Grunde verhasst. Dann war ich auch noch der Mitgründer einer Gesellschaft, die allmonatlich einen sozial-wissenschaftlichen Vortrag veranstaltete. Dieser Gesellschaft gehörten linksgerichtete Ärzte, Architekten, Schriftsteller, Schauspieler, kurz, Vertreter der geistigen Berufe, an.

Diese Tätigkeit hatte mir von Seiten der Nationalsozialisten schon viele Angriffe eingetragen. Aber schliesslich – wer wurde damals nicht angegriffen! Und da ich meine Weltanschauung im Rahmen der verfassungsmässig garantierten Freiheit äusserte, konnte ich mir nicht vorstellen, dass sich für mich irgendwelche ernsteren Komplikationen ergeben könnten.

Ich versprach aber Iltz, vorsichtig zu sein und mich für die nächste Zeit im Hintergrund zu halten. –

Mit einem Kollegen, den ich vor dem Theater traf, ging ich dann nach Hause. Er hatte denselben Weg.

«Der Reichstagsbrandstifter verhaftet!» «Hitler und Göring am Tatort!» «Das Fanal der Kommunisten!» schrien die Zeitungsverkäufer auf der Königsallee und dem Hindenburgwall. Sonst war die Stadt merkwürdig still. Keine Ansammlungen, keine Gespräche an den Strassenecken. Es war, als ob sich keiner länger als notwendig auf der Strasse aufhalten wolle.

SS- und SA-Männer stampften eilig vorbei, am rechten Arm eine weisse Binde mit dem Stempel: Hilfspolizei. Ein Lastwagen, besetzt mit SA, ratterte über das Pflaster, der Altstadt zu...

«Ich werde heute Nacht nicht zu Hause schlafen», sagte ich zu meinem Freund.

«Ja, das wird vielleicht besser sein. Man kann nie wissen.»

Wir bogen in die Benratherstrasse ein und sahen vor meiner Wohnungstüre zwei Zivilisten. Als wir näherkamen, wandten sie

sich ab und schlenderten langsam nach der nächsten Strassenecke...

«Weisst Du was, ich gehe nur schnell herauf und verabschiede mich von meiner Frau. Wir treffen uns nachher im Café.»

Es war 5 Uhr nachmittags.

Meine Frau lag im Bett; nierenkrank. Ich sagte ihr:

«Hör mal, heute Nacht werde ich bei Freunden schlafen. Im Theater war Polizei und jetzt eben habe ich vor der Haustür zwei Kerls gesehen, die mir verdächtig vorkamen.»

Mein Vater kam herein, und ich bat ihn, falls sich jemand nach mir erkundigen sollte, ihn für den nächsten Vormittag ins Theater zu bestellen.

Meine Frau, die starke Schmerzen hatte, regte sich natürlich sehr auf:

«Vielleicht ist es besser, du fährst überhaupt weg! Nach Berlin ... oder Frankfurt!»

In diesem Augenblick klingelte es an der Wohnungstür. Meine Frau fuhr erschrocken hoch:

«Um Gottes Willen, nicht aufmachen!»

Das war natürlich Unsinn, denn ich hatte keinen andern Ausgang aus der Wohnung, und nachdem ich sie beruhigt hatte, ging ich selbst an die Tür und machte auf.

Die beiden Kriminalbeamten und zwei Polizisten standen davor.

«Herr Langhoff?»

«Ja. Und?»

«Kriminalpolizei. Zeigen Sie die Zimmer, die Sie bewohnen.»

Ich wollte in mein Arbeitszimmer vorangehen, als ein Schupo rief:

«Halt, Hände hoch!» und meine Taschen durchsuchte.

«Ich trage keine Waffen», lächelte ich und der Beamte schnauzte zurück:

«Halten Sie Ihren Mund, bis Sie gefragt werden!»

«Vielleicht lässt sich die Sache auch in einem höflicheren Tone erledigen.»

«Seien Sie still, Sie! Sie kennen wir ganz genau, Sie!»

In meinem Arbeitszimmer musste ich mich mit erhobenen Händen an die Wand stellen, während die Beamten meinen Schreibtisch durchstöberten, die Bücher vom Regal rissen, den Teppich hochhoben und die Tapete abklopften.

Dann tuschelten sie miteinander und hielten so eine Art Beratung ab.

Das Telephon schrillte.

Der Kriminalbeamte in Zivil nahm den Hörer ab.

«Wie? – Jawohl, er ist zu Hause. Geht in Ordnung. Schicken Sie uns noch einen Mann, er hat zu viel Bücher, wir können sie nicht alle tragen.»

Und dann zu mir:

«Ziehen Sie sich an, Sie kommen mit.»

«Kann ich noch mit meiner Frau sprechen?»

Ein Polizist ging mit mir ins Zimmer meiner Frau. Sie sass aufrecht in ihrem Bett und starrte uns angstvoll an.

«Kommst Du dann gleich wieder zurück?»

Ich sagte ihr, sie solle sich nicht zu sehr beunruhigen, auch wenn ich vielleicht die Nacht wegbliebe. Es könne sich ja doch nur um einen Tag handeln, am nächsten Abend müsse ich ja den Franz in den «Räubern» spielen und sie würden die Vorstellung schon nicht ausfallen lassen.

«Nimm Dir Wäsche, Seife und Zahnbürste mit. Vater kann's Dir zusammenpacken.»

«Schon gut mein Kind, halt Dich brav und hab' keine Angst!»

Ich gab ihr einen Kuss und ging wieder in mein Zimmer. Meinen Vater bat ich, mir noch ein paar Zigaretten zu besorgen, aber die Kriminalbeamten hielten ihn zurück. Es dürfe sich niemand aus der Wohnung entfernen. Nachdem sie alle Räume durchsucht und Briefe, Bücher und Broschüren, die sie mitnehmen wollten, in einem grossen Haufen auf dem Boden aufgestapelt hatten, sagte der eine Kriminalbeamte:

«Sie müssen jetzt mit aufs Polizeipräsidium.»

«Zieh Dir den dicken Pullover an», sagte mein Vater. Und dann:

«Auf Wiedersehen, Junge!»

– Wir gingen, zwei Beamte vor, zwei hinter mir, durch die Strassen. Die Polizisten waren beladen mit den Büchern und Broschüren, soviel sie nur tragen konnten. Wir müssen eine merkwürdige Karawane gewesen sein. An den Ecken steckten die Passanten die Köpfe zusammen und machten sich auf uns aufmerksam. Wir gingen durch die engen Strassen zur Altstadt, wo ich manchen Bekannten hatte.

Im Hof des alten Polizeipräsidiiums war Hochbetrieb. Überfallwagen fuhren herein und hinaus. Polizisten rannten im Eilschritt aus dem Tor. Hunderte von SA-Männern standen in den erleuchteten Räumen zu ebener Erde. Sie trugen ihre braunen Uniformen und Gummiknüppel und Revolver am Gürtel.

Als ich in die Wachstube geführt wurde, kamen gerade zwei SA-Männer über den Flur, und einer rief meinem Begleitpolizisten zu:

«Schliess doch das Arschloch über den Haufen, dann hast du nicht so viel Scherereien!»

Mein Polizist lachte nur verlegen.

Der Beamte hinter dem Schreibtisch kannte mich vom Theater her.

«Aha! Geben Sie uns auch mal die Ehre!» Meine Verhaftung war ihm sichtlich peinlich und er wusste nicht, wie er sich mir ge-

genüber benehmen sollte.

Nachdem man mir Hosenträger, Taschenmesser, Streichhölzer, Geld und meine Ausweispapiere abgenommen hatte, wurde ich in eine Zelle gesperrt, in der bereits sieben oder acht Mann sassen. Es brannte kein Licht und ich konnte in der Dunkelheit niemanden erkennen.

«Achtung, tritt nicht auf den da!» rief mir einer aus dem Dunkel zu, als ich über jemanden stolperte, der auf dem Fussboden lag.

«Der ist bloss besoffen», hörte ich die Stimme wieder. «Setz Dich. Wir rücken was zusammen. Wer bist Du?»

Ich nannte meinen Namen.

«So, Du bist der Langhoff! Dich habe ich schon in der Tonhalle vortragen hören», meinte einer.

«Wir sind aus Gerresheim, wir vier Mann. — Sie haben uns gestern Nacht beim Plakatkleben erwischt. — Und der Alte, der da neben Dir sitzt, den haben Sie verhaftet, weil sie Flugblätter bei ihm gefunden haben. Wenn Du mit ihm sprechen willst, musst Du laut schreien, der ist nämlich schon fast taub und über siebzig. — Eine Gemeinheit, den alten Mann zu verhaften!»

Ich ärgerte mich, dass ich nichts zu rauchen hatte und sagte meinen Gefährten, dass die Kriminalbeamten meinen Vater verhindert hätten, mir noch etwas zu holen.

«Eine Kippe kannst du mit uns rauchen», sagte einer der vier Gerresheimer und steckte einen Stummel an. Die Streichhölzer zog er aus seinem Stiefel und den Stummel hatte er im Hosenbund versteckt.

‘Ist zwar nicht sehr appetitlich’, dachte ich, ‘aber — mitgefangen, mitgehangen’ — und machte meinen Lungenzug, als die Reihe an mir war.

«Was? Das hättest Du Dir sicher auch nicht träumen lassen! Mal unter Proleten in einer Zelle zu sitzen!»

Es befremdete mich ein wenig, dass sie mich gleich mit «Du» ansprachen und ich suchte nach einer richtigen Antwort.

«Man muss doch alles einmal kennen lernen, nicht?»

«Richtig, das kann niemandem schaden. Das musst Du dann mal

auf dem Theater spielen! Das wäre ein interessantes Stück, was?»

«Sie sind vom Theater», mischte sich ein Fünfter ins Gespräch: «Gestatten Sie, ich heisse Meyer. Ich bin Wäschereisender — »

«Ja, der gehört nicht zu uns.»

«Es ist mir selber sehr unangenehm, aber man hat mich irrtümlicherweise verhaftet! Ich soll gestohlen haben! Lächerlich, so etwas, bei meinem Einkommen! Wissen Sie, diese Leute auf der Wache sind ja soo brutal. Und der Wachtmeister vorn im Revier! Eine sol-

che Gemeinheit! Alles hat er mir abgenommen, sogar meine Spritze, und dabei hab' ich eine galante Krankheit, verstehen Sie, mein Herr!»

«Halt doch die Klappe», sagte einer der Arbeiter zu ihm.

«Bitte sehr! Bitte sehr! Ich will mich niemandem aufdrängen. Aber ich kann mich doch schliesslich mit dem Herrn unterhalten, das ist doch unsere Sache, nicht wahr?»

«Halt die Schnauze. Wir wollen jetzt schlafen.»

Für eine Zeit lang war es still in der Zelle. Ich hörte aus den Nachbarzellen Lachen und Rufen und sagte leise zu meinem Nebenmann:

«Die scheinen ja viele eingesperrt zu haben, heute Abend.»

«Klar. Alles Kommunisten. Nach der Wahlbombe vom Reichstagsbrand, den sie uns in die Schuhe schieben, werden sie sicher jetzt die Partei verbieten wollen.»

«Du glaubst also nicht, dass Eure Leute den Reichstag angesteckt haben?»

«Quatsch, Blödsinn. Weiter nichts als ein Wahlmanöver von den Nazis. Wenn wir losschlagen, dann brauchen wir keinen Reichstag in Brand zu stecken.»

«Und — was wird jetzt werden?»

«Kann man noch nicht sagen. Müssen abwarten, was die Betriebe machen.» —

Einer wollte austreten und klopfte an die Tür.

«Herr Wachtmeister, ich will austreten!»

«Verrückt geworden,» brüllte der Wachtmeister, «gib't nicht! Schiff Dir in die Hosen!»

Die Stunden wurden mir endlos lang. Der Betrunkene auf dem Boden schnarchte in seinem Dreck. Wir hockten uns abwechselnd auf die Holzpritsche oder standen an der Wand.

Um drei oder um vier Uhr morgens wurde die Zellentüre wieder aufgeschlossen. Der Wachtmeister stiess einen Neuen herein. Einer von uns rief:

«Besetzt, besetzt! Der Kahn ist sowieso schon voll!»

Aber der Wachtmeister kümmerte sich nicht darum und schloss hinter dem Neuen wieder ab. —

«Na, wer bist Du denn?»

— Er gab keine Antwort.

«Kannst Du nicht reden? Menschenskind, stell Dich doch mal vor!»

— Wieder keine Antwort.

«Bist ja ein seltsamer Vogel! Wir sind Dir wohl nicht fein genug?»

Aber der Neuankömmling schwieg.

«Das werden wir gleich haben», lachte einer der Arbeiter und steckte ein Zündholz an. —

In der Ecke stand blutüberströmt und mit zerrissenem Hemd ein Mann. Seine Augen waren aufgeschwollen. Aus Nase und Mund lief Blut und quer über die Stirn zog sich eine dicker, dunkler Streifen. Er lächelte uns an und fuhr sich mit dem Ärmel über das Gesicht.

Draussen verhafteten die Nationalsozialisten ihre Gegner.

(Wolfgang Langhoff, Die Moorsoldaten. 13 Monate Konzentrationslager. Zürich 1935, S. 9-18.)

ARTHUR ROSENBERG

DER FASCHISMUS BEI DEN WAHLEN

Die Wirtschaftskrise bot seit 1929 in Deutschland alle objektiven Möglichkeiten für einen entscheidenden Aufschwung des revolutionären Sozialismus. Obwohl weder die SPD noch die KPD imstande waren, die Lage zu ihren Gunsten auszunutzen, hatten doch die Kapitalisten die schwersten Sorgen, angesichts des Millionenheeres der Arbeitslosen und der wachsenden Verelendung der Mittelschichten. Sich in solchen Zeiten den Methoden der Demokratie anzuvertrauen, war für die Kapitalistenklasse zu gefährlich. Kurz entschlossen griff man zur Diktatur. Die Koalition zwischen der Sozialdemokratie und der bürgerlichen Mitte wurde gesprengt, und der neue Reichskanzler Brüning bildete 1930 die erste autoritäre Diktaturregierung. Bei den Reichstagswahlen im selben Jahre wuchs die Stimmenzahl der Nationalsozialisten mit einem Ruck von 800.000 bis auf 6.4 Millionen.

Besser als alle Worte zeigen die Wahlziffern den Aufstieg der faschistischen Massenbewegung in Deutschland. Wenn man die vier Reichstagswahlen von 1928, von 1930, vom Juli 1932 und vom März 1933 vergleicht, ergeben sich folgende Resultate: Die Zahl der abgegebenen Stimmen bei diesen vier Wahlen betrug: 30.7 Millionen, 34.9 Millionen, 37 Millionen und schliesslich 39.3 Millionen. Wie man sieht, hat sich in diesen 5 Jahren unter dem Eindruck der Krise die Politisierung des deutschen Volkes ausserordentlich gesteigert. Die Wählerzahl stieg im Ganzen um 8½ Millionen. Das waren teils Indifferente, die neu in den politischen Strudel hineinkamen, teils Jugendliche, die jetzt erst das wahlfähige Alter erreichten. Bei den vier Wahlen waren die Ziffern der Marxisten

ERSCHEINT WÖCHENTLICH EINMAL • PREIS 30 PFG. • N. 1.40. 0004. 88
SCHWEIZER FR. IN NORDAMERIKA UND KANADA 10 CENTS • N. 1.5. • NEUER
DEUTSCHER VERLAG, BERLIN W 8 • JAHRGANG 20 • NR. 12 • 1. 3. 1933

AIZ

**ARBEITER
BAUER
ANGESTELLTER**

*in einer Reich-
für Liste 3*

Die letzte in Berlin erschienene Ausgabe der «Arbeiter-Illustrierten-Zeitung» (AIZ) vom 5. März 1933

(SPD, KPD und kleine sozialistische Splitter): 12.6 Millionen, 13.2 Millionen, 13.3 Millionen, 12 Millionen. Zentrum und Demokraten zusammen erhielten: 5.3 Millionen, 5.4 Millionen, 5 Millionen, 4.7 Millionen. Man sieht, dass die Marxisten und die alten republi-

kanischen Parteien keine Fortschritte machen. Die Politisierung der neuen Massen bringt ihnen keinen Nutzen. Was sie an neuen Wählern gewonnen haben mögen, verlieren sie an alten. Dem gegenüber vergleiche man den Aufstieg der Rechtsparteien: 12.7 Millionen, 16.2 Millionen, 18.3 Millionen, 22.5 Millionen. In einer politischen Sturmflut ohnegleichen hat sich in diesen fünf Jahren die Stimmenzahl der antidemokratischen Rechten fast verdoppelt. Sie allein wurde die Nutzniesserin aus dem Zustrom der neuen Wählermassen, und ausserdem gelangen ihr erhebliche Eroberungen aus dem alten Stamm der Linken und der Mitte. Die Rechtsparteien ohne die Nazis erhielten in den vier Wahlen folgende Stimmenzahl: 11.9 Millionen, 9.8 Millionen, 4.4 Millionen, 5.2 Millionen. Demnach haben fast 7 Millionen alte Wähler der Rechtsparteien, mit völkischer Grundstimmung, in diesen fünf Jahren sich für Hitler erklärt. Die Kurve des Aufstiegs der Nazis wird durch die folgenden Zahlen veranschaulicht: 800.000, 6.4 Millionen, 13.7 Millionen, 17.3 Millionen. Die 16½ Millionen Stimmen, die von den Nazis im Laufe der fünf Jahre gewonnen wurden, scheinen sich ungefähr so zusammzusetzen: 7 Millionen alte Rechtswähler, 8½ Millionen ganz neue Wähler, 1 Millionen frühere Linkswähler. In Wirklichkeit dürfte die Zahl der früheren Linkswähler, die zu Hitler übergegangen sind, etwas grösser sein. Dafür mag eine entsprechende Zahl von neuen Wählern die Linke unterstützt haben.

Bei den letzten Reichstagswahlen, die in Deutschland noch einigermassen frei waren, am 5. März 1933, erhielten die Nazis 17.3 Millionen Stimmen, die übrige Rechte erhielt 5.2 Millionen (die Bayrische Volkspartei ist hier, wie bei allen anderen Berechnungen, zu den Rechtsparteien gezählt). Die Marxisten erhielten 12 Millionen, Zentrum und Demokraten 4.7 Millionen. Es sei der Versuch gewagt, diese Ziffern auf die einzelnen Berufe zu verteilen, nach den Prozenten, die oben ermittelt wurden: 28% Selbständige nebst ihren Angehörigen, 32% Industriearbeiter, 40% sonstige Arbeitnehmer. Da die Industriearbeiter im engeren Sinn des Wortes nur knapp ein Drittel der Wähler gewesen sind, ergibt sich, dass trotz aller Ungunst der Zeiten, doch fast die gesamte Arbeiterschaft im Betrieb, einschliesslich eines grossen Teils der Erwerbslosen, den alten Überzeugungen treu geblieben ist. [...]

Auch von den christlichen Arbeitern sind nicht viele den Verlockungen der Nazis gefolgt. Aber die erdrückende Mehrheit der Angestellten, Beamten, Berufslosen usw. hat sich den Nazis zugewandt. Die Berliner Wahlergebnisse zeigen, dass die hier gegebene Verteilung der Wähler auf die einzelnen Klassen ungefähr richtig sein muss. Im Bezirk Wedding, der Hochburg der Industriearbeiter und der Arbeitslosen, erhielten noch am 5. März 1933 die Marxisten 147.000 Stimmen und die Nazis nur 62.000 Stimmen. Die

Deutschnationalen und die Deutsche Volkspartei hatten 16.000 Stimmen. Im Bezirk Zehlendorf, wo das besitzende Bürgertum überwiegt, erhielten die Nazis 18.000, die Marxisten 11.000, die Deutschnationalen und die Deutsche Volkspartei zusammen 12.000. Im Bezirk Steglitz, dem typischen Wohngebiet der Angestellten und Beamten, hatten die Nazis 63.000, die Marxisten 34.000, die Deutschnationalen und die deutsche Volkspartei 31.000 Stimmen. Man sieht, dass auch noch im März 1933 die Industriearbeiterschaft in grosser Mehrheit hinter den marxistischen Parteien stand, und je geringer in einem Bezirk die Arbeiterbevölkerung ist, um so stärker sind die Nazis und die Deutschnationalen. Das beste Wahlresultat für die Nazis zeigen solche Gegenden, in denen die Angestellten und Beamten vorherrschen. Wo aber das besitzende Bürgertum wohnt, sind die Ergebnisse für die Deutschnationalen günstiger.

In den Zeiten des furchtbarsten wirtschaftlichen Elends und stärkster politischer Erregung der Massen hat demnach in Deutschland der marxistische Sozialismus keinerlei Anziehungskraft ausgeübt. Weder die SPD noch die KPD hatten ein Programm für den Wiederaufbau Deutschlands, dem die Massen glauben konnten, denn die Kommunisten erschienen der Mehrheit des deutschen Volkes als unzuverlässige Phrasenmacher und die Sozialdemokraten als die Mitschuldigen des bestehenden kapitalistisch-republikanischen Systems. Dass die alten Arbeiterbataillone der roten Fahne treu blieben, ist überaus ehrenvoll und berechtigt zu den besten Hoffnungen für die Zukunft. Aber im Jahre 1933 konnte diese Treue das Schicksal nicht wenden. Alle Schichten der deutschen Arbeitnehmerschaft, deren Klassenbewusstsein nicht so fest und erprobt war, Jugendliche, früher Indifferente, Angestellte, Unterbeamte, Handwerksgesellen, Landarbeiter liefen zum Hakenkreuz.

(Historikus, Der Faschismus als Massenbewegung. Karlsbad 1934, S. 56-59.)

EGON ERWIN KISCH

LETZTER TAG IN DEUTSCHLAND

Am Vorabend und am Abend des Wahlsonntags tobte auch in Spandau der Hexensabbat der privilegierten Partei. Der Schall der Trommeln, Drommeten, Schreihöre und Schüsse rückte näher und näher an uns heran, im Hof begannen die Wächterhunde wild zu kläffen, im Haus ging Geklingel und Gerufe los, an Schlaf war

ebensowenig zu denken, wie während unsrer Polizeihaft daran zu denken war.

Am 10.März wird während der Hofstunde Otto Lehmann-Russbüldt in die Kanzlei gerufen. Als ich wieder in der Zelle bin, klopft mein Nachbar an die Wand, – ein Zeichen, dass ich zum Fenster kommen soll. «Lehmann-Russbüldt ist entlassen, er hat mir sein Paket heraufgeschickt». Das ist der erste von uns, der hinausgeht. Nur ins Spital sind bereits einige abgegangen, darunter Kurt Kläber, der proletarische Dichter. Eine halbe Stunde später erfährt man, dass auch Doktor Apfel entlassen wurde.

Und wieder eine halbe Stunde später kommt der Wärter zu mir: «Sie gehen jetzt mit uns in die Kanzlei hinunter.»

Ich komme an einem Raum vorbei, wo Pakete für Gefangene abgegeben werden. Viele Frauen stehen dort, stürzen auf mich zu: «Lebt mein Mann noch?» – «Was macht X?» – «Ist Y gesund?» – «Grüsse den Z von mir.»

So schnell es geht, antworte ich; stehenbleiben darf ich nicht, das erlaubt mein uniformierter Begleiter nicht, den wiederum andre Uniformierte vor dem Tor mit strengen Blicken beobachten.

«Sie kommen ins Polizeipräsidium zurück», sagt mir der Kanzleibeamte.

«Warum?»

«Sind Sie Ausländer?»

«Ja.»

«Na, da werden Sie wohl aus Deutschland abgeschafft. Nehmen Sie Ihre Sachen, Sie gehen mit den beiden Herren da.»

«Wenn Sie einen Versuch machen, zu flitzen, knallen wir Sie gleich nieder», sagt mir einer der beiden Herren.

Ein Personenwagen der Polizei wartet auf mich. Wir fahren durch Spandau, über die Heerstrasse. Ich schaue auf das nationalsozialistische Berlin hinaus, Offiziere in den alten kaiserlichen Uniformen ziehen an der Spitze von Nazi-Abteilungen, ein Trupp Couleurstudenten schwingt die Stöcke, Kinder in braunen Uniformen ... ich schau erstaunt hinaus.

«Kennen Sie denn Berlin nicht?» fragt mich einer der beiden Herren da, die mich in die Mitte genommen haben.

«Ich war jetzt lange fort», antwortete ich, «in China.»

«Na, wie siehts denn da aus?»

«Auch nicht sehr schön.»

«Was soll denn das heissen: auch nicht sehr schön!? Hier in Deutschland ist es jetzt sehr schön, alles jubelt, dass endlich aus Juda und dem Marxismus Hackepeter gemacht wird ...»

«... mit dem ganzen Untermenschentum», ergänzt der Andre forsch.

Sieh mal, die haben ja schnell umgelernt, die beiden Herren da. Vor acht Tagen hatten sie sicherlich vom Programm des Nationalsozialismus noch nichts gehört und jetzt können sie schon alle vier Worte auswendig, aus denen es besteht: Juda, Marxismus, Unternehmertum und Hackepeter.

Wir rollen in den Hof des Polizeipräsidiums ein, da wimmelt es von polizeigewordenen Nazis, die sich hier schon zu Hause fühlen. Wieder ins Gefangenenhaus hinein, wieder Kontrolle meiner Taschen.

Dann schiebt man mich in eine Massenzelle, sie ist voll von Gefangenen, ich will lächelnd fragen, wer der Stubenälteste ist, bei dem ich mich melden soll, aber die Frage bleibt mir im Halse stecken ...

Diese Menschen da, Arbeiter, sehen furchtbar aus, verletzt, verstümmelt, verbunden. Woher kommen sie, wer hat sie so zugerichtet?

Ich hatte noch gar nicht meinen Mantel auf der Pritsche zusammengefaltet, um solcherart einen Platz in der Massenzelle zu belegen, als mich bereits fast alle Insassen umgaben, fünfzig bis sechzig gefangene Arbeiter auf mich einredeten, mir schauerliche Wunden zeigten und mir ihre grässlichen Erlebnisse berichteten.

Sie stürmten auf mich ein, einer schob den andern beiseite, die Schilderungen überschlugen sich, so dass ich nur Details, aber keinen Zusammenhang begriff, und immer wieder ergriff ein neuer das Wort, um mir zu sagen und zu zeigen.

Fünf oder sechs Tage hatten sie zusammengesteckt, hatten sie ohne Pause die unausdenklichsten Martern erlitten, und nun trat ein Genosse ein, der nicht mit ihnen gewesen war, – ihm wollten sie ihr Herz erleichtern, bei ihm wollten sie Anklage erheben, ihm die Beweise für die Bestialität ihrer Peiniger geben. Deshalb das Knäuel um mich her, dieser Schwall von Tatsachen und Anblicken, der mich ganz schwindlig werden liess.

Sie alle waren am Wahlsonntag oder am Tage darauf von der SA in ihren Wohnungen überfallen und vor ihren entsetzten Familien misshandelt worden, ihr Mobiliar wurde zertrümmert und ihre Bücher zerrissen. Ohne dass man ihnen erlaubte, sich vollkommen anzukleiden – manche hatten keine Schuhe an – wurden sie in die Nazi-Kasernen verschleppt, zuerst in die sogenannte Friesenkaserne, später in eine zu einer SA-Kaserne umgewandelte Fabrik in der Friedrichstrasse.

«Wir werden euch den Kommunismus schon austreiben.»

Fünf Tage und fünf Nächte war man dabei, ihnen den Kommunismus auf alle Arten auszutreiben.

Hauptsächlich prägte sich der vom Tod erweckte Unteroffiziersgeist darin aus, dass man die gefangenen Arbeiter zwang, auf dem

Hof zu exerzieren, die mussten sich auf Kommando im Dreck niederwerfen und aufspringen, niederwerfen und aufspringen; bei jedem Nachlassen der Kraft setzte es Hiebe mit Stöcken und Peitschen; sie mussten auf und niedermachen, bis sie so bewusstlos liegenblieben, dass sie kein Stock- und Peitschenschlag mehr zu sich bringen konnte.

Täglich mussten sie in Reih und Glied antreten und stundenlang, der Arm zum Fascistengruss erhoben, im Sprechchor rufen: «Unserem lieben Reichskanzler Adolf Hitler ein dreifaches kräftiges Siegheil». Wer den Arm nicht stramm genug ausstreckte, wer nicht laut genug schrie, wurde mit Fusstritten und Hieben traktiert.

Der Text des Sprechchors lautete:

Was waren wir gestern?
Kommunisten.
Was sind wir morgen?
Nationalsozialisten.
Heil.

Auch das Vaterunser mussten sie im Sprechchor aufsagen. In den Kasernenzimmern waren andre Prozeduren im Gange. Die Gefangenen mussten Rizinusöl trinken, dann ihre Hosen herunterlassen, sich über den Tisch beugen, und wurden dann mit Stockhieben so bedacht, dass die Haut platzte und das rohe Fleisch hervorschwoh. Fast alle meine Mitgefangenen im Polizeipräsidium hatten diese Wunden, ich habe sie mit meinen Augen gesehen. Wenn während dieses Prügelns das Abführmittel seine Wirkung tat, so wieherte die Gesellschaft der Peiniger vor Lachen.

Andre Gefangene mussten sich nach dem Einnehmen von Rizinusöl nackt mit dem Gesicht zur Wand stellen und so lange Kniebeugen machen, bis zum Gaudium der Kommandierenden die Kniebeuge von der Wirkung des Medikaments begleitet wurde.

Einer der gefangenen Arbeiter wurde seinem Sohn gegenübergestellt, beide erhielten sie Stöcke und wurden mit Stockhieben und angelegtem Revolver gezwungen, aufeinander einzuschlagen. «Fester, fester», wurde kommandiert, und «schneller, schneller». Beide sind hier in meiner Zelle, Vater und Sohn, beide an Kopf und Hals furchtbar zugerichtet, das rechte Auge des Vaters blau unterlaufen und hervorquellend, seine Kinnladen geschwollen, vielleicht zerschmettert.

Immerfort wurde den Verhafteten angekündigt, dass sie erschossen werden würden, dass im Keller heute fünf Leute erschossen worden seien, bei Nacht machte man sich den Spass, in den Schlafraum hineinzuschliessen. Wiederholt rief einer oder der andre der Misshandelten aus: «Erschiesst mich doch endlich, ihr Feiglinge!» Darauf wurde er mich noch grösserer Wucht geprügelt.

Jede Tortur wurde mit höhnischen Worten begleitet. Besonders beliebt waren Sätze solcher Art: «Du hast wohl wenig Freude von uns, was? Dafür hat deine Frau um so mehr Freude von uns gehabt. In neun Monaten werden eure Frauen forsche Hitlerjungen kriegen.»

Diese Bemerkungen waren um so beunruhigender und quälender, als keiner der Verhafteten auch nur die geringste Verbindung mit seinen Angehörigen besass, nicht wusste, ob nicht auch seine Frau weggeschleppt worden sei.

«Verhöre» nannte man ein Frage- und Antwortspiel, das sich folgendermassen vollzog: «Was bist du?» – «Ich bin ein Kommunistenschwein». Wer nicht so antwortete, bekam betäubende Hiebe auf den Kopf oder über den Mund, aber wenn er so antwortete, besserte ihn einer der Peiniger mit einem Hieb aus: «... Kommunistensau!» Dann hatte er nächstesmal zu sagen: «... ich bin eine Kommunistensau.»

Auf die Frage, woher die eben erlittenen Wunden stammen, musste der Verwundete antworten: «Ich bin besoffen gegen einen Ofen gefallen.»

Bärte wurden abgeschnitten, die Haare geschoren, meist auf einer Kopfhälfte, oder abgesengt und büschelweise herausgerissen, einigen war das Haar in Form eines Hakenkreuzes herausgeschnitten.

Einem Major der SA wurde das unausgesetzte Schlagen zu viel, so dass er schliesslich aufstampfte und seinen Parteigenossen vor den Gefangenen zurief: «Nun ists aber genug.»

Graf Helldorf aber, der Osaf von Berlin, der höchstpersönlich die Kaserne inspizierte und sich die Gefangenen vorführen liess, ordnete neue Prügelungen an. Sein besonderes Interesse galt dem Herausfinden von Juden; er liess sich die Geschlechtsteile zeigen und fragte:

«Religion deines Vaters?»

«Evangelisch.»

«Deiner Mutter?»

«Katholisch.»

«Na, du bist typisches, jüdisches Halbblut, deine Mutter hat mit Juden herumge...»

Den Juden unter den Gefangenen erging es am schlimmsten, sie wurden am wütendsten geprügelt, sie wurden täglich zur «Hinrichtung» geführt, an die Wand gestellt, dann legte man gegen sie an und feuerte über ihren Kopf hinweg einen Revolver ab, um sie zu erschrecken.

In der Kaserne befand sich auch die ganze Zeit über ein vierzehnjähriger Junge, den man gefangen genommen hatte, weil man von ihm die Adresse seiner sich versteckt haltenden Mutter erfahren

wollte. Von andern wollte man Adressen von Funktionären erfahren oder von Wohnungen, in denen sich Geheimdruckereien, Sprengstoffe oder Waffen befinden. Von allen Gefangenen hat ein einziger Namen und Adressen von Genossen angegeben, auch er befand sich in meiner Zelle, niemand sprach mit ihm.

Am Tag, ehe ich aus Spandau in das Polizeipräsidium zurückgebracht wurde, waren alle aus der Nazikaserne hierhergebracht worden. Sie mussten den Weg zu Fuss machen, viele waren ohne Schuhe, die Hände mussten sie über dem Kopf halten, so gingen sie durch die Strassen. An der Ecke Friedrichstrasse und Unter den Linden warf sich einer der Eskortierten vor einen fahrenden Autobus und wurde mit abgefahrenen Beinen hervorgezogen. Im Polizei-

Der Regierungspräsident.

Potsdam, den 11. März 1933.

I. Pol. g.

G e h e i m ! !

Der Herr Preussische Innenminister hat folgendes Telegramm an alle Preussischen Regierungspräsidenten gerichtet:

"An alle preussischen Regierungspräsidenten:

Gewählte kommunistische Reichs- und Landtags-
abgeordnete nach Annahme der Wahl festnehmen.
Mit Sammeltransport dem Polizeipräsidium Berlin
zuführen. Namen sofort von Kreiswahlleiter er-
fragen. Für lückenlose Durchführung der Anordnung
sorgen. Liste der voraussichtlichen Abgeordneten
folgt mit Schnellbrief.

Preussischer Minister des Innern IKPA. I 2 a.

Ich ersuche, die notwendigen Maßnahmen zu treffen,
daß die Festnahme der Abgeordneten schnellstens
erfolgen kann. Die Namen der Abgeordneten werden
sofort nach Bekanntwerden mitgeteilt.

Im Auftrage

gez. Freiherr Schenck zu Schweinsberg.

An die

Herren Landräte des Bezirkes,
den Herrn Polizeipräsidenten
in Potsdam,
Herrn Major Herrmann in
Brandenburg,
den Herrn Ersten Bürgermeister
als Ortspolizeibehörde i. Wittenberge, die Ortspol. Beh. Eberswalde
u. Rathenow.



Beglaubigt:

Kahler.

Regierungskanzleiangest.

Präsidium wurden den am schwersten Verletzten Verbände angelegt und die Eingelieferten in verschiedenen Massenzellen untergebracht.

Das Licht in unserer Zelle wurde nicht ausgelöscht, da wiederholt neue Gefangene eingeliefert wurden. Es waren jetzt schon mehr als siebzig da, sie mussten auf dem Boden liegen, da die Pritschen nicht ausreichten. Unter anderen waren auch sozialdemokratische Betriebsräte einer Strassenbahnwerkstätte da, die eine von einem Offizier geführte Sturmabteilung mitten im Betrieb verhaftet hatte. Auch ein uniformierter Nationalsozialist war in unserer Zelle, er hatte seine Sammelbüchse geöffnet und das Geld für sich verwendet; man verhaftete ihn und steckte ihn zu den politischen Gefangenen.

Bis spät in die Nacht umgaben mich die Verletzten und drangen mit Schilderungen auf mich ein, meine Nerven waren aufs Äusserste gespannt, ich sprang auf und ging umher. «Lasst ihn doch schon in Frieden», rief einer, und trat zu mir: «Du musst uns verstehen, wir haben Furchtbares mitgemacht, mir zum Beispiel haben sie ...» Und nun erzählte er von Neuem.

Sie haben in vier oder fünf Tagen erlebt, was da in wenigen Stunden auf mich niederprasselte, aber sie haben es erlitten, während ich es bloss hören muss.

Keiner dieser unmenschlich misshandelten Arbeiter, keiner – mit einer einzigen Ausnahme – hat etwas verraten, keiner spricht ohne Hass und Verachtung von dieser Art von Gegner, keiner, keiner ist irre geworden an der Sache, für die er so Entsetzliches erleiden muss.

(Die Wiener Weltbühne, 2. Jg., Nr. 13, 30. März 1933, S.381-385.)

LEO TROTZKI

HITLERS SIEG – DIE SCHANDE DER ARBEITERFÜHRER

Prinkipo, 10. März 1933

Die Ansicht, dass nur rückständige Länder mit Diktaturmethoden regiert werden können, lässt sich nicht länger halten. Mit einiger Einschränkung konnte man diese Theorie vielleicht noch auf Italien anwenden, unmöglich aber auf Deutschland, das hochentwickelte kapitalistische Land im Herzen Europas.

Es gibt einen allgemeinen Grund für den Verfall der Demokratie: Die kapitalistische Gesellschaft hat ihre Blütezeit überlebt. Sie zerstört durch nationale und internationale Gegensätze im Innern eines jeden Landes die demokratische Struktur, wie der Weltantagonismus das dekorative Gebäude des Völkerbundes zerstört. Wo sich die fortschrittliche Klasse unfähig zeigt, die Macht zu ergreifen und die Gesellschaft auf sozialistischer Basis neu aufzubauen, kann der im Todeskampf liegende Kapitalismus nur durch die brutalsten und barbarischsten Methoden aufrechterhalten werden; der konsequenteste Ausdruck dieser Herrschaftsform ist der Faschismus. Das ist die historische Tatsache, die sich in Hitlers Sieg widerspiegelt. Im Februar 1929 schrieb ich Folgendes für eine amerikanische Zeitschrift: «In Analogie zur Elektrotechnik mag die Demokratie als ein System von Sicherungen gegen die heftigen Stromstöße des nationalen oder sozialen Kampfes definiert werden. Keine Epoche der Menschheitsgeschichte war so von Antagonismen erfüllt wie die Gegenwart. Unter der mächtigen Spannung der Klassenkämpfe und der internationalen Gegensätze brennen die Sicherungen der Demokratie durch. Daher die Kurzschlüsse der Diktatur.»

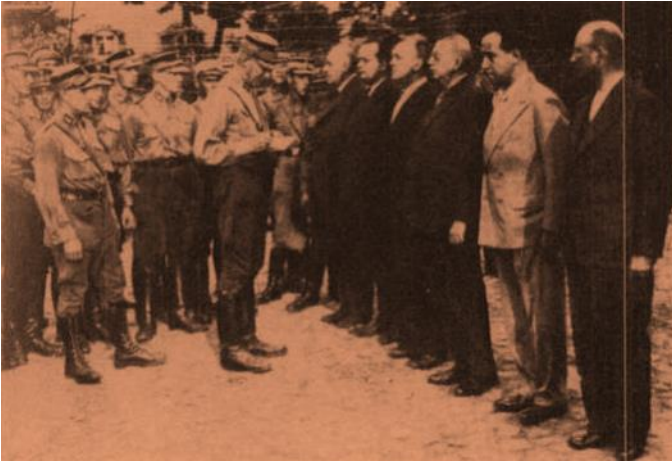
Meine Gegner verwiesen auf die Tatsache, dass dieser Prozess vor den Toren der zivilisierten Welt haltgemacht habe. Aber ich erwiderte: «Der Druck der inneren und äusseren Gegensätze des Weltkapitalismus fällt nicht, sondern steigt... Die Gicht beginnt ihr Werk im kleinen Finger einer Hand oder im grossen Zeh; ist aber ein Anfang gemacht, ruht sie nicht, bis sie zum Herzen vorgedrungen ist».

Für viele ähnelt die Wahl zwischen Bolschewismus und Faschismus der zwischen Satan und Beelzebub. Es ist schwer, darüber etwas Trostreiches zu sagen. Das 20. Jahrhundert ist zweifellos das zerrissenste in der Geschichte der Menschheit. Diejenigen von unseren Zeitgenossen, die Frieden und Bequemlichkeit vor allem lieben, haben ihren Geburtstag schlecht gewählt.

17 Millionen verzweifelte Leute haben die Hitlerbewegung zum Siege geführt; das beweist, dass das kapitalistische Deutschland das Vertrauen zu dem in Verfall geratenen Europa verloren hat, das durch den Vertrag von Versailles in ein Zuchthaus – nur ohne die Einrichtung der gestreiften Jacken – verwandelt worden war. Aber der Sieg der Partei der Verzweiflung war nur möglich, weil der Sozialismus, die Partei der Hoffnung, sich als unfähig erwies, die Macht zu ergreifen. Das deutsche Proletariat war sowohl an Zahl wie an Kultur stark genug, sein Ziel zu erreichen, aber die Führer der Arbeiterschaft haben sich als unfähig erwiesen.

Die Sozialdemokraten hofften in ihrer eigenartigen, konservativen Beschränktheit, zusammen mit den anderen parlamentarischen Parteien den Faschismus allmählich «erziehen» zu können. Die

Stellung des Drilloffiziers gaben sie Hindenburg, dem Generalfeldmarschall der Hohenzollern; sie stimmten für ihn. Die Arbeiter hatten den richtigen Instinkt, sie wollten kämpfen. Aber die Sozialdemokraten hielten sie zurück, indem sie ihnen versprachen, ihnen dann das Signal zum Kampf zu geben, wenn Hitler endlich die «legalen» Methoden verlassen sollte. So haben die Sozialdemokraten Hitler nicht nur durch die Wahl Hindenburgs an die Macht gebracht, sondern auch dadurch, dass sie ihm die Regierungsgewalt Stück für Stück auslieferten.



SPD-Funktionäre im KZ Oranienburg

Die Politik der Kommunistischen Partei war zutiefst irrig. Ihre Führer gingen von dem absurden Standpunkt aus, dass Sozialdemokratie und Nationalsozialismus zwei «Variationen des Faschismus» darstellen, dass sie, nach Stalins unseliger Formel, «nicht Gegensätze, sondern Zwillinge» sind. Es ist ohne Zweifel wahr, dass sowohl die Sozialdemokratie wie der Faschismus die bürgerliche Herrschaft gegen die proletarische Revolution verteidigen. Aber die Methoden der beiden Parteien sind äusserst verschieden. Die Sozialdemokratie ist undenkbar ohne parlamentarische Regierung und ohne gewerkschaftliche Massenorganisation. Die Aufgabe des Faschismus ist aber, beides zu zerstören. Auf der Grundlage dieses Gegensatzes musste ein Defensivbündnis zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten geschlossen werden. Aber die blinden Führer haben sich geweigert, diesen Weg zu gehen. Die Arbeiter auf der Linken wurden gespalten, schutzlos, ohne Plan und Programm

dem feindlichen Angriff überlassen. Diese Position demoralisierte das Proletariat und stärkte das Selbstvertrauen des Faschismus.

Vor zweieinhalb Jahren, im September 1930, schrieb ich folgendes (in der Broschüre: «Die Wendung der Komintern und die Lage in Deutschland»): «*Der Faschismus ist in Deutschland zu einer wirklichen Gefahr geworden; er ist Ausdruck der aktuellen Ausweglosigkeit des bürgerlichen Regimes, der konservativen Rolle der Sozialdemokraten und der akkumulierten Schwäche der Kommunistischen Partei im Kampf gegen dieses Regime. Wer das leugnet, ist blind oder ein Schwätzer.*»

Ich drückte diesen Gedanken in einer Reihe von Streitschriften aus, die im Laufe der letzten zwei Jahre in Deutschland erschienen sind. Im November 1931 schrieb ich: «Die Machtergreifung der deutschen ‚Nationalsozialisten‘ würde vor allem die Vernichtung der Elite des deutschen Proletariats nach sich ziehen, die Zerstörung seiner Organisationen, den Verlust seines Selbstvertrauens und des Glaubens an seine Zukunft. Entsprechend der weitaus größeren Reife und Schärfe der sozialen Gegensätze in Deutschland würde sich die Höllenarbeit des italienischen Faschismus wahrscheinlich als eine unbedeutende, beinahe humane Erfahrung ausnehmen im Vergleich zur Arbeit des deutschen Nationalsozialismus.»

Die stalinistische Fraktion sagte, das sei Panikgeschrei. Aus der umfangreichen politischen Literatur, die dieser Frage gewidmet ist, will ich nur eine Rede herausgreifen, die von dem offiziellen Leiter der Kommunistischen Partei, Thälmann, vor dem Exekutiv-Komitee der Kommunistischen Internationale im April 1931 gehalten wurde, wo er gegen die sogenannten Pessimisten – d.h. die Leute, die etwas voraussehen konnten – folgende Sätze richtete: «Wir haben nicht geduldet, dass uns panische Stimmungen von unserem Wege abdrängen... Wir haben nüchtern und fest klargestellt, dass der 14. September (1930) in gewissem Sinne Hitlers bester Tag wurde, dem keine besseren, sondern schlechtere Tage folgen werden... Jene Einschätzung, die wir der Entwicklung dieser Partei gegeben, haben die Ereignisse bestätigt... Der Faschismus hat heute schon keinen Grund zum Lachen.»

Das eine Zitat genügt!

So wurde, während die deutsche demokratische Bourgeoisie zerfiel, der Faschismus auf seinem Weg zur Macht durch die vereinten Anstrengungen der Führer der beiden Arbeiterparteien unterstützt.

Die Hitler-Bewegung hat keine Zeit verloren, sich in der Macht zu befestigen. Hitler kündigt an, dass er die Kommunisten in Konzentrationslagern erziehen will. Er verspricht, die Sozialdemokraten auszurotten; das ist, zusammengenommen, unter bedeutend schwereren Bedingungen die Aufgabe, für die die Kraft Bismarcks

und Wilhelms II. nicht ausreichte.

Hitlers politischer Anhang besteht aus Offizieren, Beamten, Angestellten, Kleinkrämern, Kaufleuten, Bauern, all den Zwischenschichten und zweifelhaften Klassen. Unter dem Gesichtspunkt des gesellschaftlichen Bewusstseins sind sie menschlicher Staub.

Es ist ein Paradoxon, dass Hitler trotz seines Anti-Parlamentarismus im Parlament stärker ist als in der Gesellschaft. Der faschistische Staub bleibt Staub nach jeder Kopfzählung. Andererseits sind die Arbeiter durch den Produktionsprozess vereint. Die Produktivkräfte der Nation sind in ihren Händen konzentriert. Hitlers Kampf für die Kontrolle über sie beginnt erst. Die Hauptschwierigkeiten liegen vor ihm. Eine Abschwächung der Handels- und Industriekrise bringt eine Kräfteverschiebung nicht zugunsten Hitlers, sondern zugunsten des Proletariats. Die bloße Tatsache des Falls der Arbeitslosenziffern wird das Selbstbewusstsein der Arbeiter heben. Die so lange Zeit ausgebliebene Konjunktur muss die Aufgabe erleichtern. Nach dem ausserordentlichen Fall des Lebensstandards der Arbeiterschaft in den Krisenjahren kann eine Periode ausge dehnter ökonomischer Kämpfe mit Sicherheit erwartet werden.

Hitlers Hauptschwierigkeiten liegen vor ihm, auch seine Hauptkämpfe. In der internationalen Arena kann in nächster Zukunft von Hitler nichts anderes erwartet werden als Gesten und Phrasen. Er hat einen zu langen und ernsthaften Bürgerkrieg vor sich, um ernsthaft an einen Krieg mit Frankreich zu denken. Andererseits wird er mit aller Kraft versuchen, Frankreich und die anderen kapitalistischen Staaten von der Notwendigkeit zu überzeugen, seine Mission gegen den Bolschewismus zu unterstützen. Wie das auch konkret aussehen mag, die Aussenpolitik Hitlers ist wesentlich gegen die Sowjetunion gerichtet.

(Leo Trotzki, Schriften über Deutschland. Band II. Frankfurt/M. 1971, S. 475-479.)

GEORGE GROSZ

BRIEF AN FELIX WEIL

15.3.1933

Dear old LIX!

. . . Das Schicksal (entschuldige bitte diese kleinbürgerlich-anarchische Abweichung – für die Marx Brothers gibt es ja kein «metaphysisches Schicksal») . . . hat mich eben wieder für neue Dinge aufgespart. Was jetzt in Deutschland vor sich geht ist, mit Verlaub

zu sagen, bitter. Bitter ist, und für manche Interessierte hier unbedeutend, warum diese Millionen Kommunisten glatt versagten??? und Hitler sich einfach fett an die Krippe setzen konnte. Nun, die III. Internationale wird uns da ja auch wieder, wie immer, wenn der Porzellanladen in Trümmer gegangen, die treffende Analyse servieren. Es hat etwas Tragisches, diese deutsche Arbeiterbewegung. Ich glaube mit Trotzki (ohne sein bedingungsloser Anhänger zu sein), dass für viele Jahre der Elan der revolutionären Bewegung gelähmt ist. . . jetzt rächt sich die aufgehetzte Rechte kräftig – und unten gehen schauderhafte Dinge vor. Viele werden wohl gezwungen sein, ausser Landes zu gehen oder das Maul zu halten. Eine tolle, diesmal tatsächliche Reaktion: dies sind wirkliche Faschisten! Wie dämlich, die Agitation damals, immer die Sozis als Faschisten hinzustellen. . .

Vergiss nicht Deinen alten Freund

(George Grosz, Briefe 1913 – 1959. Hrsg. von Herbert Knust. Reinbek b. Hamburg 1979, S. 167.)

DIE «DEBATTE» UM DAS ERMÄCHTIGUNGSGESETZ VOR DEM REICHSTAG (Sitzung vom 23. März 1933)

[•••]

Präsident Göring: [...]Wir kommen jetzt zum zweiten Gegenstand der Tagesordnung:

Entgegennahme einer Erklärung der Reichsregierung in Verbindung mit der ersten und zweiten Beratung des von den Abgeordneten Dr. Frick, Dr. Oberfohren u. Gen. eingebrachten Entwurfs eines **Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich** (Nr. 6 der Drucksachen).

Das Wort hat der Herr Reichskanzler.

(Die nationalsozialistische Fraktion erhebt sich und begrüsst den Reichskanzler mit einem dreifachen Heil.)

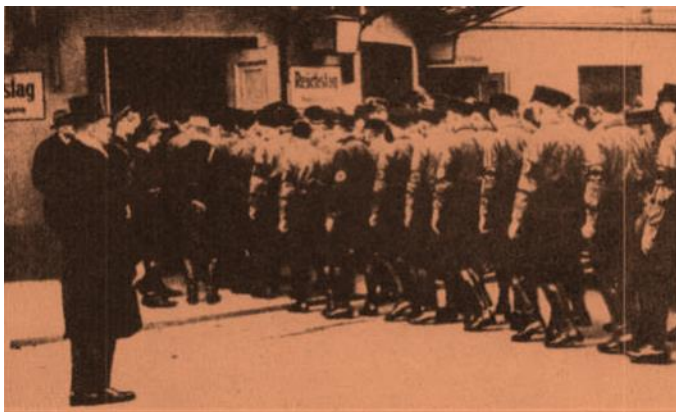
Hitler, Reichskanzler: Männer und Frauen des Deutschen Reichstags! Im Einvernehmen mit der Reichsregierung haben die Nationalsozialistische Partei und die Deutschnationale Volkspartei Ihnen durch einen Initiativantrag ein Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich zur Beschlussfassung unterbreitet.

Die Gründe für diesen ausserordentlichen Vorgang sind folgende.

Im November 1918 rissen marxistische Organisationen durch eine Revolution die vollziehende Gewalt an sich. Die Monarchen wurden entthront, die Reichs- und Landesbehörden abgesetzt und damit die Verfassung gebrochen. Das Gelingen der Revolution im materiellen Sinne sicherte die Attentäter vor dem Zugriff der Justiz. Die moralische Legitimierung suchten sie in der Behauptung, Deutschland beziehungsweise seine Regierungen trügen die Schuld am Ausbruch des Krieges. Die Behauptung ist wissentlich und sachlich falsch.

In der Folge führte aber diese im Interesse unserer damaligen Feinde liegende unwahre Anschuldigung zu schwersten Unterdrückungen des gesamten deutschen Volkes. Unter Bruch der uns in den 14 Punkten Wilsons gemachten Zusicherungen begann für Deutschland, das heisst für das schaffende deutsche Volk, eine Zeit grenzenlosen Unglücks. Alle die von den Männern des November 1918 gemachten Versprechungen erwiesen sich, wenn schon nicht als bewusste Irreführungen, so doch als nicht minder verdammenswerte Illusionen. Die «Errungenschaften der Revolution» waren im gesamten genommen nur für kleinste Teile unseres Volkes angenehm, für die überwältigende Mehrzahl aber, zumindest aber insoweit sich diese durch ihre redliche Arbeit das tägliche Brot verdienen mussten, unendlich traurige.

Dass hierfür der Selbsterhaltungstrieb der an dieser Entwicklung schuldigen Parteien und Männer tausend Beschönigungen und Ausreden findet, ist verständlich. Der nüchterne Vergleich der durchschnittlichen Ergebnisse der letzten vierzehn Jahre mit den



23. März 1933: Die Nazi-Abgeordneten ziehen ins Parlament ein

einst proklamierten Versprechungen fällt für diese verantwortlichen Regisseure dieses in der deutschen Geschichte beispiellosen Verbrechens vernichtend aus.

Unser Volk hat im Verlauf der letzten 14 Jahre auf allen Gebieten des Lebens einen Verfall erlitten, der grösser kaum vorstellbar ist. Die Frage, was überhaupt in dieser Zeit noch schlimmer hätte kommen können, ist unter Berücksichtigung der Grundwerte unseres deutschen Volkes sowie der einst vorhanden gewesenen politischen und wirtschaftlichen Erbmasse nicht zu beantworten. Das deutsche Volk selbst hat trotz seiner schweren Beweglichkeit in politischen Empfindungen und Stellungnahmen sich steigend von den in seinen Augen für diese Zustände verantwortlichen Auffassungen, Parteien und Verbänden abgewendet. Die Zahl der innerlich auf dem Boden der Weimarer Verfassung stehenden Deutschen ist trotz der suggestiven Bedeutung und rücksichtslosen Ausnützung der Regierungsgewalt am Ende nur mehr ein Bruchteil der gesamten Nation.

Es ist weiter das charakteristische Merkmal dieser vierzehn Jahre gewesen, dass, abgesehen von natürlichen Schwankungen, die Linie der Entwicklungen konstant nach unten führte. Diese deprimierende Erkenntnis war mit einer der Ursachen der allgemeinen Verzweiflung. Sie förderte die Einsicht über die Notwendigkeit einer gründlichen Abkehr von den Ideen, Organisationen und Männern, in denen man mit Recht allmählich die tieferen Ursachen des Verfalls zu erkennen begann.

Die nationalsozialistische Bewegung vermochte daher trotz furchtbarster Unterdrückung immer mehr Deutsche geistes- und willensmässig zum Abwehrkampf zu erfassen. Sie hat im Verein mit den anderen nationalen Verbänden nunmehr innerhalb weniger Wochen die seit dem November 1918 herrschenden Mächte beseitigt und in einer Revolution die öffentliche Gewalt in die Hände der nationalen Führung gelegt.

Am 5. März hat das deutsche Volk diesem Akte seine Zustimmung erteilt.

Das Programm des Wiederaufbaus von Volk und Reich ergibt sich aus der Grösse der Not unseres politischen, moralischen und wirtschaftlichen Lebens. Erfüllt von der Überzeugung, dass dieser unser Zusammenbruch seine Ursache in inneren Schäden unseres Volkskörpers besitzt, ist es das Ziel der Regierung der nationalen Revolution, diejenigen Gebrechen aus unserem völkischen Leben zu beseitigen, die auch für die Zukunft jeden tatsächlichen Wiederaufstieg verhindern würden.

Der durch die marxistische Irrlehre systematisch herbeigeführte Zerfall der Nation in weltanschaulich unvereinbare Gegensätze bedeutet die Vernichtung der Basis eines möglichen Gemeinschaftsle-

bens. Die Auflösung ergreift die Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung. Die völlig gegensätzliche Einstellung der Einzelnen zu den Begriffen Staat, Gesellschaft, Religion, Moral, Familie, Wirtschaft, Eigentum reißt Differenzen auf, die zum Kriege aller gegen alle führen. Ausgehend vom Liberalismus des vergangenen Jahrhunderts als Schrittmacher der Sozialdemokratie endet diese Entwicklung der Destruktion naturgesetzlich im kommunistischen Chaos; denn in dieser letzten Definition des Marxismus erfolgt die Propagierung der permanenten Revolution gegen alle Grundlagen unseres seitherigen Gemeinschaftslebens. Die damit verbundene Mobilisierung primitivster Instinkte führt zu einer Verbindung zwischen den Auffassungen einer politischen Idee und den Handlungen wirklicher Verbrecher, die in ihrer letzten Erfüllung jede wahre Kultur und Zivilisation vernichtet. Angefangen vom Strassenraub, der Plünderung von Geschäften, Brandstiftung und Eisenbahnfrevel bis zum Attentat erhält alles als «politische Betätigung im Dienste der kommunistischen Idee» seine moralische Sanktion. Allein die Methode des individuellen und Massenterrors hat die nationalsozialistische Bewegung im Laufe weniger Jahre über 300 Tote und Zehntausende an Verletzten gekostet.

Die Brandstiftung im Reichstagsgebäude als missglückter Versuch einer grossangelegten Aktion ist nur ein Zeichen dessen, was Europa vom Siege dieser teuflischen Lehre der Zerstörung zu erwarten hätte. Wenn eine bestimmte Presse – heute besonders ausserhalb des Deutschen Reiches – versucht, entsprechend der durch den Kommunismus zum Prinzip erhobenen politischen Unwahrheit die nationale Erhebung Deutschlands mit dieser Schandtat zu identifizieren, dann kann mich das nur in meinem Entschlusse bestärken, nichts unversucht zu lassen, um in kürzester Frist dieses Verbrechen durch die öffentliche Hinrichtung des schuldigen Brandstifters und seiner Komplizen zu sühnen.

(Lebhafter Beifall bei den Nationalsozialisten
und den Deutschnationalen)

Der ganze Umfang der beabsichtigten Aktionen dieser Organisation ist weder dem deutschen Volke noch der übrigen Welt genügend zum Bewusstsein gekommen. Nur durch ihr blitzschnelles Zuschlagen hat die Regierung eine Entwicklung verhindert, die bei einem katastrophalen Ausgang ganz Europa erschüttert haben würde, und manche von denen, die sich heute aus Hass gegen die nationale Erhebung innerhalb und ausserhalb Deutschlands mit den Interessen des Kommunismus verbrüdern, würden selbst die Opfer einer solchen Entwicklung geworden sein.

(Sehr richtig! Bei den Nationalsozialisten
und den Deutschnationalen.)

Es wird die oberste Aufgabe der nationalen Regierung sein, diese Erscheinung nicht nur im Interesse Deutschlands, sondern auch des übrigen Europas in unserem Lande restlos auszurotten und zu beseitigen. Sie wird nicht die Erkenntnis aus dem Auge verlieren, dass es sich dabei nicht nur um das negative Problem der Bekämpfung dieser Lehre und ihrer Organisationen handelt, sondern um die Durchführung der positiven Aufgabe der Gewinnung des deutschen Arbeiters für den nationalen Staat.

(Lebhafte Zustimmung bei den Nationalsozialisten.)

Nur die Herstellung einer wirklichen Volksgemeinschaft, die sich über die Interessen und Gegensätze der Stände und Klassen erhebt, vermag allein auf die Dauer dieser Verirrung des menschlichen Geistes den Nährboden zu entziehen. [...]

Gleichlaufend mit dieser politischen Entgiftung unseres öffentlichen Lebens wird die nationale Regierung eine durchgreifende moralische Sanierung an unserem Volkskörper vornehmen. Unser gesamtes Erziehungswesen – das Theater, der Film, Literatur, Presse, Rundfunk – sie werden als Mittel zu diesem Zwecke angesehen und demgemäss gewürdigt. Sie haben alle der Erhaltung der im Wesen unseres Volkstums liegenden Ewigkeitswerte zu dienen; die Kunst wird stets Ausdruck und Spiegel der Sehnsucht oder der Wirklichkeit einer Zeit sein. Die Welt bürgerlicher Beschaulichkeit ist in raschem Schwinden begriffen. Der Heroismus erhebt sich leidenschaftlich als kommender Gestalter und Führer der Völkerschicksale. Es ist die Aufgabe der Kunst, Ausdruck dieses bestimmenden Zeitgeistes zu sein.

(Laute Zustimmung bei den Nationalsozialisten.)

Blut und Rasse werden wieder zur Quelle der künstlerischen Intuition. Es wird dabei die Aufgabe der Regierung der Nationalen Erhebung sein, dafür zu sorgen, dass gerade in einer Zeit beschränkter politischer Macht der innere Lebenswert und Lebenswille der Nation einen um so gewaltigeren kulturellen Ausdruck finden.

(Erneuter starker Beifall.)

Dieser Entschluss verpflichtet zu dankbarer Bewunderung unserer grossen Vergangenheit. Auf allen Gebieten des geschichtlichen und kulturellen Lebens soll die Kenntnis unserer Tradition der Stolz der Gegenwart sein und die Brücke in die Zukunft schlagen. Die Ehrfurcht vor den grossen Männern muss der deutschen Jugend wieder als ein heiliges Vermächtnis eingehämmert werden.

(Lebhafter Beifall und Händeklatschen)

Indem die Regierung entschlossen ist, die politische und moralische Entgiftung unseres öffentlichen Lebens durchzuführen, schafft und sichert sie die Voraussetzungen für eine wirklich tiefe,

innere Religiosität. [...]

Die nationale Regierung sieht in den beiden christlichen Konfessionen wichtigste Faktoren der Erhaltung unseres Volkstums. Sie wird die zwischen ihnen und den Ländern abgeschlossenen Verträge respektieren; ihre Rechte sollen nicht angetastet werden. Sie erwartet aber und hofft, dass die Arbeit an der nationalen und sittlichen Erhebung unseres Volkes, die sich die Regierung zur Aufgabe gestellt hat, umgekehrt die gleiche Würdigung erfährt.

(Sehr gut! bei den Nationalsozialisten.)

Sie wird allen anderen Konfessionen in objektiver Gerechtigkeit gegenüberstehen. Sie kann aber niemals dulden, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession oder einer bestimmten Rasse eine Entbindung von allgemeingesetzlichen Verpflichtungen sein könnte oder gar ein Freibrief für straflose Begehung oder Tolerierung von Verbrechen.

(Starker Beifall und Händeklatschen
bei den Regierungsparteien.)

Die nationale Regierung wird in Schule und Erziehung den christlichen Konfessionen den ihnen zukommenden Einfluss einräumen und sicherstellen. Ihre Sorge gilt dem aufrichtigen Zusammenleben zwischen Kirche und Staat.

Der Kampf gegen eine materialistische Weltauffassung und für die Herstellung einer wirklichen Volksgemeinschaft dient ebenso sehr den Interessen der deutschen Nation wie denen unseres christlichen Glaubens.

Unser Rechtswesen muss in erster Linie der Erhaltung dieser Volksgemeinschaft dienen. Der Unabsetzbarkeit der Richter auf der einen Seite muss die Elastizität der Urteilsfindung zum Zweck der Erhaltung der Gesellschaft entsprechen. Nicht das Individuum kann der Mittelpunkt der gesetzlichen Sorge sein, sondern das Volk!

(Bravo!)

Landes- und Volksverrat sollen künftig mit barbarischer Rücksichtslosigkeit ausgebrannt werden!

(Stürmischer, sich immer wieder erneuernder Beifall.)

Der Boden der Existenz der Justiz kann kein anderer sein als der Boden der Existenz der Nation. Möge diese daher auch stets die Schwere der Entscheidungen derer berücksichtigen, die unter dem harten Zwang der Wirklichkeit das Leben der Nation verantwortlich zu gestalten haben.

(Sehr gut! bei den Nationalsozialisten.)

Gross sind die Aufgaben der nationalen Regierung auf den Gebieten des wirtschaftlichen Lebens. Hier wird ein Gesetz alles Han-

dein bestimmen: Das Volk lebt nicht für die Wirtschaft, und die Wirtschaft existiert nicht für das Kapital, sondern das Kapital dient der Wirtschaft und die Wirtschaft dem Volk.

(Lebhafter Beifall rechts.)

Grundsätzlich wird die Regierung die Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen des deutschen Volkes nicht über den Umweg einer staatlich zu organisierenden Wirtschaftsbürokratie betreiben, sondern durch stärkste Förderung der privaten Initiative unter Anerkennung des Privateigentums.

(Bravo)

[...]



Göring eröffnet die Reichstagssitzung vom 21. März 1933 in der Krolloper

Über allem aber stehen zwei Wirtschaftsaufgaben erster Ordnung. Die Rettung des deutschen Bauern muss unter allen Umständen durchgeführt werden.

(Lebhafter Beifall rechts.)

Die Vernichtung dieses Standes in unserem Volke würde zu den denkbar schwersten Konsequenzen führen. Die Wiederherstellung der Rentabilität der landwirtschaftlichen Betriebe mag für den Konsumenten hart sein; das Schicksal aber, das das ganze Volk träge, wenn der deutsche Bauer zugrunde ginge, wäre mit dieser Härte gar nicht zu vergleichen.

(Lebhafte Zustimmung rechts.)

Nur im Zusammenhang mit der unter allen Umständen zu erreichenden Rentabilität unserer Landwirtschaft kann die Frage eines Vollstreckungsschutzes beziehungsweise einer Entschuldung gelöst werden. Würde dies nicht gelingen, müsste die Vernichtung unserer Bauern nicht nur zum Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft überhaupt, sondern vor allem zum Zusammenbruch des deutschen Volkskörpers führen. Seine Gesunderhaltung ist aber auch die erste Voraussetzung für das Blühen und Gedeihen unserer Industrie, für den deutschen Binnenhandel und für den deutschen Export.

(Sehr gut! rechts.)

Ohne das Gegengewicht des deutschen Bauerntums hätte der kommunistische Wahnsinn schon jetzt Deutschland überrannt und damit die deutsche Wirtschaft endgültig vernichtet.

(Sehr wahr! rechts.)

Was die Gesamtwirtschaft einschliesslich unserer Exportindustrie dem gesunden Sinn des deutschen Bauern verdankt, kann überhaupt durch kein Opfer geschäftlicher Art irgendwie abgegolten werden. Es muss daher auch der weiteren Besiedlung des deutschen Bodens in Zukunft die höchste Sorge gelten.

Im Übrigen ist sich die nationale Regierung darüber im klaren, dass die endgültige Behebung der Not sowohl unserer bäuerlichen als auch unserer städtischen Wirtschaft abhängt von der Eingliederung der Arbeitslosenarmee in den Produktionsprozess, und hierin sieht die Regierung ihre zweite grösste und gewaltigste wirtschaftliche Aufgabe. Sie kann nur gelöst werden im Zusammenhang mit der allgemeinen politischen Befriedung, mit der Wiederherstellung der Autorität eines Regiments der Durchsetzung gesunder, weil natürlicher wirtschaftlicher Grundsätze sowie der Ergreifung aller derjenigen Massnahmen, die notwendig sind, auch wenn sie, im Augenblick gesehen, auf keine Popularität rechnen können. Arbeitsbeschaffung und Arbeitsdienstpflicht sind hierbei nur Einzelmassnahmen im Rahmen des Gesamtangriffs.

Ähnlich ihrer Einstellung zum deutschen Bauern ist die Einstellung der nationalen Regierung gegenüber unserem Mittelstand. Auch seine Rettung kann nur im Zuge der allgemeinen wirtschaftlichen Aktion erfolgen. Die Regierung ist entschlossen, diese Fragen grundsätzlich und durchgreifend zu lösen.

Sie erkennt hierbei die geschichtliche Aufgabe, die Millionenmasse der deutschen Arbeiter im Daseinskampf um ihre Lebensrechte zu stützen und zu fördern. Als Kanzler und als Nationalsozialist fühle ich mich selbst mit ihnen als den einstigen Gefährten meiner Jugend verbunden.

(Stürmische Rufe: Bravo!)

[...]

Der Schutz der Grenzen des Reichs und damit des Lebens unseres Volkes und der Existenz unserer Wirtschaft liegt heute bei unserer Reichswehr, die entsprechend den uns im Versailler Vertrag auferlegten Bedingungen als einzig wirklich abgerüstete Armee der Welt anzusehen ist.

(Sehr richtig!)

Trotz der dadurch bedingten Kleinheit und gänzlich ungenügenden Bewaffnung dieses Heeres darf das deutsche Volk mit stolzer Befriedigung auf seine Reichswehr sehen.

(Lebhaftes Bravo und Händeklatschen.)

Unter schwersten Verhältnissen ist dieses kleine Instrument unserer nationalen Selbstverteidigung entstanden und entwickelt worden; in seinem Geiste ist es der Träger unserer besten soldatischen Tradition.

(Erneuter lebhafter Beifall.)

In peinlicher Gewissenhaftigkeit hat das deutsche Volk aber damit seine ihm im Friedensvertrag auferlegten Pflichten erfüllt. Ja selbst der uns genehmigte Ersatz der Schiffe unserer Flotte ist — ich darf wohl sagen: leider! — nur zu einem kleinen Teil vollzogen worden. Deutschland wartet nun seit Jahren auf die Einlösung des Versprechens der übrigen Welt, dieser unserer Abrüstung zu folgen. Es ist der aufrichtige Wunsch der nationalen Regierung, von einer Vermehrung des deutschen Heeres und unserer Waffen absehen zu können, sofern endlich die andere Welt geneigt ist, auch ihre Verpflichtung zu einer radikalen Abrüstung zu vollziehen.

(Langanhaltender, immer wieder einsetzender stürmischer Beifall.)

Denn Deutschland will nichts als gleiche Lebensrechte und gleiche Freiheit. Für diesen Geist des Freiheitswillens allerdings wird die nationale Regierung das deutsche Volk erziehen.

(Lebhaftes Bravo.)

Die Ehre der Nation, die Ehre unserer Armee, das Ideal der Freiheit, sie müssen im deutschen Volke wieder heilig werden.

(Erneuter stürmischer Beifall)

Das deutsche Volk will mit der Welt in Frieden leben. Die Regierung wird aber gerade deshalb mit allen Mitteln für die endgültige Beseitigung einer Scheidung der Völker der Erde in zwei Kategorien eintreten. Die Begriffe von Siegernationen und von Besiegten können nicht als eine dauernde Basis freundschaftlicher Beziehungen der Völker untereinander gelten. Die ewige Offenhaltung dieser Wunde führt den einen zum Misstrauen, den anderen zum Hass und damit zu einer allgemeinen Unsicherheit.

(Zustimmung.)

Die nationale Regierung ist bereit, jedem Volke die Hand zu einer aufrichtigen Verständigung zu reichen, das gewillt ist, die traurige Vergangenheit endlich einmal grundsätzlich abzuschliessen. Die Not der Welt kann nur vergehen, wenn innerhalb der Völker und untereinander durch stabile Verhältnisse wieder Vertrauen geschaffen wird. Denn folgende Voraussetzungen sieht die nationale Regierung für die Behebung der allgemeinen Wirtschaftskatastrophe als notwendig an: Erstens eine unbedingte Autorität der politischen Führung im Innern zur Herstellung des Vertrauens in die Stabilität der Verhältnisse;

(sehr richtig!)

zweitens eine Sicherstellung des Friedens durch die wirklich grossen Nationen auf lange Sicht zur Wiederherstellung des Vertrauens der Völker untereinander;

(bravo!)

drittens den endlichen Sieg der Grundsätze der Vernunft in der Organisation und Führung der Wirtschaft sowie eine allgemeine internationale Entlastung von Reparationen und unmöglichen Schuld- und Zinsverpflichtungen.

(Lebhaftes Bravo.)

[•••]

Um die Regierung in die Lage zu versetzen, die Aufgaben zu erfüllen, die innerhalb dieses allgemein gekennzeichneten Rahmens liegen, hat sie im Reichstag durch die beiden Parteien der Nationalsozialisten und der Deutschnationalen das Ermächtigungsgesetz einbringen lassen. Ein Teil der beabsichtigten Massnahmen erfordert die verfassungsändernde Mehrheit. Die Durchführung dieser Aufgaben bzw. ihre Lösung ist notwendig. Es würde dem Sinn der nationalen Erhebung widersprechen und dem beabsichtigten Zweck nicht genügen, wollte die Regierung sich für ihre Massnahmen von Fall zu Fall die Genehmigung des Reichstags erhandeln und erbitten. Die Regierung wird dabei nicht von der Absicht getrieben, den Reichstag als solchen aufzuheben; im Gegenteil, sie behält sich auch für die Zukunft vor, ihn von Zeit zu Zeit über ihre

Massnahmen zu unterrichten oder aus bestimmten Gründen, wenn zweckmässig, auch seine Zustimmung einzuholen.

(Bravo! bei den Nationalsozialisten.)

Die Autorität und damit die Erfüllung der Aufgaben der Regierung würden aber leiden, wenn im Volke Zweifel an der Stabilität des neuen Regiments entstehen könnten.

(Sehr richtig! bei den Nationalsozialisten.)

Sie hält vor allem eine weitere Tagung des Reichstages im heutigen Zustand der tiefgehenden Erregung der Nation für unmöglich. Es ist kaum eine Revolution von so grossem Ausmass so diszipliniert und unblutig verlaufen wie die der Erhebung des deutschen Volkes in diesen Wochen.

(Lebhafter Beifall bei den Nationalsozialisten.)

Es ist mein Wille und meine feste Absicht, für diese ruhige Entwicklung auch in Zukunft zu sorgen. Allein um so nötiger ist es, dass der nationalen Regierung jene souveräne Stellung gegeben wird, die in einer solchen Zeit allein geeignet ist, eine andere Entwicklung zu verhindern.

(Sehr richtig! Bei den Nationalsozialisten.)

Die Regierung beabsichtigt dabei, von diesem Gesetz nur insoweit Gebrauch zu machen, als es zur Durchführung der lebensnotwendigen Massnahmen erforderlich ist. Weder die Existenz des Reichstages noch des Reichsrats soll dadurch bedroht sein. Die Stellung und die Rechte des Herrn Reichspräsidenten bleiben unberührt; die innere Übereinstimmung mit seinem Willen herbeizuführen, wird stets die oberste Aufgabe der Regierung sein.

(Bravo! rechts.)

Der Bestand der Länder wird nicht beseitigt, die Rechte der Kirchen werden nicht geschmälert, ihre Stellung zum Staate nicht geändert.

Da die Regierung an sich über eine klare Mehrheit verfügt, ist die Zahl der Fälle, in denen eine innere Notwendigkeit vorliegt, zu einem solchen Gesetz die Zuflucht zu nehmen, an sich eine begrenzte. Um so mehr aber besteht die Regierung der nationalen Erhebung auf der Verabschiedung dieses Gesetzes. Sie zieht in jedem Falle eine klare Entscheidung vor. Sie bietet den Parteien des Reichstags die Möglichkeit einer ruhigen deutschen Entwicklung und einer sich daraus in der Zukunft anbahnenden Verständigung; sie ist aber ebenso entschlossen und bereit, die Bekundung der Ablehnung und damit die Ansage des Widerstands entgegenzunehmen.

(Lebhafter Beifall bei den Nationalsozialisten.)

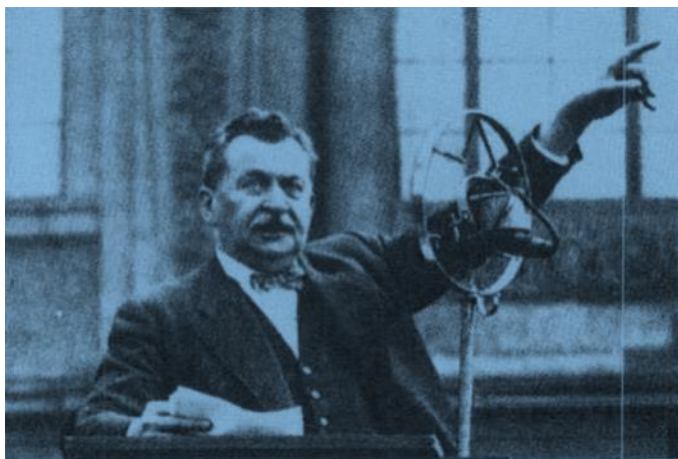
Mögen Sie, meine Herren, nunmehr selbst die Entscheidung treffen über Frieden oder Krieg.

(Stürmischer Beifall und Händeklatschen bei den Nationalsozialisten – Beifall bei den Deutschnationalen. – Heilrufe bei den Nationalsozialisten.)

[...]

Wels (SPD), Abgeordneter: Meine Damen und Herren! Der aussenpolitischen Forderung deutscher Gleichberechtigung, die der Herr Reichskanzler erhoben hat, stimmen wir Sozialdemokraten um so nachdrücklicher zu, als wir sie bereits von jeher grundsätzlich verfochten haben.

(Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten.)



Otto Wels spricht

Ich darf mir wohl in diesem Zusammenhang die persönliche Bemerkung gestatten, dass ich als erster Deutscher vor einem internationalen Forum, auf der Berner Konferenz am 3. Februar des Jahres 1919, der Unwahrheit von der Schuld Deutschlands am Ausbruch des Weltkrieges entgegengetreten bin.

(Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten.)

Nie hat uns irgendein Grundsatz unserer Partei daran hindern können, oder gehindert, die gerechten Forderungen der deutschen Nation gegenüber den anderen Völkern der Welt zu vertreten.

(Bravo! bei den Sozialdemokraten.)

Der Herr Reichskanzler hat auch vorgestern in Potsdam einen Satz gesprochen, den wir unterschreiben. Er lautet: «Aus dem Aberwitz der Theorie von ewigen Siegern und Besiegten kam der Wahwitz der Reparationen und in der Folge die Katastrophe der Weltwirtschaft.» Dieser Satz gilt für die Aussenpolitik; für die Innenpolitik gilt er nicht minder.

(Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten.)

Auch hier ist die Theorie von ewigen Siegern und Besiegten, wie der Herr Reichskanzler sagte, ein Aberwitz.

Das Wort des Herrn Reichskanzlers erinnert uns aber auch an ein anderes, das am 23. Juli 1919 in der Nationalversammlung gesprochen wurde. Da wurde gesagt: «Wir sind wehrlos, wehrlos ist aber nicht ehrlos.

(Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Gewiss, die Gegner wollen uns an die Ehre, daran ist kein Zweifel. Aber dass dieser Versuch der Ehrabschneidung einmal auf die Urheber selbst zurückfallen wird, da es nicht unsere Ehre ist, die bei dieser Welttragödie zugrunde geht, das ist unser Glaube bis zum letzten Atemzug.»

(Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten – Zuruf von den Nationalsozialisten: Wer hat das gesagt?)

– Das steht in einer Erklärung, die eine sozialdemokratisch geführte Regierung damals im Namen des deutschen Volkes vor der ganzen Welt abgegeben hat, vier Stunden bevor der Waffenstillstand abgelaufen war, um den Weitervormarsch der Feinde zu verhindern. – Zu dem Ausspruch des Herrn Reichskanzlers bildet jene Erklärung eine wertvolle Ergänzung.

Aus einem Gewaltfrieden kommt kein Segen;

(Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten)

im Innern erst recht nicht.

(Erneute Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Eine wirkliche Volksgemeinschaft lässt sich auf ihn nicht gründen. Ihre erste Voraussetzung ist gleiches Recht. Mag sich die Regierung gegen rohe Ausschreitungen der Polemik schützen, mag sie Anforderungen zu Gewalttaten selbst mit Strenge verhindern. Das mag geschehen, wenn es nach allen Seiten gleichmässig und unparteiisch geschieht, und wenn man es unterlässt, besiegte Gegner .zu behandeln, als seien sie vogelfrei.

(Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten.)

Freiheit und Leben kann man uns nehmen, die Ehre nicht.

(Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Nach den Verfolgungen, die die Sozialdemokratische Partei in

der letzten Zeit erfahren hat, wird billigerweise niemand von ihr verlangen oder erwarten können, dass sie für das hier eingebrachte Ermächtigungsgesetz stimmt. Die Wahlen vom 5. März haben den Regierungsparteien die Mehrheit gebracht und damit die Möglichkeit gegeben, streng nach Wortlaut und Sinn der Verfassung zu regieren. Wo diese Möglichkeit besteht, besteht auch die Pflicht.

(Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.)

Kritik ist heilsam und notwendig. Noch niemals, seit es einen Deutschen Reichstag gibt, ist die Kontrolle der öffentlichen Angelegenheiten durch die gewählten Vertreter des Volkes in solchem Masse ausgeschaltet worden, wie es jetzt geschieht,

(sehr wahr! bei den Sozialdemokraten)

und wie es durch das neue Ermächtigungsgesetz noch mehr geschehen soll. Eine solche Allmacht der Regierung muss sich um so schwerer auswirken, als auch die Presse jeder Bewegungsfreiheit entbehrt.

Meine Damen und Herren! Die Zustände, die heute in Deutschland herrschen, werden vielfach in krassen Farben geschildert. Wie immer in solchen Fällen fehlt es auch nicht an Übertreibungen. Was meine Partei betrifft, so erkläre ich hier: wir haben weder in Paris um Intervention gebeten, noch Millionen nach Prag verschoben, noch übertreibende Nachrichten ins Ausland gebracht.

(Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten.)

Solchen Übertreibungen entgegenzutreten wäre leichter, wenn im Inlande eine Berichterstattung möglich wäre, die Wahres vom Falschen scheidet.

(Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Noch besser wäre es, wenn wir mit gutem Gewissen bezeugen könnten, dass die volle Rechtssicherheit für alle wiederhergestellt sei.

(Erneute lebhaftige Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Das, meine Herren, liegt bei Ihnen.

Die Herren von der Nationalsozialistischen Partei nennen die von ihnen entfesselte Bewegung eine nationale Revolution, nicht eine nationalsozialistische. Das Verhältnis ihrer Revolution zum Sozialismus beschränkt sich bisher auf den Versuch, die sozialdemokratische Bewegung zu vernichten, die seit mehr als zwei Menschenaltern die Trägerin sozialistischen Gedankengutes gewesen ist (Lachen bei den Nationalsozialisten)

und auch bleiben wird. Wollten die Herren von der Nationalsozialistischen Partei sozialistische Taten verrichten, sie brauchten kein Ermächtigungsgesetz.

(Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten.)

Eine erdrückende Mehrheit wäre Ihnen in diesem Hause gewiss. Jeder von Ihnen im Interesse der Arbeiter, der Bauern, der Angestellten, der Beamten oder des Mittelstandes gestellte Antrag könnte auf Annahme rechnen, wenn nicht einstimmig, so doch mit gewaltiger Majorität.

(Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.

Lachen bei den Nationalsozialisten.)

Aber dennoch wollen Sie vorerst den Reichstag ausschalten, um Ihre Revolution fortzusetzen. Zerstörung von Bestehendem ist aber noch keine Revolution. Das Volk erwartet positive Leistungen. Es wartet auf durchgreifende Massnahmen gegen das furchtbare Wirtschaftselend, das nicht nur in Deutschland, sondern in aller Welt herrscht.

Wir Sozialdemokraten haben in schwerster Zeit Mitverantwortung getragen und sind dafür mit Steinen beworfen worden.

(Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten. —

Lachen bei den Nationalsozialisten.)

Unsere Leistungen für den Wiederaufbau von Staat und Wirtschaft, für die Befreiung der besetzten Gebiete werden vor der Geschichte bestehen.

(Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Wir haben gleiches Recht für alle und ein soziales Arbeitsrecht geschaffen. Wir haben geholfen, ein Deutschland zu schaffen, in dem nicht nur Fürsten und Baronen, sondern auch Männern aus der Arbeiterklasse der Weg zur Führung des Staates offensteht.

(Erneute Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Davon können Sie nicht zurück, ohne Ihren eigenen Führer preiszugeben.

(Beifall und Händeklatschen bei den Sozialdemokraten.)

Vergeblich wird der Versuch bleiben, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Wir Sozialdemokraten wissen, dass man machtpolitische Tatsachen durch blosse Rechtsverwahrungen nicht beseitigen kann. Wir sehen die machtpolitische Tatsache Ihrer augenblicklichen Herrschaft. Aber auch das Rechtsbewusstsein des Volkes ist eine politische Macht, und wir werden nicht aufhören, an dieses Rechtsbewusstsein zu appellieren.

Die Verfassung von Weimar ist keine sozialistische Verfassung. Aber wir stehen zu den Grundsätzen des Rechtsstaates, der Gleichberechtigung, des sozialen Rechtes, die in ihr festgelegt sind. Wir deutschen Sozialdemokraten bekennen uns in dieser geschichtlichen Stunde feierlich zu den Grundsätzen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Sozialismus.

(Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Kein Ermächtigungsgesetz gibt Ihnen die Macht, Ideen, die ewig und unzerstörbar sind, zu vernichten. Sie selbst haben sich ja zum Sozialismus bekannt. Das Sozialistengesetz hat die Sozialdemokratie nicht vernichtet. Auch aus neuen Verfolgungen kann die deutsche Sozialdemokratie neue Kraft schöpfen.

Wir grüssen die Verfolgten und Bedrängten. Wir grüssen unsere Freunde im Reich. Ihre Standhaftigkeit und Treue verdienen Bewunderung. Ihr Bekennermut, ihre ungebrochene Zuversicht

(Lachen bei den Nationalsozialisten –

Bravo! bei den Sozialdemokraten)

verbürgen eine hellere Zukunft.

(Wiederholter leichter Beifall bei den Sozialdemokraten. –

Lachen bei den Nationalsozialisten.)

Präsident Göring: Das Wort hat der Herr Reichskanzler.

(Stürmische Heil-Rufe von den Nationalsozialisten.)

Hitler, Reichskanzler: Spät kommt ihr, doch ihr kommt!

(Lebhafte Zustimmung von den Nationalsozialisten.)

Die schönen Theorien, die Sie, Herr Abgeordneter, soeben hier verkündeten, sind der Weltgeschichte etwas zu spät mitgeteilt worden.

(Heitere Zustimmung bei den Nationalsozialisten.)

Vielleicht hätten diese Erkenntnisse, praktisch angewendet vor Jahren, die heutigen Klagen von Ihnen erspart.

Sie erklären, dass die Sozialdemokratie unser aussenpolitisches Programm unterschreibt, dass sie die Kriegsschuldfrage ablehnt, dass sie gegen die Reparationen sich wende. Nun erhebe ich nur die eine Frage: Wo war denn dieser Kampf in der Zeit, in der Sie die Macht in Deutschland hatten?

(Sehr wahr! bei den Nationalsozialisten.)

Sie hatten einst die Möglichkeit, dem deutschen Volke das Gesetz des inneren Handelns vorzuschreiben. Sie haben es auch auf anderen Gebieten gekonnt. Es wäre genau so möglich gewesen, der deutschen Revolution, die von Ihnen mit ausgegangen, denselben Schwung und dieselbe Richtung zu geben, die einst Frankreich seiner Erhebung im Jahre 1870 gegeben hat.

(Sehr richtig! bei den Nationalsozialisten.)

Es wäre in Ihrem Ermessen gewesen, die deutsche Erhebung zu einer wirklich nationalen zu gestalten, und Sie hätten dann das Recht gehabt, wenn die Fahne der neuen Republik nicht siegreich zurückgekommen wäre, immerhin zu erklären: Wir haben das Äusserste getan, um diese Katastrophe durch den letzten Appell an die Kraft des deutschen Volkes abzuwenden.

(Lebhafte Zustimmung bei den Nationalsozialisten
und den Deutschnationalen.)

In der Zeit mieden Sie den Kampf, den Sie heute in Worten plötzlich der Mitwelt mitteilen wollen.

Sie sagen, dass wehrlos nicht ehrlos ist. Nein, das braucht es nicht zu sein. Auch wenn wir wehrlos sein müssten: ich weiss, wir würden nicht ehrlos sein. Unsere Bewegung war dank der Unterdrückung durch Ihre Partei jahrelang wehrlos gemacht worden, ehrlos ist sie nie gewesen.

(Stürmischer Beifall bei den Nationalsozialisten.)

Ich bin der Überzeugung, dass wir dem deutschen Volke den Geist einimpfen werden, der es auch bei seiner heutigen Wehrlosigkeit sicherlich, Herr Abgeordneter, nicht ehrlos sein lassen wird.

(Lebhafte Zustimmung bei den Nationalsozialisten
und den Deutschnationalen.)

Auch hier lag es ja an Ihnen, die Sie fast vierzehn Jahre lang die Macht besessen haben,

(Rufe bei den Sozialdemokraten: O nein!)

dafür zu sorgen, dass dieses deutsche Volk der Welt das Beispiel einer Ehre gegeben hätte. Es lag an Ihnen, dafür zu sorgen, dass, wenn schon die äussere Welt uns unterdrückt, die Art, in der das deutsche Volk diese Unterdrückung entgegennimmt, dann aber wenigstens eine würdige ist. Sie hatte die Gelegenheit, gegen alle die Erscheinungen der Entwürdigung unseres Volkes aufzutreten. Der Landesverrat konnte von Ihnen genau so beseitigt werden, wie er von uns beseitigt werden wird.

(Lebhafter Beifall bei den Nationalsozialisten
und den Deutschnationalen.)

Sie haben kein Recht, diesen Anspruch überhaupt auf sich zu beziehen; denn dann hätten Sie damals, in jener Stunde, da jede Revolution Hochverrat in Tateinheit mit Landesverrat sein musste, zu dieser Handlung nicht, auch nicht einmal indirekt, Ihre Hand bieten dürfen. Und Sie hätten es vermeiden müssen, dass man dann dem deutschen Volke auf Wunsch und Befehl des Auslands eine neue Verfassung aufoktroyierte. Denn das ist nicht ehrenvoll, sich vom Feinde seine innere Gestaltung aufzwingen zu lassen.

(Lebhafter Beifall und Händeklatschen
bei den Regierungsparteien.)

Und Sie hätten weiter sich damals zur deutschen Trikolore bekennen müssen, und nicht Farben, die der Feind in Flugblättern in unsere Gräben warf,

(erneuter starker Beifall rechts)

weil man gerade in einer Zeit der Not und der Unterdrückung durch den Gegner erst recht seinen Stolz zeigen und sich erst recht zu seinem Volk und zu den Symbolen seines Volkes bekennen muss. Sie hätten dann Gelegenheit gehabt, selbst wenn die Umwelt uns gezwungen hätte, das alles preiszugeben, was uns früher hoch und heilig war, in der inneren Ausführung die nationale Ehre der Welt gegenüber in die Erscheinung treten zu lassen. Sie haben dafür kein Verständnis gehabt! ,

(Sehr richtig! rechts.)

Sie sagen: Gleiches Recht! So wir wir es nach aussen hin wünschen, so wünschen wir es auch nach innen. Für dieses «gleiche Recht», Herr Abgeordneter Wels, haben wir vierzehn Jahre gekämpft! Dieses gleiche Recht des nationalen Deutschlands haben Sie nicht gekannt! Also reden Sie heute nicht von gleichem Recht!

(Lauter Beifall rechts.)

Sie sagen, man solle einen Besiegten nicht für vogelfrei erklären. Nun, Herr Abgeordneter, vogelfrei sind *wir* gewesen, solange Sie die Macht hatten.

(Erneuter stürmischer Beifall bei den Nationalsozialisten. — Widerstand bei den Sozialdemokraten. — Zuruf des Präsidenten Göring: Severing!)

Sie reden von Verfolgungen. Ich glaube, es sind wenige nur unter uns hier, die nicht die Verfolgungen von Ihrer Seite im Gefängnis büssen mussten. Es sind wenige unter uns, die nicht die Verfolgungen von Ihrer Seite in tausendfältigen Schikanen und in tausendfältiger Unterdrückung zu spüren bekommen haben!

(Lebhafte Zustimmung rechts.)

Und ausser uns hier weiss ich eine Schar von Hunderttausenden, die einem System der Verfolgung ausgesetzt waren, das entwürdigend, ja geradezu niederträchtig sich an ihnen ausliess! Sie scheinen ganz vergessen zu haben, dass man uns jahrelang die Hemden herunterriss, weil Ihnen die Farbe nicht passte.

(Stürmische Pfui-Rufe bei den Nationalsozialisten.)

Bleiben Sie jetzt nur im Bereich der Wirklichkeit! Aus Ihren Verfolgungen sind wir gewachsen!

Sie sagen weiter, dass die Kritik heilsam sei. Gewiss, wer Deutschland liebt, der mag uns kritisieren; wer aber eine Internationale anbetet, der kann uns nicht kritisieren!

(Stürmischer, sich immer wieder erneuernder Beifall.)

Auch hier kommt Ihnen die Erkenntnis reichlich spät, Herr Abgeordneter. Die Heilsamkeit der Kritik hätten Sie in der Zeit erkennen müssen, als wir uns in Opposition befanden. Damals sind Ihnen diese Zitate noch nicht zu Gesicht gekommen, sondern damals

hat man unsere Presse verboten und verboten und wieder verboten, unsere Versammlungen verboten und uns das Reden verboten und mir das Reden verboten, jahrelang! Und jetzt sagen Sie: Kritik ist heilsam!

(Lachen bei den Nationalsozialisten. — Zurufe von den Sozialdemokraten. — Glocke des Präsidenten.)

Präsident Göring: Reden Sie keine Geschichten und hören Sie sich das jetzt an!

(Bravo! bei den Nationalsozialisten.)

Hitler, Reichskanzler: Sie beklagen, dass die Welt am Ende auch unwirkliche Tatsachen über die Zustände in Deutschland erfährt. Sie beklagen, dass man der Welt mitteilt, jeden Tag würden an israelitischen Friedhöfen in Berlin zerstückelte Leichname abgeliefert. Es beklemmt Sie das, Sie möchten so gern der Wahrheit die Ehre geben! O, Herr Abgeordneter, Ihrer Partei mit Ihren internationalen Beziehungen müsste es spielend leicht sein, die Wahrheit festzustellen. Und nicht nur das, ich lese in diesen Tagen die Zeitungen Ihrer eigenen sozialdemokratischen Bruderparteien in Deutsch-Österreich. Niemand hindert Sie, dorthin Ihre Erkenntnis der Wahrheit zu verbreiten.

(Zurufe von den Sozialdemokraten: Das ist geschehen!)

— Ich werde neugierig sein, inwieweit die Kraft Ihrer internationalen Bindungen auch hier wirksam wird.

(Heiterkeit bei den Nationalsozialisten. —
Zurufe von den Sozialdemokraten.)

— Wollen Sie mich bitte sprechen lassen, ich habe Sie nicht unterbrochen! Ich habe Ihre Zeitung im Saargebiet gelesen, Herr Abgeordneter, und dieses Blatt treibt nichts anderes als dauernd Landesverrat, Herr Abgeordneter Wels,

(entrüstete Zurufe der Nationalsozialisten)

versucht dauernd dem Ausland gegenüber, Deutschland zu belasten,

(lebhaftes Rufe bei den Nationalsozialisten: Pfui!
Gemeinheit!)

unser Volk vor der Welt mit Lügen in eine schiefe Lage zu bringen!

Sie sprechen von mangelnder Rechtssicherheit. Meine Herren der Sozialdemokratischen Partei! Ich habe die Revolution ja im Jahre 1918 auch gesehen. Ich muss schon wirklich sagen: wenn wir nicht das Gefühl für das Recht hätten, dann wären wir nicht hier, und Sie säßen auch nicht da!

(Lebhaftes Bravo! bei den Nationalsozialisten.)

Sie haben im Jahre 1918 sich gegen die gewendet, die Ihnen nichts

getan hatten.

(Sehr richtig! bei den Nationalsozialisten.)

Wir beherrschen uns, gegen die uns zu wenden, die uns vierzehn Jahre lang gequält und gepeinigt haben.

(Sehr richtig! bei den Nationalsozialisten.)

Sie sagen, die nationalsozialistische Revolution habe nichts mit Sozialismus zu tun, sondern der «Sozialismus» bestehe nur darin, dass man die «einzige Trägerin des Sozialismus in Deutschland», die S.P.D., verfolge.

(Lachen bei den Nationalsozialisten.)

Sie sind wehleidig, meine Herren, und nicht für die heutige Zeit bestimmt, wenn Sie jetzt schon von Verfolgungen sprechen. Was ist Ihnen geschehen? Sie sitzen hier, und geduldig hört man Ihren Redner an.

(Sehr gut! und Heiterkeit bei den Nationalsozialisten.)

Sie reden von Verfolgung. Wer hat Sie denn bisher verfolgt?

(Präsident Göring: Sehr richtig!)

Sie sagen, Sie seien der einzige Träger des Sozialismus. Sie sind der Träger jenes geheimnisvollen Sozialismus gewesen, den das deutsche Volk in der Wirklichkeit niemals zu sehen erhielt.

(Sehr gut! und Heiterkeit bei den Nationalsozialisten.)

Sie reden heute von Ihren Leistungen und von Ihren Taten; Sie erzählen, was alles Sie beabsichtigten. An den Früchten soll man auch Sie erkennen!

(Stürmische Zustimmung und Händeklatschen
bei den Nationalsozialisten.)

Die Früchte zeugen gegen Sie!

(Widerspruch bei den Sozialdemokraten. –
Lachen bei den Nationalsozialisten.)

Wenn das Deutschland, das Sie in vierzehn Jahren zeugten, das Spiegelbild Ihres sozialistischen Wollens ist, dann, meine Herren, geben Sie uns gefälligst vier Jahre Zeit, um Ihnen das Spiegelbild unseres Wollens zu zeigen.

(Lebhafte Zustimmung bei den Nationalsozialisten.)

Sie sagen: «Sie wollen nun den Reichstag ausschalten, um die Revolution fortzusetzen.» Meine Herren, dazu hätten wir es nicht nötig gehabt, erst zu dieser Wahl zu schreiten, noch diesen Reichstag einzuberufen, noch diese Vorlage hier einbringen zu lassen. Den Mut, uns auch anders mit Ihnen auseinanderzusetzen, hätten wir wahrhaftigen Gott gehabt!

(Stürmischer, langanhaltender Beifall und
Händeklatschen bei den Nationalsozialisten.)

Sie sagen weiter, dass die Sozialdemokratie auch von uns nicht weggedacht werden kann, weil sie die erste gewesen sei, die diese Plätze hier freigemacht hätte für das Volk, für die arbeitenden Menschen und nicht nur für Barone oder Grafen. In allem, Herr Abgeordneter, kommen Sie zu spät! Warum haben Sie über diese Ihre Gesinnung nicht beizeiten ihren Freund Grzesinski, warum nicht Ihre anderen Freunde Braun und Severing belehrt, die jahrelang mir vorwarfen, ich sei doch nur ein Anstreichergeselle!

(Lebhafte Zustimmung und entrüstete Zurufe bei den Nationalsozialisten: Pfui! – Widerspruch bei den Sozialdemokraten. – Gegenrufe von den Nationalsozialisten: Natürlich haben Sie das gesagt!)

– Jahrelang haben Sie das auf Plakaten behauptet. -----

(Erneuter Widerspruch bei den Sozialdemokraten. – Zurufe von den Nationalsozialisten: Ruhe! – Glocke des Präsidenten.)

Präsident Göring: Jetzt rechnet der Kanzler ab!

(Zustimmung bei den Nationalsozialisten.)

Hitler, Reichskanzler: – Und endlich hat man mir sogar gedroht, mich mit der Hundepeitsche aus Deutschland hinauszutreiben!

(Pfui-Rufe bei den Nationalsozialisten.)

Dem deutschen Arbeiter werden wir Nationalsozialisten von jetzt ab die Bahn freimachen zu dem, was er fordern und verlangen kann. Wir Nationalsozialisten werden seine Fürsprecher sein; Sie, meine Herren (zu den Sozialdemokraten), sind nicht mehr benötigt!

(Sehr gut! und langanhaltender, stürmischer Beifall bei den Nationalsozialisten.)

Sie sprechen weiter davon, dass nicht die Macht entscheidend sei, sondern das Rechtsbewusstsein. Dieses Rechtsbewusstsein haben wir vierzehn Jahre lang in unserem Volk zu erwecken versucht, und es ist durch uns erweckt worden. Allerdings, ich glaube nun einmal nach den eigenen politischen Erfahrungen, die ich mit Ihnen gemacht habe,

(sehr richtig! bei den Nationalsozialisten)

dass das Recht allein leider noch nicht genügt, – man muss auch die Macht besitzen!

(Sehr gut! bei den Nationalsozialisten.)

Und verwechseln Sie uns nicht mit einer bürgerlichen Welt! Sie meinen, dass Ihr Stern wieder aufgehen könnte! Meine Herren, der Stern Deutschlands wird aufgehen und Ihrer wird sinken.

(Stürmische Rufe bei den Nationalsozialisten: Bravo!
und Heil! – Langanhaltende Beifallsbezeugungen, auch
auf den Tribünen.)

Sie sagen, dass Sie in der Zeit der Sozialistengesetzgebung nicht gebrochen worden seien. Das war die Zeit, in der die deutsche Arbeiterschaft in Ihnen noch etwas anderes sah, als was Sie heute sind. Warum aber haben Sie denn diese Erkenntnis uns gegenüber vergessen?!

(Sehr gut! bei den Nationalsozialisten.)

Was im Völkerleben morsch, alt und gebrechlich wird, das vergeht und kommt nicht wieder.

(Zustimmung rechts.)

Auch Ihre Stunde hat geschlagen, und nur weil wir Deutschland sehen und seine Not und die Notwendigkeiten des nationalen Lebens, appellieren wir in dieser Stunde an den Deutschen Reichstag, uns zu genehmigen, was wir auch ohnedem hätten nehmen können.

(Sehr gut! bei den Nationalsozialisten.)

Des Rechts wegen tun wir es – nicht weil wir die Macht überschätzen, sondern weil wir uns am Ende mit denen, die vielleicht heute von uns getrennt sind, aber doch auch an Deutschland glauben, einst vielleicht leichter finden können.

(Lebhaftes Bravo bei den Nationalsozialisten.)

Denn ich möchte nicht in den Fehler verfallen, Gegner bloss zu reizen, statt sie entweder zu vernichten oder zu versöhnen.

(Bravo! und Sehr gut! bei den Nationalsozialisten.)

Ich möchte denen, die am Ende vielleicht auf anderen Wegen auch mit ihrem Volk empfinden, die Hand reichen

(bravo! im Zentrum)

und möchte nicht einen ewigen Krieg ansagen,

(erneutes Bravo)

nicht aus Schwäche, sondern aus Liebe zu meinem Volk, und um diesem deutschen Volk all das zu ersparen, was in dieser Zeit der Kämpfe mit uns zugrunde geht.

(Wiederholtes lebhaftes Bravo bei den Nationalsozialisten
und den Deutschnationalen.)

Sie wollen mich aber da niemals missverstehen. Die Hand gebe ich jedem, der sich für Deutschland verpflichtet.

(Bravo!)

Ich erkenne nicht an das Gebot einer Internationale.

(Lebhafter Beifall bei den Nationalsozialisten
und den Deutschnationalen.)

Ich glaube, dass Sie (zu den Sozialdemokraten) für dieses Gesetz nicht stimmen, weil Ihnen Ihrer innersten Mentalität nach die Absicht unbegreiflich ist, die uns dabei beseelt.

(Sehr gut! bei den Nationalsozialisten.)

Ich glaube aber, dass Sie das nicht tun würden, wenn wir das wären, was heute Ihre Presse im Ausland über uns verbreitet,

(sehr richtig! bei den Nationalsozialisten)

und ich kann Ihnen nur sagen: ich will auch gar nicht, dass Sie dafür stimmen! Deutschland soll frei werden, aber nicht durch Sie!

(Langandauernde stürmische Heil-Rufe und Beifallskundgebungen bei den Nationalsozialisten und auf den Tribünen. Händeklatschen bei den Deutschnationalen.

Immer erneut einsetzender stürmischer Beifall und Heil-Rufe.)

Präsident Göring: Das Wort hat der Abgeordnete Dr. Kaas.

Dr. Kaas (Z), Abgeordneter: Meine Damen und Herren! Im Namen der Zentrumsfraktion des deutschen Reichstags habe ich die Ehre, vor diesem hohen Hause folgende Erklärung abzugeben.

Die gegenwärtige Stunde kann für uns nicht im Zeichen der Worte stehen. Ihr Gesetz, ihr einziges, ihr beherrschendes Gesetz ist das der raschen, bewahrenden, aufbauenden und rettenden Tat. Diese Tat kann nur geboren werden in der Sammlung. In Zerklüftung und Kampf würde sie bereits in ihrem Werden zu zerbrechen drohen.

Die deutsche Zentrumspartei, die den grossen Sammlungsgedanken schon seit langem und trotz aller vorübergehenden Enttäuschungen mit Nachdruck und Überzeugung vertreten hat, setzt sich in dieser Stunde, wo alle kleinen und engen Erwägungen schweigen müssen, bewusst und aus nationalem Verantwortungsgefühl über alle parteipolitischen und sonstigen Bedenken hinweg. Sie lässt selbst solche Bedenken in den Hintergrund treten, die in normalen Zeiten pflichtmässig und kaum überwindbar wären.

Im Angesichte der brennenden Not, in der Volk und Staat gegenwärtig stehen, im Angesichte der riesenhaften Aufgaben, die der deutsche Wiederaufbau an uns alle stellt, im Angesichte vor allem der Sturmwolken, die in Deutschland und um Deutschland aufzusteigen beginnen, reichen wir von der deutschen Zentrumspartei in dieser Stunde allen, auch früheren Gegnern, die Hand, um die Fortführung des nationalen Rettungswerkes zu sichern,

(Beifall bei den Nationalsozialisten)

die Wiederherstellung geordneten Staats- und Rechtslebens zu beschleunigen, chaotischen Entwicklungen einen festen Damm entgegenzusetzen, zusammen und mit all denen — ganz gleich, aus wel-

chen Lagern und Gruppen der deutschen Volksgenossen sie kommen mögen –, die ehrlichen, auf Aufbau und Ordnung gerichteten Willens sind.

(Beifall im Zentrum.)

Die einleitende Regierungserklärung, die Sie, Herr Reichskanzler, am heutigen Nachmittag gegenüber der deutschen Volksvertretung abgegeben haben, enthielt manches Wort, dass wir unterschreiben können, und manches andere – lassen Sie mich das in aller Offenheit, aber in loyaler Offenheit sagen –, auf das einzugehen wir uns im Interesse der Sammlung, die das Gesetz dieser Stunde sein muss, bewusst versagen. Gegenüber manchem tagespolitisch bedingten Urteil der Gegenwart erwarten wir für die Arbeit der von uns unterstützten bisherigen Regierungen mit Zuversicht das ausgeglicheneren Urteil der Geschichte.

(Beifall im Zentrum.)

Manche der von Ihnen, Herr Reichskanzler, abgegebenen sachlichen Erklärungen geben uns, wie ich mit Befriedigung in aller Offenheit hier feststelle, bezüglich einzelner wesentlicher Punkte des deutschen Staats-, Rechts- und Kulturlebens – vor allem auch in Verbindung mit den bei den Vorverhandlungen gemachten Feststellungen – die Möglichkeit, eine Reihe wesentlicher Bedenken, welche die zeitliche und die sachliche Ausdehnung des Ermächtigungsbegehrens der Regierung bei uns ausgelöst hatte und auslösen musste, anders zu beurteilen.

In der Voraussetzung, dass diese von Ihnen abgegebenen Erklärungen die grundsätzliche und die praktische Richtlinie für die Durchführung der zu erwartenden Gesetzgebungsarbeit sein werden, gibt die deutsche Zentrumspartei dem Ermächtigungsgesetz ihre Zustimmung.

(Lebhafter Beifall im Zentrum, bei der Bayrischen Volkspartei und bei den Nationalsozialisten.)

[...]

Dr. Maier (Württemberg) (StP), Abgeordneter: Meine sehr verehrten Frauen und Männer! Namens der Abgeordneten der Deutschen Staatspartei habe ich folgende kurze Erklärung abzugeben.

Das deutsche Volk hat am 5. März eine absolute Mehrheit der Rechten in den Reichstag gewählt und damit seinen Willen bekundet, die Führung seines Staates der gegenwärtigen Regierung anzuvertrauen. Wir hoffen und wünschen, dass das deutsche Volk unter der jetzigen Leitung seinen seit vierzehn Jahren zäh und opfervoll geführten Kampf um Freiheit und Wiedererstarben der deutschen Nation erfolgreich zu Ende bringen möge. Wir fühlen uns in den grossen nationalen Zielen durchaus mit der Auffassung verbunden,

wie sie heute vom Herrn Reichskanzler hier vorgetragen wurde.

Wir leugnen auch keineswegs, dass Notzeiten besondere Massnahmen erfordern, und haben deswegen wiederholt Ermächtigungsgesetzen und Notverordnungen zugestimmt. Wir verstehen, dass die gegenwärtige Reichsregierung weitgehende Vollmachten verlangt, um ungestört arbeiten zu können. Wenn wir gleichwohl in dieser ernsten Stunde uns verpflichtet fühlen, Besorgnisse zum Ausdruck zu bringen, so gehen wir davon aus, dass auch der jetzigen Regierung eine sachliche und loyale Kritik ihrer Massnahmen nicht unerwünscht sein wird. Wir vermissen in dem vorliegenden Gesetzentwurf, dass den verfassungsmässigen Grundrechten des Volkes und den Grundlagen der bürgerlichen Rechtsordnung keine ausdrückliche Sicherung vor Eingriffen gegeben wurde. Unantastbar müssen vor allem bleiben die Unabhängigkeit der Gerichte, das Berufsbeamtentum und seine Rechte, das selbstbestimmende Koalitionsrecht der Berufe, die staatsbürgerliche Gleichberechtigung, die Freiheit von Kunst und Wissenschaft wie ihrer Lehre. Diese Werte, meine sehr verehrten Damen und Herren, sind Grundelemente jedes Gemeinschaftslebens in einem geordneten Rechtsstaat. Gerade sie wurden durch die Verfassung von Weimar aus der alten deutschen und aus der alten preussischen staatlichen Tradition gerettet, und sie dürfen heute wie vor vierzehn Jahren nicht gefährdet werden.

Im Interesse von Volk und Vaterland und in der Erwartung einer gesetzmässigen Entwicklung werden wir unsere ernsten Bedenken zurückstellen und dem Ermächtigungsgesetz zustimmen.

(Beifall.)

[...]

(Verhandlungen des Reichstags, VIII. Wahlperiode 1933, Bd. 457, Berlin 1933, S. 25-38.)

AUS DEM «GESETZ ZUR BEHEBUNG DER NOT VON VOLK UND REICH» (ERMÄCHTIGUNGSGESETZ)

Beschlossen vom Reichstag am 23. März 1933

Der Reichstag hat das folgende Gesetz beschlossen, das mit Zustimmung des Reichsrats hiermit verkündet wird, nachdem festgestellt ist, dass die Erfordernisse verfassungsändernder Gesetzge-

bung erfüllt sind:

Artikel 1

Reichsgesetze können ausser in dem in der Reichsverfassung vorgesehenen Verfahren auch durch die Reichsregierung beschlossen werden. Dies gilt auch für die in den Artikeln 85 Abs. 2 und 87 der Reichsverfassung bezeichneten Gesetze.

Artikel 2

Die von der Reichsregierung beschlossenen Reichsgesetze können von der Reichsverfassung abweichen, soweit sie nicht die Einrichtung des Reichstags und des Reichsrats als solche zum Gegenstand haben. Die Rechte des Reichspräsidenten bleiben unberührt.

Artikel 3

Die von der Reichsregierung beschlossenen Reichsgesetze werden vom Reichskanzler ausgefertigt und im Reichsgesetzblatt verkündet. Sie treten, soweit sie nichts anderes bestimmen, mit dem auf die Verkündung folgenden Tage in Kraft. Die Artikel 68 bis 77 der Reichsverfassung finden auf die von der Reichsregierung beschlossenen Gesetze keine Anwendung.

Artikel 4

Verträge des Reichs mit fremden Staaten, die sich auf Gegenstände der Reichsgesetzgebung beziehen, bedürfen nicht der Zustimmung der an der Gesetzgebung beteiligten Körperschaften. Die Reichsregierung erlässt die zur Durchführung dieser Verträge erforderlichen Vorschriften.

(Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Band 5, Berlin/DDR 1966, S. 449.)

SCHREIBEN VON GUSTAV KRUPP VON BOHLEN UND HALBACH AN ADOLF HITLER VOM 24. MÄRZ 1933

Sehr geehrter Herr Reichskanzler!

Wir beehren uns, davon Kenntnis zu geben, dass das Präsidium des Reichsverbandes der Deutschen Industrie am 24. März 1933 unter dem Vorsitz des Herrn Krupp von Bohlen und Halbach zu einer Sitzung zusammentrat, in der zu der politischen Entwicklung

Stellung genommen wurde. Das Präsidium vertrat einmütig folgenden Standpunkt:

Durch die Wahlen ist die *Grundlage für ein stabiles Regierungsfundament* geschaffen und es sind damit die Störungen beseitigt, die sich aus den ständigen politischen Vergangenheit ergeben, und die wirtschaftliche Initiative stark gelähmt haben. Für den notwendigen tatkräftigen Wiederaufbau kommt es darauf an, *die Sammlung und Mitwirkung aller aufbauwilligen Kräfte herbeizuführen*. Die deutsche Industrie, die sich als einen wichtigen und unentbehrlichen Faktor für den nationalen Aufbau betrachtet, ist bereit, an dieser Aufgabe tatkräftig mitzuwirken, und der Reichsverband der Deutschen Industrie – als die wirtschaftspolitische Vertretung – wird alles tun, um der Reichsregierung bei ihrem schweren Werke zu helfen.

Reichsverband der Deutschen Industrie

(Reinhard Kühnl, *Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten*. Köln 1978, S.203/204.)

AUS DER ANORDNUNG DER NSDAP- PARTEILEITUNG VOM 28.MÄRZ 1933 ÜBER DEN JUDENBOYKOTT

1. In jeder Ortsgruppe und Organisationsgliederung der NSDAP sind sofort Aktionskomitees zu bilden zur praktischen, planmäßigen Durchführung des Boykotts jüdischer Waren, jüdischer Ärzte und jüdischer Rechtsanwälte. Die Aktionskomitees sind verantwortlich dafür, dass der Boykott keinen Unschuldigen, umso härter aber die Schuldigen trifft [...]

3. Die Aktionskomitees haben sofort durch Propaganda und Aufklärung den Boykott zu popularisieren. Grundsatz: Kein Deutscher kauft noch bei einem Juden oder lässt sich von ihm und seinen Hintermännern Waren anpreisen. Der Boykott muss ein allgemeiner sein. Er wird vom ganzen Volk getragen und muss das Judentum an seiner empfindlichsten Stelle treffen [...]

8. Der Boykott setzt nicht verzettelt ein, sondern schlagartig; in dem Sinne sind augenblicklich alle Vorbereitungen zu treffen. Es ergehen Anordnungen an die SA und SS, um vom Augenblick des Boykotts ab durch Posten die Bevölkerung vor dem Betreten jüdischer Geschäfte zu warnen. Der Boykottbeginn ist durch Plakatschlag und durch die Presse, durch Flugblätter usw. bekanntzugeben.

ben. Der Boykott setzt schlagartig Samstag, den 1. April, Punkt 10 Uhr vormittags ein. Er wird fortgesetzt so lange, bis nicht eine Anordnung der Parteileitung die Aufhebung befiehlt.

(Reinhard Kühnl, *Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten*. Köln 1978, S.196.)



AUS DEM GESETZ ZUR «WIEDERHERSTELLUNG DES BERUFSBEAMTENTUMS» VOM 7. APRIL 1933

§ 1

(1) Zur Wiederherstellung eines nationalen Berufsbeamtentums und zur Vereinfachung der Verwaltung können Beamte nach Mass-

gäbe der folgenden Bestimmungen aus dem Amt entlassen werden, auch wenn die nach dem geltenden Recht hierfür erforderlichen Voraussetzungen nicht vorliegen (...)

§2

(1) Beamte, die seit dem 9. November 1918 in das Beamtenverhältnis eingetreten sind, ohne die für ihre Laufbahn vorgeschriebene oder übliche Vorbildung oder sonstige Eignung zu besitzen, sind aus dem Dienst zu entlassen. Auf die Dauer von drei Monaten nach der Entlassung werden ihnen die bisherigen Bezüge belassen.

§3

(1) Beamte, die nichtarischer Abstammung sind, sind in den Ruhestand (Paragraphen 8 ff.) zu versetzen. Soweit es sich um Ehrenbeamte handelt, sind sie aus dem Amtsverhältnis zu entlassen.

(2) Absatz 1 gilt nicht für Beamte, die bereits seit dem 1. August 1914 Beamte gewesen sind oder die im Weltkrieg an der Front für das Deutsche Reich oder für seine Verbündeten gekämpft haben oder deren Väter oder Söhne im Weltkrieg gefallen sind. Weitere Ausnahmen können der Reichsminister des Innern im Einvernehmen mit dem zuständigen Reichsminister oder die obersten Landesbehörden für Beamte im Ausland zulassen.

§4

Beamte, die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bieten, dass sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten, können aus dem Dienst entlassen werden (...)

(Reinhard Kühnl, Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten. Köln 1978, S. 197/198.)

RESOLUTION DES PRÄSIDIUMS DES EXEKUTIVKOMITEES DER KOMMUNISTISCHEN INTERNATIONALE ZUM REFERAT DES GENOSSEN HECKERT (Angenommen am 1. April 1933)

DIE LAGE IN DEUTSCHLAND

Das Präsidium des EKK1 konstatiert nach Entgegennahme des Referates des Genossen Heckert über die Lage in Deutschland, dass die politische Linie und die organisatorische Politik, die das ZK der Kommunistischen Partei Deutschlands mit dem Genossen Thäl-

mann an der Spitze bis zum Hitlerschen Umsturz und im Augenblick dieses Umsturzes befolgte, vollständig richtig war.

Angesichts der ausserordentlichen Zuspitzung der wirtschaftlichen und politischen Lage in Deutschland – in der einerseits die Kommunistische Partei bereits zu einer gewaltigen Macht in der Arbeiterklasse geworden ist und die revolutionäre Krise rasch heranreift, andererseits unter den herrschenden Klassen selbst tiefe Gegensätze zutage traten und die faschistische Diktatur in Gestalt der Regierung Papens und Schleichers sich als unfähig erwies, das Wachstum des Kommunismus aufzuhalten und irgendeinen Ausweg aus der sich immer mehr verschärfenden Wirtschaftskrise zu finden – hat die deutsche Bourgeoisie dem Faschisten Hitler und seiner «Nationalsozialistischen» Partei die Durchführung der offenen faschistischen Diktatur übertragen.

Der Sieg Hitlers und die Aufrichtung der Macht der «Nationalsozialisten» ist durch folgende Umstände ermöglicht worden:

Die deutsche Sozialdemokratie, die die Mehrheit des Proletariats in der November-Revolution von 1918 hinter sich hatte, spaltete die Arbeiterklasse und hat, statt die Revolution zur Diktatur des Proletariats und zum Sozialismus vorwärtszutreiben, wie das die Pflicht einer proletarischen Partei gewesen wäre, im Bündnis mit der Bourgeoisie und den wilhelminischen Generalen den Aufstand der revolutionären Massen niedergeschlagen und die tiefe Spaltung der Arbeiterklasse Deutschlands eingeleitet. Im Zeichen der Arbeitsgemeinschaft mit der Bourgeoisie und der Taktik des «kleineren Übels», im Bündnis mit der Bourgeoisie und mit Billigung der gesamten II.Internationale setzte sie diese Politik brutaler Repressalien gegen die revolutionäre Bewegung und die Linie der Spaltung der Arbeiterklasse bis in die jüngsten Tage hinein fort. Sie verbot den Roten Frontkämpferbund, sie verbot die revolutionären Arbeiterorganisationen, sie verbot Arbeiterdemonstrationen bzw. liess auf sie schiessen, sie sprengte die wirtschaftlichen und politischen Streiks gegen die Offensive des Kapitals und des Faschismus und unterstützte die Herrschaft der konterrevolutionären Bourgeoisie. Die Sozialdemokratie konzentrierte in den Händen ihrer korruptierten bürokratischen Spitzen die Führung der Arbeiter-Massenorganisationen. Sie schloss die revolutionären Arbeiter aus ihnen aus und unterband durch das Netz der ihr untergeordneten zentralisierten Arbeiterorganisationen die Initiative der Arbeitermasse, zermürbte ihre Kampffähigkeit im Kampfe gegen Kapital und Faschismus und verhinderte dadurch eine entschlossene Abwehr der zum Angriff übergehenden faschistischen Diktatur und der terroristischen faschistischen Banden. Diese Politik des Kampfes gegen die revolutionären Massen, der Arbeitsgemeinschaft mit der Bourgeoisie und der Unterstützung der Reaktion unter dem

Vorwand der Taktik des «kleineren Übels», war und ist die Politik der gesamten Zweiten und der Amsterdamer Internationale, von 1914 angefangen bis zum heutigen Tage.

Die «demokratische» bürgerliche Weimarer Republik konnte unter dem Imperialismus, besonders aber in einem im imperialistischen Kriege besiegt Lande, dessen Kapitalismus von der allgemeinen Krise des kapitalistischen Systems tief erschüttert ist, nur eine reaktionäre Diktatur der Bourgeoisie sein. Die Arbeitergesetzgebung, die Sozialversicherung und die demokratischen Rechte, die die Bourgeoisie den Arbeitern in den Jahren der Revolution gewähren musste, wurden den Arbeitern von der zur Macht gelangten Weimarer Koalition, die aus Sozialdemokraten, dem Zentrum und den «Demokraten» bestand, allmählich wieder entrissen. Die schrittweise Aufhebung eines Punktes der Verfassung nach dem anderen, einer Errungenschaft der Arbeiter nach der anderen, die schrittweise Faschisierung des gesamten Staatsapparates diskreditierte die Weimarer Koalition und die Weimarer Republik dermassen, dass sie jede ernste Bedeutung in den Augen der breiten Massen einbüsste.

Das Versailler System plünderte Deutschland aus und beugte die deutschen werktätigen Massen unter das Joch unerträglicher Ausbeutung nicht bloss durch ihr eigenes, sondern auch durch das ausländische Kapital, dem die deutsche Regierung Reparationszahlungen zu leisten hatte. Das Versailler Joch, verstärkt durch das Joch der «eigenen» deutschen Bourgeoisie, führte zu einer unerhörten Senkung des Lebenshaltungsniveaus des Proletariats und zu einer derartigen Verelendung der Bauernschaft und des städtischen Kleinbürgertums, dass ein Teil der Bauernschaft und des städtischen Kleinbürgertums immer mehr dazu neigte, das Vorkriegsdeutschland, das noch keine allgemeine Krise des Kapitalismus kannte und keine solche Verelendung der Massen wie jetzt, als sein Ideal zu betrachten. Es ist daher begreiflich, dass im Augenblick der stärksten wirtschaftlichen Krise, die die Schwere des durch den Versailler Vertrag auferlegten aussenpolitischen Nationaljochs noch steigert, sowie in Verbindung damit, dass das Proletariat aus Verschulden der Sozialdemokratie gespalten und daher nicht stark genug war, um die städtischen kleinbürgerlichen und bäuerlichen Massen mit sich zu reissen — dass es in diesem Augenblick zu einem stürmischen Ausbruch des deutschen Nationalismus und Chauvinismus kommen musste und tatsächlich auch kam, der die politische Stellung der Bourgeoisie bedeutend festigte und die demagogischste nationalistischste Partei — die Partei der «Nationalsozialisten» an die Oberfläche brachte.

Die kommunistischen Arbeiter organisierten und führten den Kampf gegen die Offensive des Kapitals und des Faschismus. Sie

unterstützten jede, auch die geringste Aktion der sozialdemokratischen Arbeiter gegen das Kapital, wo immer es zu solchen Aktionen kam. Vom Bestreben geleitet, die revolutionäre Einheit der Arbeiterklasse wiederherzustellen, haben sie bereits lange vor dem Sieg des Faschismus den sozialdemokratischen Arbeitern und den untergeordneten sozialdemokratischen Organisationen wiederholt die Einheitsfront zum Kampf gegen die Bourgeoisie und ihre Lakaien, die Faschisten, vorgeschlagen. Doch die sozialdemokratischen Arbeiter, hinter denen die Mehrheit der Arbeiterklasse Deutschlands steht, haben – gefesselt durch ihre sozialdemokratische Führung, die gegen die revolutionäre Einheitsfront und für die Beibehaltung ihrer reaktionären Einheitsfront mit der Bourgeoisie ist – jedesmal in ihrer grossen Masse die Einheitsfront mit den Kommunisten abgelehnt und so den Kampf der Arbeiterklasse gesprengt. Während die Kommunisten für die revolutionäre Einheitsfront der Arbeiterklasse gegen die Bourgeoisie, gegen den Faschismus eintraten, hat die Sozialdemokratie, im Gegenteil, die Arbeiter in die reaktionäre Einheitsfront mit der Bourgeoisie gegen die Kommunisten, gegen die kommunistischen Arbeiter getrieben, hat die kommunistischen Organisationen stets und überall, wann und wo sich Gelegenheit dazu bot, zertrümmert und Verfolgungen ausgesetzt.

In Durchführung ihrer Linie des Kampfes um die revolutionäre Einheit der Arbeiterklasse gegen die sozialdemokratische Einheitsfront mit der Bourgeoisie hat die Kommunistische Partei, als einzige revolutionäre Führerin des deutschen Proletariats, ungeachtet des Streikbrechertums der Sozialdemokratie in der Frage der Einheitsfront gegen die Bourgeoisie, die Arbeiterklasse am 20. Juli 1932, als die Faschisten die sozialdemokratische Preussenregierung davonjagten, und am 30. Januar 1933, als Hitler in Deutschland an die Macht kam, zum politischen Generalstreik aufgerufen, und zur Durchführung eines solchen Streiks der Sozialdemokratischen Partei und den reformistischen Gewerkschaften die Einheitsfront vorgeschlagen.

Die Entwicklung des Kampfes gegen Bourgeoisie und Faschismus durch das Proletariat sowie der Generalstreik hätten dazu geführt, dass die schwankenden werktätigen Massen der Bauernschaft und des städtischen Kleinbürgertums zum Proletariat gestossen wären. Die Sozialdemokratie jedoch unterband, in Fortsetzung ihrer bisherigen Politik sowie in Betreibung der weiteren Arbeitsgemeinschaft mit der Bourgeoisie, die Initiative der Massen durch das Netz der hinter ihr stehenden zentralisierten Organisationen, in erster Linie der reformistischen Gewerkschaften, und verhinderte die Organisierung des Generalstreiks, vereitelte diesen, nicht ohne dadurch der weiteren Offensive der Faschisten gegen

das Proletariat unmittelbar Vorschub zu leisten. Als Folge dessen erwies sich die Avantgarde des revolutionären Flügels des deutschen Proletariats — die Kommunistische Partei — der Unterstützung seitens der Mehrheit der Arbeiterklasse beraubt.

Unter solchen Umständen erwies sich das Proletariat in einer Lage, in der es nicht imstande war und tatsächlich auch nicht vermochte, die sofortige und entschlossene Abwehr gegen den Staatsapparat zu organisieren, der in seinen Bestand die Kampforganisationen der faschistischen Bourgeoisie, die Sturmabteilungen, «Stahlhelm» und Reichswehr zum Kampf gegen das Proletariat miteinbezogen hatte. Die Bourgeoisie vermochte die Staatsgewalt im Lande ohne ernsthaften Widerstand den Händen der Nationalsozialisten zu übergeben, die mit den Mitteln der Provokationen, des blutigen Terrors und politischen Banditentums gegen die Arbeiterklasse vorgehen.

Die Voraussetzungen für den siegreichen Aufstand des Proletariats analysierend, hat Lenin ausgeführt:

«Die entscheidende Schlacht kann dann als voll herangereift gelten, wenn sich alle uns feindlichen Klassenkräfte hinreichend veranant haben, wenn sie sich hinreichend gegenseitig in die Haare geraten sind und sich durch den Kampf, der ihre Kräfte übersteigt, hinreichend geschwächt haben, wenn sich alle schwankenden, unsicheren, unbeständigen Zwischenelemente, d.h. das Kleinbürgertum, die kleinbürgerliche Demokratie, zum Unterschied von der Bourgeoisie, hinreichend vor dem Volk entlarvt und durch ihren praktischen Bankrott hinreichend blamiert haben, wenn die Massenstimmung zugunsten einer Unterstützung der entschlossensten, aufopfernd kühnen revolutionären Handlungen gegen die Bourgeoisie im Proletariat eingesetzt und mächtig anzuschwellen begonnen hat. Eben dann ist die Revolution reif, eben dann ist unser Sieg, falls wir alle vorstehend bezeichneten ... Voraussetzungen richtig erwogen und den Moment richtig gewählt haben, gesichert.»

Die charakteristische Besonderheit der Situation im Moment des Hitler-Umsturzes besteht darin, dass diese Voraussetzungen für den siegreichen Aufstand zu jener Zeit noch nicht auszureifen vermocht hatten — sie waren lediglich im Keimzustand vorhanden.

Was die Avantgarde des Proletariats, die Kommunistische Partei, betrifft, so konnte sie, da sie nicht in Abenteuerertum verfallen wollte, diesen mangelnden Faktor natürlich nicht durch ihre Handlungen ersetzen.

«Mit der Vorhut allein», sagte Lenin, «kann man nicht siegen. Die Vorhut allein in den entscheidenden Kampf werfen, solange die ganze Klasse, solange die breiten Massen die Avantgarde nicht direkt unterstützen oder wenigstens eine wohlwollende Neutralität

ihr gegenüber üben – wäre nicht nur eine Dummheit, sondern auch ein Verbrechen ...»

Das sind die Umstände, die den Rückzug der Arbeiterklasse und den Sieg der Partei der konterrevolutionären Faschisten in Deutschland bestimmt haben.

Die Errichtung der faschistischen Diktatur in Deutschland ist somit letzten Endes die Folge der sozialdemokratischen Politik der Arbeitsgemeinschaft mit der Bourgeoisie im Verlaufe der ganzen Lebensdauer der Weimarer Republik. Die Sozialdemokratie hat wiederholt erklärt, sie hätte nichts dagegen, wenn Hitler auf «verfassungsmässigem» Wege zur Macht komme. Bereits nach dem Machtantritt Hitlers schrieb der ‚Vorwärts‘ am 2. Februar, dass ein Mensch wie Hitler ohne die Sozialdemokratie nicht Reichskanzler zu werden vermocht hätte. Dasselbe führte Wels am 23. März auch in seiner Deklaration vor dem Reichstag aus, als er sagte, dass die Sozialdemokraten vor den «Nationalsozialisten» grosse Verdienste haben, da es Hitler eben dank der Politik der Sozialdemokratie gelungen ist, zur Macht zu kommen. Schon ganz zu schweigen von Leipart, Lobe und anderen Führern der Sozialdemokratie, die die Faschisten restlos unterstützen. Die Kommunisten hatten recht, als sie die Sozialdemokraten – als Sozialfaschisten bezeichneten.

Dadurch aber, dass sich die faschistische Diktatur auf die bewaffneten Banden der Nationalsozialisten und des «Stahlhelms» stützt, dass sie den Bürgerkrieg gegen die Arbeiterklasse aufnimmt, dass sie alle Rechte des Proletariats aufhebt, zerschlägt sie gleichzeitig auch die sozialdemokratischen Theorien von der Möglichkeit der Eroberung einer parlamentarischen Mehrheit durch Wahlen und von der friedlichen Entwicklung zum Sozialismus, ohne Revolution. Sie zerschlägt die sozialdemokratischen Theorien von der Arbeitsgemeinschaft mit der Bourgeoisie sowie von der Politik des «kleineren Übels» und macht alle demokratischen Illusionen in den breiten Arbeitermassen zunichte. Sie zeigt, dass der Staat durchaus kein über den Klassen schwebender Überbau, sondern ein Werkzeug der Diktatur der Bourgeoisie ist, dass es die moderne Staatsgewalt – die bewaffneten SA-Banden, der «Stahlhelm», die Polizei und das Offiziersgesindel sind, die im Namen der Bourgeoisie und der Junker herrschen. Die Arbeiterklasse überzeugt sich in der Praxis, dass die Kommunisten recht hatten, als sie jahrelang gegen die demokratischen Illusionen und die sozialdemokratische Politik des «kleineren Übels» sowie die Arbeitsgemeinschaft mit der Bourgeoisie kämpften.

Gleichzeitig vermag die zügellose faschistische Diktatur Hitlers, die den Bürgerkrieg im Lande entfesselt hat, keine einzige politische und wirtschaftliche Frage des heutigen Deutschlands zu lösen. Not und Elend der Massen nehmen mit jedem Tage mehr zu. Die

Lage der Industrie verschlechtert sich, da die abenteuerliche Politik der Regierung lediglich die Schrumpfung sowohl des Binnen- wie auch des Aussenmarktes beschleunigt. Es fehlt jegliche Perspektive eines ernsthaften Rückganges der Erwerbslosigkeit, ja, es kann eine solche Perspektive auch gar nicht geben. Es besteht absolut keine Möglichkeit, allen Anhängern der Nationalsozialisten Arbeit und Ämter zu verschaffen. Anstelle der zur Einstellung gelangenden Nationalsozialisten werden andere Arbeiter entlassen werden. Die Verlängerung des Moratoriums bis zum Oktober und die Kontingentierung der landwirtschaftlichen Einfuhrprodukte aus dem Auslande vermag nur auf überaus kurze Zeit eine dünne Schicht der wohlhabendsten Bauern zu befriedigen, vermag aber der Zunahme der Not, des Elends und der Unzufriedenheit der breiten bäuerlichen Massen nicht Einhalt zu gebieten. Durch demagogische Aktionen gegen die Warenhäuser und das jüdische Kapital lässt sich keine Hilfe für das notleidende Kleinbürgertum schaffen, dessen Lage nach Massgabe des weiteren Rückganges der Kaufkraft des Proletariats sich verschlechtern wird, was eine weitere Schrumpfung des Binnenmarktes nach sich ziehen wird. Die mikroskopische Gabe von Getreide und Speck an die Notleidenden war lediglich ein auf den Stimmenfang berechneter Köder. Die Erhöhung der Erwerbslosenunterstützung um monatlich zwei Mark kann infolge der sich verschlechternden Wirtschaftslage nicht umhin, wieder rückgängig gemacht zu werden. Es zeigt sich klar, dass Hitler Deutschland einer Wirtschaftskatastrophe entgegenführt, die sich immer unvermeidlicher gestaltet.

Die nationalsozialistische Bewegung ist in erster Linie als eine von wilhelminischen Offizieren und Beamten angeführte nationalistische und chauvinistische Bewegung, als eine Bewegung der kleinbürgerlichen sowie teilweise der bäuerlichen Massen gegen Versailles emporgeschossen. Die zweimonatliche Machtausübung durch Hitler ist eine einzige chauvinistische Phrasendrescherei gegen den proletarischen Internationalismus und gegen den «Weltbolschewismus», ist eine Politik der Verschärfung der Beziehungen zu ausnahmslos allen Staaten. Eine derartige Politik vermag Deutschland nicht zu stärken, sondern schwächt es und isoliert es noch mehr. Die Versuche der Regierung, unter diesen Verhältnissen den Versailler Vertrag zu verletzen und wenigstens durch den Anschluss Österreichs aussenpolitische Erfolge zu erzielen, um ihr Ansehen in den Massen zu heben, deren Not und Elend sie nicht zu lindern vermag, wird lediglich zu einer weiteren Verschärfung der gesamten internationalen Situation und zu einem ungeheuren Anwachsen der Kriegsgefahr führen. Jeder neue Tag der Regierung Hitler wird immer klarer den Betrug offenbaren, dem die Massen, die Hitler Gefolgschaft leisten, zum Opfer gefallen sind. Jeder neue Tag wird

immer klarer den Betrug offenbaren, dem die Massen, die Hitler Gefolgschaft leisten, zum Opfer gefallen sind. Jeder neue Tag wird immer klarer aufzeigen, dass Hitler Deutschland in die Katastrophe hineintreibt.



Ernst Thälmann im Hof des Berliner Polizeipräsidiiums

Die augenblickliche Stille nach dem Siege des Faschismus ist nur eine vorübergehende Erscheinung. Der revolutionäre Aufschwung in Deutschland wird trotz des faschistischen Terrors unvermeidlich ansteigen. Die Abwehr der Massen gegen den Faschismus wird zwangsläufig zunehmen. Die Errichtung der offenen faschistischen Diktatur, die alle demokratischen Illusionen in den Massen zunichte macht und die Massen aus dem Einfluss der Sozialdemokratie befreit, beschleunigt das Tempo der Entwicklung Deutschlands zur proletarischen Revolution.

Es hat die Aufgabe der Kommunisten zu sein, die Massen darüber aufzuklären, dass die Hitler-Regierung das Land in eine Katastrophe hineinreitet. Heute ist es nötig, den Massen mit grösserer Energie denn je vor Augen zu halten, dass die einzige Rettung der werktätigen Massen vor noch grösserem Elend und noch grösserer Not, das einzige Mittel zur Verhütung der Katastrophe – die proletarische Revolution und die Diktatur des Proletariats ist. Es gilt, den Kampf zu führen um die Zusammenschweissung aller Kräfte des Proletariats und die Herstellung der Einheitsfront der sozialdemokratischen und der kommunistischen Arbeiter zum Kampf gegen die Klassenfeinde. Es gilt, die Partei zu festigen und alle Massenorganisationen des Proletariats zu verstärken, die Massen auf die entscheidenden revolutionären Kämpfe, auf den Sturz des Kapitalismus, auf den Sturz der faschistischen Diktatur durch den bewaffneten Aufstand vorzubereiten.

Ausgehend von den obigen Ausführungen billigt das Präsidium des EKKI das vom Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Deutschlands vorgesehene praktische Arbeitsprogramm.

(Utopie und Mythos der Weltrevolution. Zur Geschichte der Komintern 1920-1940. Hrsg. von Theo Pirker. München 1964, S. 173-181.)

FRITZ STERNBERG

UMSONST KAPITULIERT

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes hat Hitler durch den Vorsitzenden Leipart eine Erklärung übermitteln lassen, in der es unter anderem heisst:

«Die sozialen Aufgaben der Gewerkschaften müssen erfüllt werden, gleichviel welcher Art das Staatsregime ist ... Durch die Anerkennung und Inanspruchnahme des staatlichen Schlichtungswesens haben die Gewerkschaften gezeigt, dass sie das Recht des Staates anerkennen, bei Auseinandersetzungen zwischen organisierter Arbeiterschaft und dem Unternehmertum einzugreifen, wenn das Allgemeininteresse es erforderlich macht ... Die Gewerkschaften beanspruchen nicht, auf die Politik des Staates unmittelbar einzuwirken ... Die Gewerkschaften beanspruchen für sich kein Monopol, über der Form der Organisation steht die Wahrung der Arbeiterinteressen. Eine wahre Gewerkschaft kann sich aber nur auf freiwilligen Zusammenschluss der Mitglieder gründen. Sie muss von den Unternehmern ebenso wie von politischen Parteien unabhängig sein.»

Diese Erklärung des ADGB ist eine glatte Kapitulation. Die freien Gewerkschaften bieten von sich aus dem Faschismus an, dass sie ihren Zusammenhang mit den politischen Parteien – und das bedeutet in der Praxis mit der Sozialdemokratischen Partei – zu lösen bereit sind. Die Gewerkschaften hoffen, ihren eigenen Bestand retten zu können. Sie werden sich bitter täuschen, so wie die sozialdemokratische Partei in Deutschland sich bitter täuschen wird, deren Führer zum Teil noch heute ihre Tolerierungspolitik fortzusetzen suchen. Der sozialdemokratische Abgeordnete Hertz ist in Kopenhagen gewesen, um die dortige sozialdemokratische Presse zu veranlassen, gemässigter über das Hitlerregime zu schreiben, damit die sozialdemokratische Partei in Deutschland sich freier bewegen könne. Diese Art Führer hat nichts, aber auch gar nichts dazugelernt. Erst haben sie Brüning toleriert, weil Brüning ein kleineres Übel wäre als Hitler; jetzt sind sie bereit, Hitler zu tolerieren, wenn der «Staatsmann» sie vor Goering bewahrt. Die Nazis in Deutschland haben die Kapitulationserklärung der Gewerkschaften wie die Auslandsreisen sozialdemokratischer Abgeordneter zur Kenntnis genommen ... Lange aber wird dieser Schwebzustand nicht dauern, in dem die Nazis die freien Gewerkschaften und eine sozialdemokratische Partei dulden ... Die Nationalsozialisten sind hier bessere Marxisten als die Sozialdemokraten. Die haben immer geglaubt, dass sie sich langsam, Schritt für Schritt, in den bürgerlichen Staat einschleichen können, bis er schliesslich ein sozialistischer würde. Den Erfolg dieser Konzeption hat der Zusammenbruch der deutschen Arbeiterbewegung gezeigt. Die Nazis sind nicht so dumm anzunehmen, dass sie sich in die freien Gewerkschaften deshalb einschleichen könnten, weil sie gewisse Spitzenfunktionen besetzen. Die freien Gewerkschaften sind Organisationen, die seit Jahrzehnten bestehen und deren Mitglieder durch langjährige sozialistische Erziehungsarbeit gegangen sind. Sie sind aufs Stärkste in den Betrieben unterbaut, sie stellen dort das fortschrittlichste Element dar. Es ist selbstverständlich, dass bei einer weiteren Verschärfung der Krise derartige Organisationsformen nicht bestehen bleiben dürfen, weil der Zusammenschluss dieser Millionen eine ständige Bedrohung des faschistischen Systems darstellt. Es wird darum nicht lange dauern, bis alle freiwilligen Verbände der deutschen Arbeiterklasse, alle freien Gewerkschaften zerschlagen sind, und keine Kapitulationsbeschwörung der Gewerkschaftsführer wird daran etwas ändern können. Die Nazis haben auch hier von den italienischen Vorgängern gelernt. Erst nachdem die italienischen Gewerkschaften zerschlagen und in staatliche Zwangsgewerkschaften verwandelt worden waren, hat man früheren Gewerkschaftsführern gestattet, ihre Erfahrungen in den Dienst des Faschismus zu stellen. Und als zehn Jahre nach dem

Marsch auf Rom unter dem Schutz des Papstes eine religiös-karitative Organisation geschaffen werden sollte, hat Mussolini die Gründung verhindert, weil er mit Recht befürchtete, dass jede vom Faschismus nicht direkt kontrollierte Organisation zum Sammelort von antifaschistischen Elementen werden müsste. Weder die Gewerkschaften noch die Sozialdemokratie werden durch freiwillige Kapitulation ihre Zerschlagung verhindern können.

(Unter dem Pseudonym «Jack Enderzin» in: Die Wiener Weltbühne, Prag/Zürich, 2. Jg., Nr. 13, 30. März 1933. Hier zitiert nach: Fritz Sternberg, Der Faschismus an der Macht. Amsterdam 1935, S. 282/283.)

BESCHLUSS DES BUNDESAUSSCHUSSES DES ALLGEMEINEN DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES VOM 19. APRIL 1933

Der Bundesausschuss des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes begrüsst den 1. Mai 1933 als gesetzlichen Feiertag der nationalen Arbeit und fordert die Mitglieder der Gewerkschaften auf, im vollen Bewusstsein ihrer Pionierdienste für den Maigedanken, für die Ehrung der schaffenden Arbeit und für die vollberechtigte Eingliederung der Arbeiterschaft in den Staat sich allerorts an der von der Regierung veranlassten Feier festlich zu beteiligen.

Der Bundesausschuss erinnert in diesem Zusammenhang die Regierung und die gesamte Öffentlichkeit erneut an die Notlage der arbeitslosen Massen und spricht die Erwartung aus, dass die Regierung die gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit auf 40 Wochenstunden ohne Verdienstmäßerung für die Arbeiter baldigst durchführen möge.

Ebenso dringlich ist es, dass die Bemühungen der Regierung um Arbeitsbeschaffung und Siedlung mit allem Nachdruck weiter gefördert werden. Die Gewerkschaften sind nach wie vor bereit, diese Bemühungen mit allen Kräften zu unterstützen.

(Gewerkschaftszeitung, Berlin, 22. April 1933. Zit. nach: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Band 5, Berlin/DDR 1966, S. 449 f.)

AUS DER REDE HITLERS AM 1. MAI 1933

Das deutsche Volk muss sich wieder gegenseitig kennenlernen! Die Millionen Menschen, die in Berufe aufgeteilt, in künstlichen Klassen auseinandergehalten worden sind, die, vom Standesdünkel und

Klassenwahnsinn befallen, einander nicht mehr verstehen können, sie müssen wieder den Weg zueinander finden! Eine ungeheure, gewaltige Aufgabe – wir wissen es! Wenn 70 Jahre hindurch der Wahnsinn als politische Idee vertreten und gepredigt wurde, wenn 70 Jahre lang die Zerstörung der Volksgemeinschaft politisches Gebot war, dann ist es schwer, mit einem Schlage den Sinn der Menschen wenden zu wollen. Wir dürfen trotzdem daran nicht verzagen und verzweifeln. Was Menschenhände bauten, können Menschenhände stürzen, was menschlicher Wahnsinn einst erfand, kann kluge Einsicht wieder überwinden.

Wir wissen, dass dieser Prozess des Zueinanderfindens und gegenseitigen Verstehenlernens nicht eine Sache von Wochen oder Monaten, ja auch nur wenigen Jahren sein kann. Allein, wir haben den unerschütterlichen Willen, diese grosse Aufgabe vor der deutschen Geschichte zu erfüllen, haben den Entschluss, die deutschen Menschen wieder zueinander zu führen, und wenn es sein muss, sie zu zwingen.

Das ist der Sinn des 1. Mai, der von nun an die Jahrhunderte hindurch in Deutschland gefeiert werden soll, dass an ihm alle, die im grossen Räderwerk unserer schaffenden nationalen Arbeit tätig sind, zueinander finden und einmal im Jahr die Hände reichen mögen, in der Erkenntnis, dass nichts geschehen kann, wenn nicht alle ihren Teil an Leistung und an Arbeit dabei vollbringen. Und so haben wir als Motto dieses Tages den Satz gewählt: Ehret die Arbeit und achtet den Arbeiter!

Für Millionen ist es heute schwer, über all den Hass und die Missverständnisse, die künstlich in der Vergangenheit gezüchtet worden sind, sich wieder zusammenzufinden. Es gibt eine Erkenntnis, die uns diesen Weg leicht beschreiten lässt. Es mag einer tätig sein, wo immer – er soll und darf nie vergessen, dass sein Volksgenosse, der genau wie er seine Pflicht erfüllt, unentbehrlich ist, dass die Nation nicht besteht durch die Arbeit einer Regierung, einer bestimmten Klasse oder durch das Werk ihrer Intelligenz, sondern dass sie nur lebt durch die gemeinsame und harmonische Arbeit aller! Wenn Millionen glauben, aus der Art der Arbeit im Einzelnen einen Schluss ziehen zu können auf die Würdigkeit ihres Trägers, so ist dies ein bitterer Irrtum. Es gibt viele Zehntausende unter uns, die die Achtung vor dem Einzelnen abhängig machen wollen von der Art jener Arbeit, die er verrichtet. Nein! Nicht, was er schafft, sondern wie er schafft, das muss entscheidend sein. Dass Millionen unter uns jahraus, jahrein fleissig sind, ohne jemals hoffen zu können, Reichtümer zu erwerben, ja, vielleicht nur ein sorgloses Leben zu gewinnen, das soll alle verpflichten, sich erst recht zu ihnen zu bekennen. Denn ihr Idealismus und ihre Hingabe ermöglichen das Sein und das Leben der Gesamtheit. Wehe, wenn heute dieser Idea-

lismus in unserem Volke vergehen und wenn des Menschen Wert nur bemessen werden sollte nach den äusseren Glücksgütern des Lebens, die auf ihn gefallen sind. Der Wert unseres Volkes würde dann kein grosser mehr sein und sein Bestand kein langer.

Es ist nicht nützlich, dem Arbeiter seine Bedeutung zu erklären, dem Bauern die Notwendigkeit seiner Existenz zu beweisen, zum Intellektuellen zu gehen, zum Geistesarbeiter, um ihm die Wichtigkeit seines Tuns beizubringen. Notwendig ist, einem jeden Stand die Bedeutung des anderen zu lehren. Und so wollen wir denn in die Städte gehen, um ihnen die Notwendigkeit und das Wesen des deutschen Bauern zu verkünden, und auf das Land hinausgehen und zu unserer Intelligenz, um ihnen die Bedeutung des deutschen Arbeitertums beizubringen. Wir wollen gehen zum Arbeiter und zum Bauern, um sie zu belehren, dass es ohne deutschen Geist kein deutsches Leben gibt, dass sie alle zusammen eine grosse Gemeinschaft bilden müssen: Geist, Stirn und Faust, Arbeiter, Bauern und Bürger.

(Deutsche Geschichte von 1918 bis 1938 in Dokumenten. Hrsg. von Ernst Forsthoff. Stuttgart 1943, S.329-331.)

FRANZ JUNG

DER LETZTE AUSMARSCH

Es war soweit.

In Erinnerung geblieben aus den ersten Monaten der neuen Zeit, in die ich beinahe mehr aus Versehen noch mit hineingeraten war, ist mir der 1. Mai des Jahres 1933, der von der Regierung durch ein Sondergesetz bestimmte «Feiertag der nationalen Arbeit». Über die Vorbereitungen zu diesem deutschen Feiertag hatte ein offiziöser Sprecher zusammenfassend berichtet: Zu den Maifeiern werden in ganz Deutschland die Angehörigen der Betriebe geschlossen anmarschieren. Dreissigtausend Jugendkundgebungen mit 10 Millionen junger Menschen, vierzigtausend Kundgebungen in Städten, und Dörfern mit 36 Millionen Menschen, vierzigtausend Fackelzüge mit 10 Millionen Fackeln, die Aufstellung von 400'000 Lautsprechern, der Bau von 5'000 Zuschauer- und Rednertribünen, fünfzig tausend Städte und Dörfer werden mit Maiengrün und Fahnen geschmückt, eine Million Transparente hergestellt, 800'000 Fahnen für die Feststrassen, sechs Millionen Plakate und 30 Millionen Festzeichen werden beschafft.

In Berlin war an diesem Tage das Wetter besonders schlecht. Es schneite, typisches Aprilwetter. Im Laufe des Tages ging das Schneegestöber in Regen über. Auf den Strassen lag tiefer Matsch.

Zum ersten Male in der Geschichte sollte – wie es in der Presseverlautbarung hiess – auf dem Tempelhofer Feld eine Masse von anderthalb Millionen Menschen auf einem einzigen Platz versammelt werden. Aus dem Propagandaministerium wurde dazu der folgende Lagebericht veröffentlicht:

Bei einer Breite von sechs Gliedern können von einem Sammelplatz 18'000 Menschen in der Stunde abgelassen werden, von günstiger gelegenen Sammelplätzen eine Marschbreite von acht bis zehn Gliedern. Im Durchschnitt werden 20'000 Menschen pro Stunde von jedem Sammelplatz zum Tempelhofer Feld marschieren. Eine Million Menschen werden marschieren, 500'000 benutzen die Verkehrsmittel. Dreizehn Abmarschplätze, zehn Anmarschwege in zehn grosse Kolonnen. Die Spitze der ersten Züge erreicht um 14 Uhr das Tempelhofer Feld, um 20 Uhr wird die Kundgebung beginnen.

Sie marschierten mit Trommlern und Pfeifern, Schalmeien und Blockflöten, mit über 700 Blaskapellen ... Sieg Heil!

Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund hatte die ihm angeschlossenen Freien Gewerkschaften angewiesen, sich geschlossen und in möglichst grosser Zahl an dem Aufmarsch zu beteiligen. Das taktische Ziel mag gewesen sein, den neuen Machthabern den guten Willen zur Zusammenarbeit zu zeigen, zugleich mit der Hoffnung, die Regierung wird die Gewerkschaften am Leben lassen; der Vorsitzende des ADGB, Genosse Leipart, hatte sich Hitler zur Verfügung gestellt.

So sind an diesem Tage die sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiter, die gewerkschaftliche Elite der deutschen Arbeiterschaft, auf dem Tempelhofer Feld marschiert, eingestreut zwischen den SA- und SS-Standarten von Gross-Berlin, der Hitlerjugend, den Ortsgruppenführern, Blockwarten, dem Bund Deutscher Mädchen, dem Nationalsozialistischen Reitersturm, dem NS-Kraftfahrer-Korps, dem NS-Fliegerkorps und der NS-Frauenschaft ... sind marschiert die Berufsgruppe Metall in etwa 20 Teilkolonnen, die Berufsgruppe Verkehr mit den Eisenbahnern, den Omnibusschaffnern und den Taxichauffeuren, die Berufsgruppe Papier und Druck, Chemische Industrie, Textil, und die Grossbetriebe in für sich geschlossenen Kolonnen unter Führung der NS-Betriebsorganisation, die Siemens AG, die Borsig-Werke, die Knorrbremse und die AEG und einige Dutzend andere, marschiert sind die Angestellten der städtischen Betriebe, der Banken, der Versicherungsgesellschaften und der Warenhäuser.

Der nasse Dreck auf den Strassen flog nach rechts und links, vorwärts! – mit Trommeln und Pfeifen, Schalmeien und Marschtrumpeten ... Sie sind marschiert, die Angst im Nacken und bereits die Hosen voll ... Sieg Heil!

Auf dem Feld waren die Plätze für die Kolonnen vermessen, Barrieren errichtet, 500 Laternen aufgestellt, neun je 14 Meter hohe Scheinwerfertürme gebaut, 19 Riesenlautsprecher, Telefonleitungen, 14 Befehlsstellen, 100 Meldestellen, über 100 Sanitätszelte mit Ärzten besetzt, und Abtritte gebaut.

In den Abtritten hatte sich die Organisation verrechnet. Oder sie sind überhaupt vergessen worden. Zudem waren die Kolonnen der Gewerkschaftler zwischen SA und SS so eingekeilt, dass es unmöglich geworden war, sich aus der Kolonne zu entfernen; die Ordner hätten das auch verhindert. Sehr viele hatten den Abend vorher im stillen Abschied gefeiert, von der Gewerkschaft, von der Partei, vom Sozialismus, mit Bier und Korn, in den Stammlokalen. Das machte sich jetzt bemerkbar. Die Festteilnehmer konnten, "vor Kälte schlotternd, das Wasser nicht halten, es ging in die Hosen und in die Marschstiefel, im Lärm der Trommler und Pfeifer, der Schalmeien und der Blockflöten ... Sieg Heil! ... Heil Hitler –

In dem Buch «Meilensteine des Dritten Reiches» wird weiter berichtet: «Um 8 Uhr morgens sammeln sich am 2. Mai in den Sturmlokalen Berlins Stürme der SA und der SS. Dann geht es auf Lastkraftwagen los zu den Häusern der einzelnen Gewerkschaften. Punkt 10 Uhr fahren die Lastautos bei den Gewerkschaftshäusern vor. Zwei Minuten später sind sämtliche Ausgänge besetzt, stehen Posten an den Fahrstühlen, Treppen und Durchgangstüren.»

Am Abend des 2. Mai haben die Freien Gewerkschaften zu bestehen aufgehört. –

(Franz Jung, Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer grossen Zeit. Neuwied/Berlin 1961, S. 399-401.)

STEPHAN HERMLIN

1. MAI 1933

Man hatte den 1. Mai zum Staatsfeiertag erklärt, er hiess jetzt «Tag der Arbeit». Ich sah die Berliner Arbeiter zum Tempelhofer Feld ziehen, hunderttausende. Ihre Parteien waren aufgelöst, ihre gewählten Führer eingekerkert oder tot oder auf der Flucht, ihre Gewerkschaftshäuser geplündert und besetzt, am Strassenrand ste-

hend sah ich sie vorbeiziehen, sie waren jetzt Gefolgschaft, die Unternehmer, die an ihrer Spitze gingen, hiessen Betriebsführer, die neuen Namen entsprachen, sagte man, alten germanischen Ordnungen, und sie alle, die vorüberzogen, wurden Volksgemeinschaft genannt, denn die neue Regierung hatte erklärt, es gebe keine Klassen mehr. Sie war gegen jüdischen Marxismus und raffendes Kapital, jedoch für die schaffenden deutschen Unternehmer Krupp und Röchling.

Die Arbeiter marschierten unter einer hellen, kaum wärmenden Maisonnette, um sie her erhob sich ein unsichtbares Rom, ich glaubte, die Feldherren zu erblicken, von denen wir in der Schule lasen, wie sie besiegte Völker durch ihre Hauptstadt geführt hatten. Die Arbeiter sahen aus wie immer, nur ein wissendes Auge gewahrte kaum bemerkbare Veränderungen an ihnen, ihrer Kleidung, ihren Gesten, ihrer Haltung. Immer noch waren sie schlecht genährt, trugen sie verbrauchte, saubere Anzüge, und jene Schiffermützen, die damals ein allgemeines äusseres Kennzeichen ihrer Klasse waren. Diese Mützen waren mit einem unauffälligen Riemen, meist aus schwarzem Lack, verziert, der von vielen durch einen Lederriemen mit Schnallen ersetzt worden war. Sozialdemokraten und Kommunisten trugen diese Art von Riemen an ihren Mützen, die Nationalsozialisten einen anderen, in der Mitte geteilten.

Es war dieser winzige Unterschied, der einem plötzlich ins Auge sprang, und der banale Umstand, dass mehr als je zuvor den geteilten Riemen an der Mütze trugen, enthielt die verhängnisvolle Botschaft von einer verlorenen Schlacht und dem, was ihr zu folgen pflegt: Scham, Lethargie, erzwungene oder gesuchte Anpassung. In den Taschen der Geschlagenen steckten die Zeitungen des Regimes: sie konnten darin nicht nur Beschimpfungen und den triumphierenden Hohn der Sieger finden, sondern auch die unter geheuchelter Anteilnahme verborgene Aufforderung zum Verrat: «So weit haben eure Führer euch gebracht. Sie selber sitzen sicher in Paris und Moskau.» Der Gedanke, geschmäht und belogen zu werden, mischte sich in das Bewusstsein der Ohnmacht und Sprachlosigkeit; ein Hauch von Fäulnis wehte über die mit Lautsprechern und Blaskapellen brüllende Stadt. Furchtbar spürte ich einen Augenblick lang diese Fäulnis in mir selbst: wie ein Nordlicht der Zersetzung wogte in mir der Wunsch, unter den Marschierenden zu sein, mich mit ihnen treiben zu lassen, von der gleichen Macht getrieben zu werden, die sie beherrschte. Etwas in mir widersprach dem Versucher. Schon formten die Münder der Vorbeiziehenden, die noch vor ein paar Monaten das alte Spartakuslied angestimmt hatten, die neuen Worte auf die vertraute Melodie. Konnten die Herrschenden nicht recht haben, weil sie gesiegt hatten...

Wenn jene, von denen die Rede war, ihre Mission verrieten – es kann nicht vergessen werden, dass sie, die Zahlreichsten, auch die Schwächsten waren, die am meisten Unterdrückten, die am meisten Abhängigen. Sie, die nicht mit Leben beschäftigt waren, sondern mit der Reproduktion ihrer Arbeitskraft, sündigten an sich selber, als sie nicht bereit, als sie unfähig waren, sich zu einigen. Sie bezahlten ihre Rechthaberei, ihren Trotz, ihre Überhebung mit zehntausenden von Erschlagen und Gefolterten, dazu mit der Erniedrigung, sich selber nicht mehr Proletarier nennen zu dürfen.

Aber die Unterwerfung erfasste ja viel mehr, sie erfasste alle Schichten der Bevölkerung, die noch nicht verbotenen Parteien, die Kirchen, die Zeitungen, die Vereine, die Universitäten, die Gerichte, die Verlage, sie wurden täglich nackter, schamloser, aufdringlicher. Die Unterwerfung hatte tausend Gesichter; nicht nur die Überläufer wurden sichtbar, die wiederum in verschiedene Kategorien zerfielen, denn den einen, schlichteren, war es wie Schuppen von den Augen gefallen, während andere, die man als Angehörige einer demokratischen Partei gekannt hatte, das zweite Parteibuch aus der Tasche zogen, welches sie als jahrelang bewährte Kämpfer für die siegreiche Erhebung auswies – sichtbar wurden auch jene, die ihre lange zur Schau gestellte Überzeugung an den Nagel hängten, wie man einen Sommeranzug zum Überwintern aufhängt, wobei sie einem augenzwinkernd versicherten, man dürfe auf sie zählen, wenn es einmal so weit sein würde.

Man hörte Reden, man las Artikel, die man den Rednern und Schreibern noch wenige Tage zuvor nicht zugetraut hätte: sie hatten als links gegolten. Die den faschistischen Jargon noch nicht beherrschten oder in denen Reste von Scham noch lebendig waren, mühten sich, wenigstens durch das Verwenden eines Begriffs, einer Floskel deutlich zu machen, dass sie den tieferen Sinn des Geschehens, auch bei gewissen Vorbehalten, verstanden und bejahten: es gelang ihnen stets, an einer Stelle etwas unterzubringen, das wie «Besinnung auf unsere völkischen Werte», «Nationale Erhebung», «endliche Volkwerdung» oder einfach «Blut» klang. Dies geschah in den Tagen und Wochen vor der verordneten Gleichschaltung.

(Stephan Hermlin, Abendlicht, Berlin 1979, S. 81-85.)

AUS DEM RUNDSCHREIBEN ROBERT LEYS ÜBER DIE ZER- SCHLAGUNG DER GEWERKSCHAFTEN VOM 21. APRIL 1933

Die Oberste Leitung der PO.
Der Stabsleiter

München, den 21.4.1933

Rundschreiben Nr. 6/33

Dienstag, den 2. Mai 1933, vormittags 10 Uhr, beginnt die Gleichschaltungsaktion gegen die Freien Gewerkschaften.

Die Leitung der gesamten Aktion liegt in den Händen des Aktionskomitees. Das Aktionskomitee setzt sich folgendermassen zusammen:

Dr. Robert Ley, Vorsitzender,
Rudolf Schmeer, Stellvertreter,
Schuhmann, Kommissar für den ADGB,
Peppier, Kommissar für den AFA-Bund,
Muchow, Organisation,
Bankdirektor Müller, Komm. Leiter der Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten,
Brinckmann, Komm. Hauptkassierer,
Bialias, Propaganda und Presse.

Zum erwarteten Aktionskomitee gehören sämtliche kommissarischen Leiter der Verbände.

Im Wesentlichen richtet sich die Aktion gegen den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund (ADGB) und den Allgemeinen Freien Angestelltenbund (AFA-Bund). Was darüber hinaus von den Freien Gewerkschaften abhängig ist, ist dem Ermessen der Gauleiter anheimgestellt.

Verantwortlich für die Durchführung der Gleichschaltungsaktion in den einzelnen Gebieten sind die Gauleiter. Träger der Aktion soll die NSBO sein.

SA bzw. SS ist zur Besetzung der Gewerkschaftshäuser und der Inschutzhaftnahme der in Frage kommenden Persönlichkeiten einzusetzen.

Der Gauleiter trifft seine Massnahmen im engsten Einvernehmen mit dem zuständigen Gaubetriebszellenleiter.

Die Aktion in Berlin wird durch den Aktionsausschuss selbst geleitet.

Im Reich werden besetzt:
die Leitung der Verbände;
die Gewerkschaftshäuser und die Büros der Freien Gewerk-

schaften, die Parteihäuser der SPD, soweit Gewerkschaften dort untergebracht sind;

die Filialen und Zahlungsstellen der «Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten A.G.»;

die Bezirksausschüsse des ADGB und des AFA-Bundes.



SA besetzt das Gewerkschaftshaus Am Engelufer in Berlin, 2.Mai 1933

In Schutzhaft werden genommen:

alle Verbandsvorsitzenden;

die Bezirkssekretäre und

die Filialleiter der «Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten A.G.».

Die Ortsausschussvorsitzenden sowie die Angestellten der Verbände sind nicht in Schutzhaft zu nehmen, sondern zur Weiterarbeit zu veranlassen.

Ausnahmen sind nur mit Genehmigung des Gauleiters zulässig.

(Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Band 5, Berlin/DDR 1966, S. 450 f.)

AUFRUF DER DEUTSCHEN STUDENTEN- SCHAFT, SOMMERSEMESTER 1933

WIDER DEN UNDEUTSCHEN GEIST

1. Sprache und Schrifttum wurzeln im Volke. Das deutsche Volk trägt die Verantwortung dafür, dass seine Sprache und sein Schrifttum reiner und unverfälschter Ausdruck seines Volkstums sind.
2. Es klafft heute ein Widerspruch zwischen Schrifttum und deutschem Volkstum. Dieser Zustand ist eine Schmach!
3. Reinheit von Sprache und Schrifttum liegt an Dir! Dein Volk hat Dir die Sprache zur treuen Bewahrung übergeben.
4. Unser gefährlichster Widersacher ist der Jude und der, der ihm hörig ist.
5. Der Jude kann nur jüdisch denken. Schreibt er deutsch, dann lügt er. Der Deutsche, der deutsch schreibt, aber jüdisch denkt, ist ein Verräter. Der Student, der undeutsch spricht und schreibt, ist ausserdem gedankenlos und seiner Aufgabe untreu.
6. Wir wollen die Lüge ausmerzen, wir wollen den Verrat brandmarken, wir wollen für den Studenten nicht Stätten der Gedankenlosigkeit, sondern der Zucht und der politischen Erziehung.
7. Wir wollen den Juden als Fremdling achten, und wir wollen das Volkstum ernst nehmen.
Wir fordern deshalb von der Zensur:
Jüdische Werke erscheinen in hebräischer Sprache.
Erscheinen sie in deutsch, sind sie als Übersetzung zu kennzeichnen.
Schärfstes Einschreiten gegen den Missbrauch der deutschen Schrift.
Deutsche Schrift steht nur dem Deutschen zur Verfügung. Der undeutsche Geist wird aus öffentlichen Büchereien ausgemerzt.
8. Wir fordern vom deutschen Studenten Willen und Fähigkeit zur selbständigen Erkenntnis und Entscheidung.
9. Wir fordern vom deutschen Studenten den Willen und die Fähigkeit zur Reinerhaltung der deutschen Sprache.
10. Wir fordern vom deutschen Studenten den Willen und die Fähigkeit zur Überwindung des jüdischen Intellektualismus und der damit verbundenen liberalen Verfallserscheinungen im deutschen Geistesleben.

11. Wir fordern die Auslese von Studenten und Professoren nach der Sicherheit des Denkens im deutschen Geiste.
12. Wir fordern die deutsche Hochschule als Hort des deutschen Volkstums und als Kampfstätte aus der Kraft des deutschen Geistes.

Die Deutsche Studentenschaft

(Deutsche Geschichte von 1918 bis 1938 in Dokumenten. Hrsg. von Ernst Forsthoff. Stuttgart '1943, Seite 470-472.)

ALFRED KANTOROWICZ

STICHTAG DER BARBAREI IN NAZI-DEUTSCHLAND

Am 10. Mai 1933 flammten auf dem Opernplatz zu Berlin und auf vielen öffentlichen Plätzen der Haupt- und Universitätsstädte des Reiches Scheiterhaufen, in denen Bücher verbrannt wurden. Das war kein spontaner Akt einer unvernünftigen Menge gewesen, sondern eine wohlüberlegte und sorgfältig organisierte Veranstaltung nationalsozialistischer Staatsräson. Wie die Reichstagsbrandstiftung am 28. Februar 1933 das Fanal des Terrors gegen alle Antifaschisten, der Judenboykott vom 1. April 1933 der Auftakt der Pogrome, die Auflösung und Ausraubung der Gewerkschaften am 2. Mai 1933 die Proklamierung der sozialen Unterdrückung gewesen waren, so waren die Autodafés vom 10. Mai Evidenz der amtlich verfügten und mit terroristischen Mitteln durchgeführten Barbarisierung Deutschlands.

Dem Propagandaminister Dr. Joseph Goebbels und seinem Stabe war es vorbehalten, das Schauspiel zu arrangieren. Man hätte keine dazu berufeneren Männer finden können. Herr Goebbels hatte sich, wie man weiss, in seiner Jugend als Literat versucht, aber schon der erste von ihm veröffentlichte Roman «Michael» – ein Schmöker, der mit den Massstäben der Literatur nicht zu messen ist – hatte das zähneknirschende Bekenntnis dieses zuchtlosen Menschen enthalten, der vor dem strengen Anspruch der Kunst und Wissenschaft zurückschreckt und entschlossen ist, den leichteren Weg zu gehen, den Weg der unbedenklichen Lügenphrase und der politischen Demagogie. Es heisst in diesem «Roman» aufschlussreich:

«Der Intellekt hat unser Volk vergiftet ... der Intellekt ist eine Gefahr für die Bildung des Charakters ... Was studiere ich eigent-

lich? Alles und nichts. Ich bin träge und, glaube ich, zu dumm für die Fachwissenschaften. Ein Mann will ich werden, Umrisse bekommen. Das Geistige wird mir zum Überdruß. Mich eckelt jedes gedruckte Wort. Weltanschauung? Was ist das für ein reaktionärer Begriff... Ich setze meinen Helm auf, ziehe meinen Degen und deklamiere Liliencron.»

Die Parabel vom Fuchs, dem die süßen Trauben zu hoch hängen und der, um das Gesicht zu wahren, behauptet, er wolle sie gar nicht, sie seien ihm zu sauer, ist hier am Platze. Es ist ein typischer Vorgang. Alle Entwurzelten und Schlechtweggekommenen weisen solche Ressentiments auf. Und im Deutschland des verlorenen Ersten Weltkrieges, der Inflation, der Wirtschaftskrisen, der Arbeitslosigkeit, der schwärenden sozialen Krise gab es Millionen gescheiterter kleinbürgerlicher Existenzen, die sich nur allzu gern bestätigen ließen, dass ihr Elend ein Indiz ihrer Auserlesenheit, ihre Not eine Tugend sei und dass es nur des entschlossenen «Führers» bedürfe, sie aus dem Labyrinth der sozialen Unordnung hinaus an den ihnen gebührenden Platz zu führen.

Intellektuell disziplinlosen Studenten à la Goebbels und vielen der in vierjährigem Krieg verwahrlosten jungen Männer, die nichts erlernt hatten als das Waffenhandwerk, entlassenen Offizieren und dem Lumpenproletariat, allen jenen, die die Kader der Naziterrororganisationen bildeten, waren die Kampfrufe Hitlers gegen die geistige Tradition Europas, sein hemmungsloser Hass gegen intellektuelle Redlichkeit (und den Intellekt schlechthin) Balsam, Selbstbestätigung und Stimulans. Sie bekannten sich vorbehaltlos zu Sentenzen wie der folgenden:

*«Alle grossen Bewegungen sind Volksbewegungen, sind Vulkan-
ausbrüche menschlicher Leidenschaften und seelischer Empfin-
dungen, aufgerührt entweder durch die grausame Göttin der Not
oder durch die Brandfackel des unter die Massen geschleuderten
Wortes, und sind nicht limonadige Ergüsse ästhetisierender Lite-
raten ... Daher möge jeder Schreiber bei seinem Tintenfasce bleiben,
um sich 'theoretisch' zu betätigen, wenn Verstand und Können
hierfür ausreichen. Zum Führer aber ist er weder geboren noch er-
wählt.»*

Adolf Hitler in «Mein Kampf»

Nach dieser Logik durfte sich jeder Halbalphabet, Ignorant und Schreihals zum «Führer geboren und erwählt» fühlen. Der Demagoge diffamierte den Denker als «undeutsch». Der Stentor hetzte das Volk auf, den Mentor ins Konzentrationslager zu sperren. Solcherart charakterisieren sich die geistigen Voraussetzungen der Machthaber von 1933, die uns ein tausendjähriges Reich der Macht und Herrlichkeit verhießen.

Es war ganz folgerichtig eine der ersten Aktionen dieser Dummköpfe, nach der Machtergreifung ihren engeren Anhängern und weiten Schichten des halbgebildeten Kleinbürgertums das Schauspiel des Triumphes des Ungeistes über den Geist vor Augen zu führen.

«Aktionskomitees gegen den undeutschen Geist» (das meinte in Wirklichkeit gegen den Geist schlechthin) wurden hurtig allerorten in Deutschland formiert und machten sich schon in den ersten Tagen der schauerlichen Pöbelorgie, die später zur Weltkatastrophe ausarten sollte, daran, die öffentlichen und viele private Bibliotheken von «Schmutz und Schund» zu säubern.

Hand in Hand mit der «Säuberung» der deutschen Literatur ging die «Säuberung» der deutschen Universitäten und wissenschaftlichen Anstalten. Man «säuberte» sie zum Beispiel von dem Nobelpreisträger Prof. Albert Einstein, der von der ganzen Welt als einer der bahnbrechenden Wissenschaftler unserer Zeit gefeiert wird, oder von Prof. Sigmund Freud oder dem Nobelpreisträger für Physik, Prof. Frank, Göttingen, oder den Nobelpreisträgern für Chemie, Prof. Loewy, Graz, und Prof. Haber (dem Erfinder des künstlichen Stickstoffs). Man «säuberte» die Kunst von den weltberühmten Malern und Bildhauern Liebermann, Klee, Kokoschka, Barlach, Käthe Kollwitz und Hunderten anderer. Man «reinigte» die deutschen Theater von denen, die sie zu den ersten der Welt gemacht hatten: Max Reinhardt, Erwin Piscator, Alwin Kronacher, Berthold Viertel, Leopold Jessner, Viktor Barnowsky und den Schauspielern Albert Bassermann, Elisabeth Bergner, Ernst Deutsch, Fritz Kortner, Conrad Veidt. Man «nordete» die Oper auf durch Entfernung der weltberühmten Dirigenten Bruno Walter, Erich Kleiber, Klemperer, Fried, Stiedry. Aus der Musik wurden eliminiert: Schönberg, Hindemith, Weill, Eisler und der Altmeister Fritz Kreisler – ganz zu schweigen von den nicht mehr Lebenden wie Mendelssohn, Meyerbeer, Offenbach und ähnlichen «Schmutzianen».

Beim zentralen Festakt des Vandalismus am 10. Mai 1933 auf dem Opernplatz in Berlin, die Berliner Universität im Rücken, hielt ein Vertreter der Nazistudentenschaft eine Ansprache, in der er die «falschen Freiheitsideen» denunzierte. Nach Beendigung seiner Rede wurden die Scheiterhaufen entzündet, und, so schrieb ein Naziblatt, «ganze Wagenladungen von Schmutz- und Schundliteratur verschwanden im kochenden Herzen der reinigenden Flammen».

Es war ein Mordsspass. Die romantischen Herzen der jungen Leute, von denen nur wenige die Bücher und Schriften gelesen hatten, die da ins Feuer geworfen wurden, werden sicherlich höher geschlagen haben, wenn einer nach dem anderen aus ihrer Mitte vortreten und mit feierlichen Sprüchen Werke von Freud und Einstein



Die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933

in die Scheiterhaufen schleudern durfte. «Gegen die seelenzerstörende Überschätzung des psychischen Lebens und für die Reinheit der deutschen Seele übergebe ich den Flammen die Werke von Sigmund Freud.» – «Gegen den Verrat an den deutschen Weltkriegssoldaten werfe ich die Werke von Erich Maria Remarque in die reinigenden Flammen.» – «In die Flammen!» echote der Chorus des Pöbels. «Und so», jubelte die Hugenbergsche «Berliner Nachtausgabe», «gingen in Feuer und Rauch die Werke von Heinrich Mann, Erich Kästner, Sigmund Freud, Magnus Hirschfeld, Friedrich Wilhelm Förster, Theodor Wolff, Georg Bernhard, Alfred Kerr, Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky auf. Klar ertönten die Stimmen derer, die sie den Flammen übergaben, und die Umstehenden brachen in Jubel aus.»

Der Höhepunkt der nächtlichen Zerstörungssorgie war die «Festrede» von Goebbels. Er hatte sich und seinen Zuhörern eine romantische Kulisse erbaut, erhellt von Fackeln und Flammenschein. Im Widerschein des Feuers, das den in Druckwerken komprimier-

ten Extrakt des Denkens grosser Schriftsteller und Wissenschaftler verzehrte, rief er aus: «Das Alte liegt in den Flammen! Das Neue wird aus der Flamme unseres eigenen Herzens emporsteigen!»

Die Studenten, die SA, die Kleinbürger, die gekommen waren, einem romantischen Schauspiel beizuwohnen, sie glaubten an die «Flamme des eigenen Herzens», worunter sich jeder das seine vorstellen mochte. Dieser Appell verlangte kein Nachdenken, er verlangte Hingebung; er entsprach ihrer Trägheit und dem Bedürfnis ihrer soziologischen Unsicherheit, sich bestätigt zu wissen. Er entsprach nicht der Wirklichkeit, aber dem Wunschtraum, in dem die bürgerliche Jugend jener Tage schwelgte. Sie wussten nicht, dass sie, bereitwillig und dienstbar den Verführern und falschen Magiern, den Flammen übergaben: Wegweiser der Vergangenheit und der Zukunft, ihrer eigenen Zukunft.

Diese Studenten und mit ihnen die deutschen Kleinbürger (Angestellte, Beamte, Handwerker, kleine Kaufleute) – zu schweigen von den gedungenen SA-Haufen – wussten nicht, wogegen sie kämpften, und nicht, wofür sie kämpften. Das schien den ganz Kurzsichtigen ein Zeichen von Stärke zu sein; es war in Wirklichkeit ein Zeichen ihrer Schwäche. Sie kämpften gegen sich selbst, sie zerschlugen wütend die eigene Zukunft, da man ihnen suggerierte, sie zerschlugen eine schlechte Vergangenheit. Sie kämpften hingegen für die Restaurierung des Schlechtesten aus der Vergangenheit, da man ihnen weismachte, sie kämpften für eine bessere Zukunft. So vernichteten sie wollüstig und besessen, was der Grösse, der Würde, der Freiheit und der Zukunft des deutschen Volkes gedient, indem sie vermeinten zu vernichten, was ihre Gegenwart geschändet und die Zukunft versperrt habe. Sie rannten gegen die Kultur an wie Don Quichotte gegen die Windmühlenflügel. Und der diabolische Goebbels feuerte sie zu diesem zerstörerischen Vandalenakt an mit dem Ausruf: «Ihr habt eine prachtvolle symbolische Tat vollbracht!»

Es war in der Tat ein symbolischer Akt: er verbrüdete noch einmal sichtbar und hell aufleuchtend die grossen Geister vieler Nationen der Welt. Die Flammen, die da prasselten, wurden genährt von den Werken des unsterblichen deutschen Denkers Karl Marx wie zugleich auch von den Werken des unsterblichen russischen Denkers Lenin und den Werken der französischen Enzyklopädisten. Im Feuer vereint stiegen als Rauchwolken himmelan die unvergänglichen Romane Maxim Gorkis, Heinrich Manns, Romain Rollands. Niemals hat sich die Verbundenheit der grossen Kulturen der Völker der Welt ergreifender manifestiert.

Die deutschen Schriftsteller des inneren und äusseren Exils waren bewegt von dem Bewusstsein dieses symbolischen Aktes, der noch einmal offenbar machte, dass die deutsche Kultur ein unlöslicher

Bestandteil der Weltkultur ist. Es war ein Deutscher, der das Wort Weltliteratur schuf; gerade er, der übernationale Deutsche, der grösste seitler Zeit und einer der grössten aller Zeiten, durfte vor

DURCH LICHT ZUR NACHT



Also sprach Dr. Goebbels: Lasst uns aufs Neue Brände entfachen,
auf dass die Verblendeten nicht erwachen!

Fotomontage von John Heartfield aus der AIZ, 19.5.1933

nunmehr 150 Jahren diesen Begriff prägen; sein Name ist Johann Wolfgang von Goethe.

In die Scham und das Entsetzen über die Verbrechen, die im Namen Deutschlands in ganz Europa begangen wurden, mischte sich unser Stolz, dass auch wir, die deutscher Herkunft waren, zu den Verfolgten, zu den Unterdrückten, zu den «Verbrannten» gehörten, Seite an Seite mit den Besten vieler Völker.

Der Kampf des Nationalsozialismus gegen das Denken, gegen die Vernunft, gegen Literatur und Philosophie war mehr als eine Affekthandlung kleinbürgerlicher Ressentiments gegen das Vornehme. Die Literatur- und Bilderstürmerei des Nazismus und die durch all die Jahre der Schande immer wieder aufs Neue geschürten Kampagnen gegen Intellektuelle waren ein unerlässlicher Bestandteil der nationalsozialistischen Selbsterhaltung. Die Nazis wussten, dass nur die Unwissenheit der Verführten und Vergewaltigten ihnen

Spielraum liess. Wenn die Unwissenheit aufhörte, wenn die von ihnen Beherrschten und Genasführten sich einmal ihrer wirklichen Lage bewusst würden, dann war es mit ihrer Macht vorbei.

Sie mussten alles tun, die Unwissenheit zu erhalten, um zu verhindern, dass die Erkenntnis der Wirklichkeit sich Bahn breche. Das Nazisystem beruhte darauf: zu verschleiern, anstatt aufzuklären; zu verwirren, anstatt zu belehren. Darum war dieses System daran interessiert, die Ergebnisse des Denkens, die Forderungen der Vernunft und die literarische Verdichtung der Wirklichkeit vor den breiten Massen verächtlich zu machen.

Nie und nimmer durfte, was im Nazibereiche geschrieben oder gelesen wurde, Spiegel und Kritik der sozialen Verhältnisse, Darstellung oder Gleichnis der Wirklichkeit sein. Denn die gesellschaftliche Wirklichkeit darstellen, das heisst zugleich: sie zur Kritik stellen. Dieser Kritik sind starke, fortschreitende menschliche Organisationen beflissen; sie lernen dankbar aus ihr, ebenso wie sie Grund haben zur Genugtuung, sich in künstlerischer Darstellung bestätigt und abgebildet zu sehen. Der Nationalsozialismus aber vermochte den Anblick seines Gorgonenhauptes nicht zu ertragen. Wehe dem, der ihn darstellen wollte, so wie er wirklich war!

Nationalsozialismus und Wahrhaftigkeit – Wahrhaftigkeit, in welcher Form auch immer – schlossen einander aus. Die Nazis bedurften der Lüge nicht nur in der Politik, sondern auch in dem, was sie für Literatur ausgaben (und was eben aus diesem Grunde nur Kolportage war). Deshalb vor allem hatte Goebbels die Unwissenden dazu verführt, jene Bücher zu verbrennen, aus denen sie die Wahrheit hätten erfahren können, wenn sie darauf gekommen wären, sie zu lesen.

Folgerichtig war der Nationalsozialismus gezwungen, nicht nur

die Werke der Lebenden, sondern auch die Werke der grossen Schriftsteller und Wissenschaftler vergangener Jahrhunderte zu unterdrücken – beziehungsweise ihre noch lebendigen Wahrheiten umzulügen durch falsche Interpretation. Für den Nationalsozialismus stellte ein Dichter wie Gotthold Ephraim Lessing, der vor nunmehr 200 Jahren das Gebot der Toleranz verkündete, eine Gefahr dar. Er musste 150 Jahre nach seinem Tode geächtet, sein Werk verächtlich gemacht werden. Und wie er, so die Klassiker der französischen Revolution (die Hitler in seinem Sudelwerk anspeit) und alle, welche die Vernunft, die Freiheit und die Würde des Menschen in ihren Werken und durch ihre Werke proklamierten: die Weltliteratur, um es summarisch zu sagen.

Es war vergeblich, was sie planten, so selbstsicher und höhnisch sie es auch unternahmen, die Wahrheiten, die in der grossen Literatur enthalten sind, als undeutsch zu verschreien. Niemals ist etwas dadurch undeutsch, dass es wahr ist, dass es der Freiheit und dem Fortschritt der Menschen zu dienen versucht hat. Es war ein kurz-

atmiges Vorhaben, kurzatmig wie das ganze Unternehmen des Nationalsozialismus. Armseliges Unterfangen, die historische Bedeutung eines Ludwig Feuerbach dadurch vergessen machen zu wollen, dass man unausgegorenen Pöbel, der keine Zeile seiner Schriften gelesen, geschweige denn begriffen hatte, anstiftete, seinen Grabstein zu verwüsten. Unsinniges Beginnen, die Lehre von den wirklichen Verhältnissen der Menschen, die Marx und Engels formuliert haben, aus der Welt schaffen zu wollen mit dem Verbot ihrer und ihrer grossen Nachfahren Schriften. Kindlicher Versuch, einen der grössten Deutschen, Gotthold Ephraim Lessing, um seine historische Bedeutung bringen zu wollen, indem man einen Bartels, diesen Literaturprofessor von Gnaden der Literaturverächter, auf ihn losliess. Lächerlicher Anspruch zu vermeinen, dass die Deutschen, die Heines Lieder lieben, sie vergessen könnten, weil einige Narren sie als undeutsch auf einen närrischen Index setzten. Und was für ein Delirium rasender Gewalttäter, mit einem Schläge beinahe die ganze zeitgenössische Weltliteratur vergessen machen zu wollen: von Selma Lagerlöf bis Gorki, von Barbusse bis Romain Rolland, von Dreiser bis Hemingway, von Andersen-Nexö bis H.G. Wells, von Priestley bis Thomas Mann, von Heinrich Mann bis Robert Musil, von ... bis ...; es gibt ja kaum einen Namen eines bedeutenden zeitgenössischen Autoren, dessen Person und dessen Werk nicht ganz oder teilweise unter den Index der Barbaren fielen.

Die deutschen Dichter und Denker, die der Stolz ihrer Nation hätten sein sollen, verliessen angewidert das Land, das halbalphabetische Rohlinge unter ihre Knute gebracht hatten; die im Lande blieben, gingen in die Katakomben und verstummten.

(Ursprünglich April 1934 in englischer Sprache als Denkschrift veröffentlicht, später überarbeitet und ergänzt. Vorliegende Fassung nach: Alfred Kantorowicz, Im 2. Drittel unseres Jahrhunderts. Köln 1967, S. 33-40.)

FRIEDRICH SCHLOTTERBECK

BEGEGNUNG IN DER EISENBAHN

Jetzt stiegen zwei Herren in mein Abteil. Ein älterer und ein jüngerer. «Heil Hitler!» Ich brummte etwas. Das hatte noch gefehlt. Der Junge trug das SA-Abzeichen, der Alte das der Partei. Ich holte meine Mappe hervor und begann zu essen. Die Bissen drückten im Hals. Der SA-Mann faltete seine Zeitung auseinander. Seinem Gesicht nach zu schliessen, war er ganz bei der Sache. Der alte Herr sah zum Fenster hinaus und zündete sich umständlich eine Zigarre an. «Das ist wieder ganz gross!» rief der Junge und schlug sich auf den Schenkel. Der alte Herr hob den Kopf und fragte: «Wie bitte?» – «Ich meine die neue Goebbels-Rede. Haben Sie die schon gelesen? Das ist einfach grossartig!» Der SA-Mann hörte auf zu lesen. «Soo? Nein, ich habe sie noch nicht gelesen.» – «Müssen Sie unbedingt! Sie können meine Zeitung haben.» – «Sehr aufmerksam», sagte der alte Herr, aber es schien, als ob er sich nicht viel daraus mache. – «Überhaupt, der Goebbels! Man nennt ihn nicht umsonst den deutschen Cicero. Grossartig, wie er das immer so sagt. Es ist mir stets ein Genuss, ihn am Radio zu hören.» – «Ja-ja», sagte der alte Herr, «er ist wirklich ein Meister des Wortes.» – «Er ist sicher der grösste Redner, den wir haben, abgesehen vom Führer natürlich. Aber der ist ja ganz unvergleichlich!» – «Gewiss, aber der Führer steht auch viel mehr über den Dingen, während Goebbels nur sein Interpret ist.» Der SA-Mann sagte verklärt: «Wenn man bedenkt, wie sehr sich das deutsche Volk in wenigen Wochen verwandelte. Fast unglaublich, wie es sich zusammengefunden hat. Goebbels hat schon recht: ein Volk steht auf! Aber es war ja auch höchste Zeit. Erst jetzt erkennt man so richtig, an welchem Abgrund wir uns befanden.» – «Sie sind auch noch nicht lange in der SA, wenn es erlaubt ist, zu fragen?» sagte behutsam der Alte. – «Leider erst seit Januar.» Danach trat eine Pause ein. Dann sagte der SA-Mann, nur noch den Schluss seiner Gedanken aussprechend: «... jetzt darf keiner mehr beiseitestehen.» – Sein Blick streifte mich. Der alte Herr sah auf sein Abzeichen, als wollte er sich vergewissern, ob es noch da sei. – «Und die paar Unbelehrbaren? Nun, mit denen wird der Göring schon fertig werden. Er hat ja jetzt die Geheime Staatspolizei geschaffen.» – «Nur darf

man die Gewalt auch nicht überschätzen», sagte der Alte. «Aber hier ist sie eben angebracht. Sehen Sie, gerade unter den Arbeitern gibt es ganz unbelehrbare Starrköpfe. Ich habe selbst mit einigen zu tun gehabt. Es ist geradezu entsetzlich, wie weit in Arbeiterkreisen die Verhetzung und Entfremdung vom deutschen Volke schon fortgeschritten war.» – «Wenn ich nicht irre, kommen solche Leute jetzt in Lager?» sagte der alte Herr. – «Ja, Konzentrationslager. Dort werden sie umgeschult.» – «Worin besteht eigentlich die Umschulung? Wissen Sie da vielleicht etwas Genaueres?» – «Das ist schwer zu sagen. Vor allem werden die Leute mal wieder an regelmässiges Arbeiten gewöhnt. Dann natürlich Ordnung, Sauberkeit und vor allem militärische Disziplin.» – «Ich fragte nur, weil man in letzter Zeit mal hin und wieder etwas hört...» – «Ach so, naja, dass die Leute nicht mit Glacéhandschuhen angefasst werden, versteht sich von selbst. Aber was da sonst behauptet wird – Greuelmärchen! Ausländische und jüdische Greuelmärchen!» – «Soso», sagte der alte Herr. Er schien nicht ganz befriedigt zu sein. «Und dann müssen Sie bedenken, was die alten SA- und SS-Männer in der Kampfzeit alles erdulden mussten! Dass da mal einem der Gaul durchgeht, ist nur begreiflich. Wie das eben so ist.» – «Ich verstehe! Nur können uns solche Sachen gerade im Ausland sehr schaden. Auf diesem Gebiet bedarf es doch immerhin der grössten Behutsamkeit.» – «Hören Sie», sagte der SA-Mann, «ich habe auch hier volles Vertrauen zum Führer. Er wird es schon schaffen. Und wir Deutsche müssen es uns endlich abgewöhnen, jeden Tag ein paarmal zu fragen: Was wird das Ausland sagen? Sonst werden wir ewig ...» – «Gewiss, selbstverständlich!» unterbrach ihn der alte Herr, der jetzt rot geworden war, «ich meinte ja auch nur...» Der Zug polterte über Weichen und verlangsamte die Geschwindigkeit, Ich machte eine Bewegung nach dem Fenster. «Ist das schon X.?» fragte der Alte. «Natürlich!» antwortete er sich selbst. Der SA-Mann zerrte seine Mappe aus dem Gepäcknetz: «Dann bin ich ja schon da!» Er hob den Arm: «Heil Hitler!» Der alte Herr antwortete rasch: «Heil Hitler!» – Ich schwieg.

(Friedrich Schlotterbeck, Je dunkler die Nacht, desto heller die Sterne. Erinnerungen eines deutschen Arbeiters 1933 – 1945. Berlin 1948, S. 13/14.)

DAS VERBOT DER SPD VOM 22. JUNI 1933

(Aus der amtlichen Begründung)

Die Vorgänge der letzten Zeit haben den unumstösslichen Beweis dafür geliefert, dass die deutsche Sozialdemokratie vor hoch- und

landesverräterischen Unternehmungen gegen Deutschland und seine rechtmässige Regierung nicht zurückschreckt. Führende Persönlichkeiten der SPD, wie Wels, Breitscheid, Stampfer, Vogel, befinden sich seit Wochen in Prag, um von dort aus den Kampf gegen die nationale Regierung in Deutschland zu führen.[...]

Dies alles zwingt zu dem Schluss, die Sozialdemokratische Partei Deutschlands als eine staats- und volksfeindliche Partei anzusehen, die keine andre Behandlung mehr beanspruchen kann, wie sie der Kommunistischen Partei gegenüber angewandt worden ist. Der Reichsminister des Innern hat daher die Landesregierungen ersucht, aufgrund der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 die notwendigen Massnahmen gegen die SPD zu treffen. Insbesondere sollen sämtliche Mitglieder der SPD, die heute noch den Volksvertretungen und Gemeindevertretungen angehören, von der weiteren Ausübung ihrer Mandate sofort ausgeschlossen werden. Den Ausgeschlossenen werden selbstverständlich die Diäten gesperrt. Der Sozialdemokratie kann auch nicht mehr die Möglichkeit gewährt werden, sich in irgendeiner Form propagandistisch zu betätigen. Versammlungen der Sozialdemokratischen Partei sowie ihrer Hilfs- und Ersatzorganisationen werden nicht mehr erlaubt werden. Ebenso dürfen sozialdemokratische Zeitungen und Zeitschriften nicht mehr herausgegeben werden. Das Vermögen der Sozialdemokratischen Partei und ihrer Hilfs- und Ersatzorganisationen wird, soweit es nicht bereits in Verbindung mit der Auflösung der freien Gewerkschaften sichergestellt worden ist, beschlagnahmt. Mit dem landesverräterischen Charakter der Sozialdemokratischen Partei ist die weitere Zugehörigkeit von Beamten, Angestellten und Arbeitern, die aus öffentlichen Mittel Gehalt, Lohn oder Ruhegeld beziehen, zu dieser Partei selbstverständlich unvereinbar.

(Reinhard Kühnl, Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten. Köln '1978, S. 198/199.)

AUS DEM STENOGRAMM DER VERHANDLUNG IM REICHSTAGSBRANDPROZESS AM 4. NOVEMBER 1933

DIMITROFF CONTRA GÖRING

DIMITROFF: Graf Helldorf hat hier ausgesagt, dass er am 27. Februar gegen 11 Uhr abends auf eigene Initiative einen Befehl herausgegeben hat, die kommunistischen und sozialdemokratischen

Führer und Funktionäre zu verhaften. Ich frage nun den Herrn Ministerpräsidenten: hat damals Graf Helldorf mit Herrn Göring über diese Massnahme gesprochen oder nicht?

GÖRING: Die Frage ist eigentlich schon beantwortet. Als Graf Helldorf von dem Brand hörte, war ihm wie jedem von uns klar, dass die Kommunistische Partei es gewesen sein musste. Er hat nun in seiner nächsten Umgebung schon die Anordnungen getroffen. Aber ich betone noch einmal: Ich habe ihn dann selbstverständlich in mein Zimmer geholt und ihm gesagt, dass ich ihn jetzt bitten müsse, seine SA ebenfalls zur Verfügung zu stellen, worauf er mir auch gesagt hat, das habe er zum Teil schon angeordnet. Ich habe damit eine Anordnung, die er getroffen hatte, die aber noch nicht gelaufen war, übernommen und mit der Staatsautorität noch einmal bekräftigt.

DIMITROFF: Ich möchte nur wissen, ob zwischen 11 und 12 Uhr eine persönliche Besprechung zwischen dem Grafen Helldorf und Ministerpräsident Göring gewesen ist.

GÖRING: Das haben Sie ja eben gehört: Jawohl, er war bei mir.

DIMITROFF: Die Reichstagsabgeordneten der Nationalsozialistischen Partei, Herr *Karwahne* und Herr *Frey*, haben hier ausgesagt, dass sie gegen 11 Uhr im Preussischen Innenministerium gewesen sind und dort mitgeteilt haben, dass sie beide und ein österreichischer Nationalsozialist Kroyer am Tage des Brandes Torgier mit van der Lubbe gesehen hätten. Haben diese Reichstagsabgeordneten damals mit Ministerpräsident Göring gesprochen?

GÖRING: Nein.

DIMITROFF: Wusste der Herr Ministerpräsident, dass Herr Karwahne und Herr Frey eine solche Mitteilung gemacht haben?

GÖRING: Ich habe am Tage nach dem Brand erfahren, dass sie diese Mitteilung gemacht haben.

DIMITROFF: Am Morgen oder noch in der Nacht?

GÖRING: Am Vormittag oder vielleicht auch am Nachmittag.

DIMITROFF: Also am Vor- oder am Nachmittag?

GÖRING: Wann mir diese Zeugenaussagen zuerst mitgeteilt wurden, kann festgestellt werden durch die Vernehmung des Ministerialrats Diehls.

DIMITROFF: Ich möchte festgestellt sehen, dass Karwahne auf meine Anfrage bestimmt erklärt hat, er hätte diese Mitteilung nach Mitternacht gleich nach dem Brand gemacht.

GÖRING: Die drei Leute haben im Ministerium ihre Aussagen Beamten gegenüber gemacht, nicht mir. Das kann ich ja gar nicht wissen. Das konnte des Nachts oder auch vormittags gewesen sein. Wann man mir dies mitgeteilt hat, erinnere ich mich nicht.

DIMITROFF: Am 28. Februar hat Ministerpräsident Göring ein Interview über die Reichstagsbrandstiftung gegeben, in dem es

hiess: der «holländische Kommunist» van der Lubbe hat bei der Verhaftung ausser seinem Pass auch ein Parteimitgliedsbuch bei sich getragen. Woher wusste damals der Herr Ministerpräsident Göring, dass van der Lubbe ein Parteimitgliedsbuch bei sich hatte?

GÖRING: Ich muss sagen, ich habe mich bisher um den Prozess hier nicht sehr gekümmert, d.h. ich habe die Berichte nicht alle durchgelesen. Ich habe nur manchmal gehört, dass Sie (*zu Dimitroff*) ein besonders schlauer Mann sind. Deshalb habe ich angenommen, dass die Frage, die Sie hier gestellt haben, für Sie schon längst geklärt ist, nämlich, dass ich mich mit der Untersuchung dieser Sache überhaupt nicht befasst habe. Ich laufe nicht selber herum und ziehe den Leuten die Sachen aus der Tasche. Falls Ihnen (*zu Dimitroff*) das noch nicht bekannt sein sollte, sage ich Ihnen: Die Polizei untersucht alle Schwerverbrecher und macht mir Mitteilung darüber, was sie gefunden hat.

DIMITROFF: Die drei Kriminalbeamten, die van der Lubbe verhaftet und als erste vernommen haben, haben übereinstimmend ausgesagt, dass kein Parteimitgliedsbuch bei Lubbe gefunden worden ist. Woher dann die Mitteilung über das Buch gekommen ist, möchte ich wissen.

GÖRING: Das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Diese Mitteilung ist mir amtlich vorgelegt worden. Wenn in dieser ersten Nacht auch Dinge mitgeteilt worden sind, die vielleicht nicht so rasch nachzuprüfen waren, wenn bei dem einen Beamten vielleicht auf Grund einer Erklärung davon die Rede war, Lubbe habe ein Parteibuch bei sich gehabt, und man konnte das nicht nachprüfen, hat es also vielleicht als Tatsache genommen, so wurde mir das selbstverständlich mitgeteilt. Ich habe diese Mitteilung der Presse schon am nächsten Vormittag gegeben, da war die abschliessende Vernehmung noch nicht fertig. An sich ist das ja auch belanglos, weil hier in dem Prozess festgestellt zu sein scheint, dass van der Lubbe kein Parteibuch hatte.

DIMITROFF: Der Zeuge ist Ministerpräsident, Innenminister und Reichspräsident und der Minister trägt die Verantwortung für seine Polizei?

GÖRING: Jawohl!

DIMITROFF: Ich frage: Was hat der Herr Innenminister am 28. und 29. Februar oder an den nächstfolgenden Tagen getan, damit durch die polizeiliche Untersuchung der Weg von van der Lubbe von Berlin nach Hennigsdorf, sein Aufenthalt im Asyl in Hennigsdorf, seine Bekanntschaft mit zwei anderen Leuten dort festgestellt und so die wahren Komplizen ausfindig gemacht werden? Was hat Ihre Polizei getan?

GÖRING: Ich habe mich selbstverständlich als Minister nicht wie ein Detektiv auf die Spuren begeben, sondern ich habe meine Polizei.

DIMITROFF: Nachdem Sie als Ministerpräsident und Innenminister die Erklärung abgeben hatten, dass Kommunisten die Brandstifter seien, dass die Kommunistische Partei Deutschlands mit Hilfe von van der Lubbe, als ausländischem Kommunisten, das gemacht habe, musste da nicht diese Ihre Einstellung für die polizeiliche Untersuchung und weiterhin für die richterliche Untersuchung die bestimmte Richtung festlegen und die Möglichkeit ausschalten, *andere Wege zu suchen* und die richtigen Reichstagsbrandstifter ausfindig zu machen?

GÖRING: Gesetzlich ist für die Kriminalpolizei von vornherein die Anweisung festgelegt, dass sie bei allen Verbrechen ihre Untersuchungen in jeder Richtung vorzutreiben hat, gleichgültig, wohin sie führen, überall, wo Spuren sichtbar werden. Ich selbst aber bin nicht Kriminalbeamter, sondern verantwortlicher Minister und für mich war es deshalb nicht so wichtig, den einzelnen kleinen Strolch festzustellen, sondern die Partei, die Weltanschauung, die dafür verantwortlich war. Die Kriminalpolizei wird *allen* Spuren nachgehen, beruhigen Sie sich. Ich hatte nur festzustellen: Ist das Verbrechen ausserhalb der politischen Sphäre begangen worden oder ist es ein politisches Verbrechen. Für mich war es ein politisches Verbrechen und ebenso war es meine Überzeugung, dass die Verbrecher in Ihrer (zu Dimitroff) Partei zu suchen sind. (*Schüttelt die Fäuste gegen Dimitroff und schreit*) Ihre Partei ist eine Partei von Verbrechern, die man vernichten muss! Und wenn die richterliche Untersuchung sich in dieser Richtung hat beeinflussen lassen, so hat sie nur in der richtigen Spur gesucht.

DIMITROFF: Ist dem Herrn Ministerpräsidenten bekannt, dass diese Partei, die «man vernichten muss», den sechsten Teil der Erde regiert, nämlich die Sowjetunion, dass diese Sowjetunion diplomatische, politische und wirtschaftliche Beziehungen mit Deutschland unterhält und dass ihre wirtschaftlichen Bestellungen Hunderttausenden von deutschen Arbeitern zugute kommen?

VORSITZENDER (zu Dimitroff)-. Ich verbiete Ihnen, hier kommunistische Propaganda zu betreiben!

DIMITROFF: Herr Göring betreibt hier nationalsozialistische Propaganda ¹. (*Wendet sich sodann zu Göring*) Diese bolschewistische Weltanschauung herrscht in der Sowjetunion, in dem grössten und besten Lande der Welt, und hat hier, in Deutschland, Millionen Anhänger in Person der besten Söhne des deutschen Volkes. Ist das bekannt. . .

GÖRING: (*brüllend*)-. Ich will Ihnen sagen, was im deutschen Volke bekannt ist. Bekannt ist dem deutschen Volke, dass Sie sich hier unverschämt benehmen, dass Sie hierhergelaufen sind, um den Reichstag anzustecken. Aber ich bin hier nicht dazu da, um mich

von Ihnen wie von einem Richter vernehmen und mir Vorwürfe machen zu lassen! Sie sind in meinen Augen ein Gauner, der direkt an den Galgen gehört.



Fotomontage von John Heartfield aus der AIZ, 16.11.1933

PRÄSIDENT: Dimitroff, ich habe Ihnen bereits gesagt, dass Sie hier keine kommunistische Propaganda zu treiben haben. Sie dürfen sich dann nicht wundern, wenn der Herr Zeuge derartig aufbraust! Ich untersage Ihnen diese Propaganda auf das strengste. Sie haben rein sachliche Fragen zu stellen.

DIMITROFF: Ich bin sehr zufrieden mit der Antwort des Herrn Ministerpräsidenten.

PRÄSIDENT: Ob Sie zufrieden sind, ist mir gleichgültig. Ich entziehe Ihnen jetzt das Wort.

DIMITROFF: Ich habe noch eine sachliche Frage zu stellen.

PRÄSIDENT (*noch schärfer*): Ich entziehe Ihnen jetzt das Wort.

GÖRING (*brüllt*): Hinaus mit Ihnen, Sie Schuft!

PRÄSIDENT (*zu den Polizisten*): Führt ihn hinaus!

DIMITROFF (*den die Polizeibeamten bereits gepackt hatten*): Sie

haben wohl Angst vor meinen Fragen, Herr Ministerpräsident?

GÖRING (*Dimitroff nachrufend*): Warten Sie nur, bis wir Sie ausserhalb der Rechtsmacht dieses Gerichtshofes haben werden! Sie Schuft, Sie!

(Reichstagsbrandprozess. Dokumente, Briefe und Aufzeichnungen von G. Dimitroff. Berlin 1946, S. 107 - 110).

RUDOLF OLDEN

REICHSTAGSBRANDPROZESS

Der revolutionäre Held der deutschen Konterrevolution ist ein Bulgare. Das klingt nicht angenehm für das deutsche Nationalgefühl; aber es ist so.

Georgi Dimitroff ist ein Mensch, der den Tod nicht fürchtet. Es wird oft von solchen Menschen gesprochen, aber wie selten sind sie!

Dieser alte Revolutionär kennt seinen faschistischen Feind, er weiss, dass er von ihm keine Gnade zu erwarten hat. Trotzdem, in der wochenlangen Verhandlung greift er ihn jeden Tag an. Er braucht seinen scharfen Verstand, er lässt keine Lüge durch, keine Inkonsequenz, keine Vertuschung, er nennt einen Meineid Meineid und eine Rechtsbeugung Rechtsbeugung. Er setzt sein Leben in jeder Minute aufs Spiel und rettet durch seinen Mut sein Leben und das seiner Genossen.

Die Arbeit von sieben Monaten ist an die Vorbereitung des

Prozesses gewandt worden. Das Ergebnis ist der Ausdruck des vollkommenen Ungenügens. Der Oberreichsanwalt stützt seine Anklage auf Zeugen, die Phantasten, Verbrecher, Spitzel, Psychopathen sind, endlich auf solche, die offenkundig mit allen Mitteln den nationalsozialistischen Zweck befördern wollen. Wäre Dimitroff nicht da, vielleicht hätte sich ein tragfähiges Gebäude des Trugs auf so schwanken Balken errichten lassen. Aber Dimitroff ist ein Dialektiker und Debatter, im Lauf der Verhandlung wird er ein Kenner der deutschen Prozessordnung. So sehr der Präsident sich bemüht, ihn zu hindern und zu stören, er entlarvt die Lügen, stellt die Meineidigen bloss, zerreisst das Gewebe der Fälschung. Der Zusammenstoß zwischen Geist und Gewalt ist ein Triumph des Geistes.

Das Recht war, bis zur Machtergreifung Hitlers, dem Begriff nach ein Absolutes, souverän über jedem Interesse thronend.

Der siegreiche Nationalsozialismus hat verkündet: «Recht ist, was dem deutschen Volke nützt.»

In den Tagen der Verhandlung vor dem Reichsgericht leisten die deutschen Richter einen Eid, der also lautet: «Wir schwören beim ewigen Herrgott, wir schwören bei dem Geiste unserer Toten, wir schwören bei all Denen, die das Opfer einer volksfremden Justiz einmal geworden sind, wir schwören bei der Seele des deutschen Volkes, dass wir unserem Führer auf seinem Wege als deutsche Juristen folgen wollen bis zum Ende unserer Tage.»

Noch während des Prozesses konstatiert Göring resigniert: «Es hat sich gezeigt, dass man sich nicht an abstrakte Paragraphen halten kann, wenn man über ein gemeines politisches Verbrechen urteilen soll. Man kommt dann in eine unmögliche Lage.»

Was Anderen die Rechtsordnung, die Gesetzlichkeit, die Grundlage der Zivilisation schlechthin ist, Das bedeutet für den Nationalsozialisten: ein paar «abstrakte Paragraphen».

Die deutsche Justiz erleidet, nicht schuldlos, die tiefste Schmach, die Richtern getan werden kann.

Das Reichsgericht muss es dulden, dass ein Terrorist, der Feme-mörder Heines, jetzt Polizeipräsident von Breslau, ihm offen droht: die SA sei nicht zufrieden mit dieser Methode, zu justifizieren. Das muss der Senat einstecken. Der Präsident wagt es nicht einmal den Zeugen zu rügen.

Der Höhepunkt der Verhandlung ist die Vernehmung Görings.

Der Reichsminister, der seither auch preussischer Ministerpräsident geworden ist, der Chef der allmächtigen Geheimen Staatspolizei, der Hauptträger des Terrors, unter dem Deutschland stöhnt, der intimste Helfer des Führers, erscheint als Zeuge. Ob Goebbels, der Boshafte, das so arrangiert hat? Göring wird in der Welt als der Brandstifter bezeichnet. Er soll einen Reinigungseid schwören.

Es ist die grosse Stunde für Dimitroff: er steht dem Mann gegenüber, der ihn töten will, der ihn töten kann, der ihn wahrscheinlich töten wird.

Alles hält der Held dem Terroristen vor: die Versäumnisse der Polizei bei der Verfolgung der wahren Täter, die Beeinflussung der Untersuchung durch die Minister, die falschen Mitteilungen der offiziellen Bureaus, die ganze Unvereinbarkeit der Anklage mit den Tatsachen.

Bald ist es so weit, dass Göring rot vor Zorn schreit: «Sie sind in meinen Augen ein Gauner, der direkt an den Galgen gehört.»

Der Präsident, hilflos, entschuldigt sich bei Dimitroff: «Sie dürfen sich nicht wundern, wenn der Zeuge aufbraust...»

Dimitroff provoziert Göring: «Ich bin sehr zufrieden mit den Antworten des Herrn Ministerpräsidenten.»

Göring schreit: «Warten Sie nur, bis Sie hier heraus sind!»

Der Präsident verliert endgültig die Herrschaft über die Verhandlung. Er weist, damit nicht ein Chaos entsteht, Dimitroff aus dem Saal. Während die Polizisten den Bulgaren anpacken, fährt Der in der Vernehmung Görings fort: «Sie fürchten sich wohl vor meinen Fragen, Herr Ministerpräsident?» Göring brüllt: «Hinaus mit Ihnen, Sie Gauner!»

Das Reichsgericht hat in fünfzehn Jahren der Untreue alles getan, um die Republik, die ihm die höchsten Ehren erwies, zu verderben. Die Schande, die ihm die Diktatur antut, ist die Rache dafür.

Es muss eine peinvolle Szene gewesen sein, als die fünf Männer mit den roten Talaren sich in die Stille des Beratungszimmers zurückzogen. Wie sehen sie einander in die Augen? Wagen sie unter sich die Wahrheit anzudeuten?

Bewiesen? Nein, bewiesen ist da nichts. Es ist nicht einmal der Versuch der Klärung gemacht worden. Allzu deutlich weisen die Spuren in eine Richtung, vor der unübersehbar ein Warnungsschild aufgerichtet ist: «Gefahr!» Wer könnte wagen, den verbotenen Weg zu gehen!

Was die Diktatur gewollt hatte, war überschlaue gewesen. Da ein Schauspiel gegeben werden sollte vor aller Öffentlichkeit, so wusste jetzt die Öffentlichkeit in England, in Amerika, rund um die Erde, dass die Männer auf der Anklagebank unschuldig waren. Das rettete die Richter.

Der Senat schloss ein Kompromiss. Er urteilte: Der Bolschewismus ist schuld. Aber gerade den Bolschewisten, die man gefasst hat, ist die Schuld nicht nachzuweisen.

Die Welt hörte nur den Freispruch.

Wovon Hitler geträumt hat, was er der Welt versprochen hat: dass die internationale bolschewistische Verschwörung vor dem Reichsgericht enthüllt werden wird, ist kläglich misslungen. Das



Der Angeklagte van der Lubbe im Verhandlungssaal

Weltkomplott, von dem der Reichstagsbrand nur ein Akt sein sollte, war die Rechtfertigung und moralische Grundlage seiner Herrschaft. Sie ist misslungen, in Scherben geschlagen. Aber die Herrschaft, die auf so schwankender Basis errichtet war, besteht weiter. Herrschaftsverhältnisse sind selten abhängig von

moralischen Grundlagen.

Der kleine Holländer ist «geständig». Er wird zum Tod verurteilt. Weil das Todesurteil einem überall anerkannten Rechtsgrundsatz widerspricht, – die Todesstrafe für Brandstiftung wurde erst nach dem Reichstagsbrand festgesetzt, – bittet die holländische Regierung um seine Begnadigung.

Aber wie könnten seine Mitschuldigen ihn leben lassen! Auch aus dem festesten Kerker kann einmal eine Stimme laut werden.

Van der Lübbes Kopf fällt. Auf dem Schafott soll er nach den Komplizen geschrien haben, die ihn preisgaben.

(Rudolf Olden, Hitler. Amsterdam 1935, S.288-292.)

LEO TROTZKI

PORTRÄT DES NATIONALSOZIALISMUS

Prinkipo, 10. Juni 1933

Naive Leute glauben, die Königswürde stecke im König selbst, in seinem Hermelinmantel und in der Krone, in seinem Fleisch und Bein. Aber die Königswürde ist ein Verhältnis zwischen Menschen. Der König ist nur darum König, weil sich in seiner Person die Interessen und Vorurteile von Millionen Menschen widerspiegeln. Wenn dieses Verhältnis vom Strom der Ereignisse weggespült wird, erweist sich der König bloss als ein verbrauchter Herr mit herabhängender Unterlippe. Davon dürfte, aus frischen Erlebnissen, jener erzählen können, der sich einst Alfons XIII. nannte.

Der Unterschied zwischen dem Führer von Gottes und dem von Volkes Gnaden ist der, dass dieser darauf angewiesen ist, sich selbst den Weg zu bahnen oder wenigstens den Umständen zu helfen, ihn zu entdecken. Aber jeder Führer ist immer ein Verhältnis zwischen Menschen, ein individuelles Angebot auf eine kollektive Nachfrage. Die Erörterungen über die Persönlichkeit Hitlers sind um so hitziger, je mehr man das Geheimnis seines Erfolges in ihm selbst sucht. Doch ist es schwer, eine andere politische Gestalt zu finden, die in einem solchen Masse Knoten unpersönlicher geschichtlicher Kräfte wäre. Nicht jeder erbitterte Kleinbürger könnte ein Hitler werden, aber ein Stückchen Hitler steckt in jedem von ihnen.

Das rasche Wachstum des deutschen Kapitalismus vor dem Kriege bedeutet bei weitem nicht die einfache Aufreibung der Mittelklassen; während er einzelne Schichten des Kleinbürgertums zu-

grunderichtete, schuf er wieder neue: Handwerker und Krämer um die grossen Betriebe herum, Techniker und Angestellte in den Betrieben. Aber während sie sich zahlenmässig hielten – das alte und das neue Kleinbürgertum umfasst nicht viel weniger als die Hälfte des deutschen Volkes –, büssten die Mittelklassen den letzten Schatten von Selbständigkeit ein; sie lebten am Rande der Schwerindustrie und des Bankensystems, sie assen den Brosamen vom Tisch der Kartelle, sie lebten von den geistigen Almosen ihrer alten Theoretiker und Politiker.

Die Kriegsniederlage verbaute dem deutschen Imperialismus den Weg. Die äussere Dynamik verwandelte sich in die innere, der Krieg ging in die Revolution über. Die Sozialdemokratie, die den Hohenzollern geholfen hatte., den Krieg bis zum tragischen Ende zu führen, verbot dem Proletariat, nun seinerseits die Revolution bis zum Ende zu führen. Vierzehn Jahre vergingen unter beständigen Entschuldigungen der Weimarer Demokratie für ihr eigenes Dasein. Die Kommunistische Partei rief die Arbeiter zu einer neuen Revolution, erwies sich aber als unfähig, sie zu führen. Die deutschen Arbeiter gingen durch die Siege und Zusammenbrüche des Krieges, der Revolution, des Parlamentarismus und des Pseudobolschewismus. Während die alten bürgerlichen Parteien sich restlos verausgabten, war zugleich die Bewegungskraft der Arbeiter gebrochen.

Das Nachkriegschaos traf die Handwerker, Krämer und Angestellten nicht weniger heftig als die Arbeiter. Die Landwirtschaftskrise richtete die Bauern zugrunde. Der Verfall der Mittelschichten konnte nicht ihre Proletarisierung bedeuten, da ja im Proletariat selbst ein riesiges Heer chronisch Arbeitsloser entstand. Die Pauperisierung der Mittelschichten – mit Mühe durch Halstuch und Strümpfe aus Kunstseide verhüllt – frass allen offiziellen Glauben und vor allem die Lehren vom demokratischen Parlamentarismus.

Die Vielzahl der Parteien, das kalte Fieber der Wahlen, der fortwährende Wechsel der Ministerien komplizierten die soziale Krise durch das Kaleidoskop unfruchtbarer politischer Kombinationen. In der durch Krieg, Niederlage, Reparationen, Inflation, Ruhrbesetzung, Krise, Not und Erbitterung überhitzten Atmosphäre erhob sich das Kleinbürgertum gegen alle alten Parteien, die es betrogen hatten. Die schweren Frustrationen der Kleineigentümer, die aus dem Bankrott nicht herauskamen, ihrer studierten Söhne ohne Stellung und Klienten, ihrer Töchter ohne Aussteuer und Freier, verlangten nach Ordnung und nach einer eisernen Hand.

Die Fahne des Nationalsozialismus wurde erhoben von der unteren und mittleren Offiziersschicht des alten Heeres. Die ordengeschmückten Offiziere und Unteroffiziere konnten nicht darin einwilligen, dass ihr Heroismus und ihre Leiden nicht allein fürs Vaterland umsonst hingegeben sein, sondern auch ihnen selbst kei-

ne besonderen Rechte auf Dank gebracht haben sollten; daher stammt ihr Hass gegen die Revolution und das Proletariat. Sie waren unzufrieden damit, dass die Bankiers, Fabrikanten, Minister sie wieder in die bescheidenen Stellungen von Buchhaltern, Ingenieuren, Postbeamten und Volksschullehrern schickten – daher ihr «Sozialismus». An der Yser und vor Verdun hatten sie gelernt, sich und andere aufs Spiel zu setzen und im Kommandoton zu reden, was dem kleinen Mann im Hinterland mächtig imponierte. So wurden diese Leute Führer.

Zu Beginn seiner politischen Laufbahn zeichnete sich Hitler vielleicht nur durch grösseres Temperament, eine lautere Stimme und selbstsichere geistige Beschränktheit aus. Er brachte in die Bewegung keinerlei fertiges Programm mit – wenn man den Rachedurst des gekränkten Soldaten nicht zählt. Hitler begann mit Verwünschungen und Klagen über die Versailler Bedingungen, über das teure Leben, über das Fehlen des Respekts vor dem verdienten Unteroffizier, über das Treiben der Bankiers und Journalisten mosaischen Bekenntnisses. Heruntergekommene, Verarmte, Leute mit Schrammen und frischen blauen Flecken fanden sich genug. Jeder von ihnen wollte mit der Faust auf den Tisch hauen. Hitler verstand das besser als die anderen. Zwar wusste er nicht, wie der Not beizukommen sei. Aber seine Anklagen klangen bald wie Befehl, bald wie Gebet, gerichtet an das ungnädige Schicksal. Todgeweihte Klassen werden – ähnlich hoffnungslosen Kranken – nicht müde, ihre Klagen zu variieren und Tröstungen anzuhören. Alle Reden Hitlers sind auf diesen Ton gestimmt. Sentimentale Formlosigkeiten, Mangel an Disziplin des Denkens, Unwissenheit bei buntscheckiger Belesenheit – all diese Minus verwandelten sich in ein Plus. Sie gaben ihm die Möglichkeit, im Bettelsack «Nationalsozialismus» alle Formen der Unzufriedenheit zu vereinen und die Masse dorthin zu führen, wohin sie ihn stiess. Von den eigenen Improvisationen des Beginns blieb im Gedächtnis des Agitators nur das haften, was Billigung fand. Seine politischen Gedanken waren die Frucht der rhetorischen Akustik. So ging die Auswahl der Losungen vonstatten. So verdichtete sich das Programm. So bildete sich aus dem Rohstoff der «Führer».

Mussolini war sich von Anfang an der sozialen Materie bewusster als Hitler, dem der Polizeimystizismus eines Metternich näher ist als die politische Algebra Machiavellis. Mussolini ist geistig verwegener und zynischer. Als Beweis dürfte genügen, dass der römische Atheist sich der Religion lediglich bedient wie der Polizei oder der Justiz, während sein Berliner Kollege wirklich an die Unfehlbarkeit der römischen Kirche glaubt. In jener Zeit, als der heutige Diktator Italiens Marx noch für «unser aller unsterblichen Meister» hielt, verteidigte er nicht ohne Geschick die Theorie, die im Leben der

heutigen Gesellschaft vor allem das Gegeneinanderwirken zweier grundlegender Klassen sieht: der Bourgeoisie und des Proletariats. Allerdings, schrieb Mussolini im Jahre 1914, liegen zwischen ihnen sehr zahlreiche Mittelschichten, die sozusagen das «einigende Gewebe der menschlichen Kollektive» bilden, aber «in einer Krisenperiode werden die Mittelschichten ihren Interessen und Ideen gemäss angezogen von der einen oder der anderen der beiden Hauptklassen». Eine sehr wichtige Verallgemeinerung! Wie die wissenschaftliche Medizin ihre Adepten sowohl mit der Möglichkeit ausrüstet, einen Kranken zu heilen, als auch mit jener, auf kürzestem Wege einen Gesunden ins Grab zu legen, so hat die wissenschaftliche Analyse der Klassenbeziehungen – die von ihrem Urheber zur Mobilisierung des Proletariats gedacht war – Mussolini, als er ins gegenrische Lager schwenkte, die Möglichkeit gegeben, die Mittelklassen gegen das Proletariat zu mobilisieren. Hitler hat die gleiche Arbeit verrichtet, wobei er die Methodologie des italienischen Faschismus in die Sprache der deutschen Mystik übersetzte.

Die Scheiterhaufen, auf denen die verruchten Schriften des Marxismus brennen, werfen helles Licht auf die Klassennatur des Nationalsozialismus. Solange die Nazis als Partei handelten und nicht als Staatsmacht, fanden sie fast keinen Eingang in die Arbeiterklasse. Andererseits betrachtete sie die Grossbourgeoisie – auch jene, die Hitler mit Geld unterstützte – nicht als ihre Partei. Das nationale «Erwachen» stützte sich ganz und gar auf die Mittelklassen, den rückständigsten Teil der Nation, den schweren Ballast der Geschichte. Die politische Kunst bestand darin, das Kleinbürgertum durch Feindseligkeit gegen das Proletariat zusammenzuschweissen. Was wäre zu tun, damit alles besser werde? Vor allem die niederdrücken, die unten sind. Kraftlos vor den grossen Wirtschaftsmächten hofft das Kleinbürgertum, durch die Zertrümmerung der Arbeiterorganisationen seine gesellschaftliche Würde wiederherzustellen.

Die Nazis geben ihrem Umsturz den usurpierten Namen Revolution. In Wirklichkeit lässt der Faschismus in Deutschland wie auch in Italien die Gesellschaftsordnung unangetastet. Hitlers Umsturz hat, isoliert betrachtet, nicht einmal das Recht auf den Namen Konterrevolution. Aber man darf ihn nicht abgesondert sehen, er ist die Vollendung des Kreislaufs von Erschütterungen, der in Deutschland 1918 begann. Die Novemberrevolution, die die Macht den Arbeiter- und Soldatenräten übergab, war in ihrer Grundtendenz proletarisch. Doch die an der Spitze der Arbeiterschaft stehende Partei gab die Macht dem Bürgertum zurück. In diesem Sinne eröffnete die Sozialdemokratie die Ära der Konterrevolution, ehe es der Revolution gelang, ihr Werk zu vollenden. Solange die Bourgeoisie von der Sozialdemokratie und folglich von den Arbei-

tern abhängig war, enthielt das Regime aber immer noch Elemente des Kompromisses. Bald liess die internationale und die innere Lage des deutschen Kapitalismus keinen Raum mehr für Zugeständnisse. Rettete die Sozialdemokratie die Bourgeoisie vor der proletarischen Revolution, so hatte der Faschismus seinerseits die Bourgeoisie vor der Sozialdemokratie zu retten. Hitlers Umsturz ist nur das Schlussglied in der Kette der konterrevolutionären Verschiebungen.

Der Kleinbürger ist dem Entwicklungsgedanken feind, denn die Entwicklung geht beständig gegen ihn – der Fortschritt brachte ihm nichts als unbezahlbare Schulden. Der Nationalsozialismus lehnt nicht nur den Marxismus, sondern auch den Darwinismus ab. Die Nazis verfluchen den Materialismus, weil die Siege der Technik über die Natur den Sieg des grossen über das kleine Kapital bedeuten. Die Führer der Bewegung liquidieren den «Intellektualismus» nicht so sehr deshalb, weil sie selbst mit einem Intellekt zweiter und dritter Sorte versehen sind, sondern vor allem, weil ihre geschichtliche Rolle es ihnen nicht gestattet, irgendeinen Gedanken zu Ende zu führen. Der Kleinbürger braucht eine höchste Instanz, die über Natur und Geschichte steht, gefeiert gegen Konkurrenz, Inflation, Krise und Versteigerung. Der Evolution, dem «ökonomischen Denken», dem Rationalismus – dem zwanzigsten, neunzehnten und achtzehnten Jahrhundert – wird der nationale Idealismus als die Quelle des Heldischen entgegengestellt. Die Nation Hitlers ist ein mythologischer Schatten des Kleinbürgertums selbst, sein pathetischer Wahn vom tausendjährigen Reich auf Erden.

Um die Nation über die Geschichte zu erheben, gab man ihr als Stütze die Rasse. Den geschichtlichen Ablauf betrachtet man als Emanation der Rasse. Die Eigenschaften der Rasse werden ohne Bezug auf die veränderlichen gesellschaftlichen Bedingungen konstruiert. Das niedrige «ökonomische Denken» ablehnend, steigt der Nationalsozialismus ein Stockwerk tiefer, gegen den wirtschaftlichen Materialismus beruft er sich auf den zoologischen.

Die Rassentheorie – wie besonders geschaffen für einen anspruchsvollen Autodidakten, der nach einem Universalschlüssel für alle Geheimnisse des Lebens sucht – sieht im Licht der Ideengeschichte besonders kläglich aus. Die Religion des rein Germanischen musste Hitler aus zweiter Hand beim französischen Diplomaten und dilettierenden Schriftsteller Gobineau entlehnen. Die politische Methodologie fand Hitler fertig bei den Italienern vor. Mussolini hat sich ausgiebig der Marxschen Theorie des Klassenkampfes bedient. Der Marxismus selbst war die Frucht einer Verbindung deutscher Philosophie, französischer Geschichtsschreibung und englischer Ökonomie. In der Genealogie der Ideen – selbst der rückschrittlichsten und stumpfsinnigsten – findet sich vom Rassistismus keine Spur.

Die Armseligkeit der nationalsozialistischen Philosophie hat die Universitätsprofessoren selbstverständlich nicht gehindert, mit vollen Segeln in Hitlers Fahrwasser einzulenken – als sein Sieg ausser Frage stand. Die Jahre der Weimarer Ordnung waren für die Mehrheit des Professorenpöbels eine Zeit der Verwirrung und Unruhe. Die Historiker, Ökonomen, Juristen und Philosophen ergingen sich in Vermutungen darüber, welches der einander bekämpfenden Wahrheitskriterien das echte sei, das heisst, welches Lager sich zuletzt als Sieger erweisen werde. Die faschistische Diktatur beseitigt die Zweifel der Fauste und das Schwanken der Hamlets auf dem Universitätskatheder. Aus der Dämmerung der parlamentarischen Relativität tritt die Wissenschaft wiederum in das Reich des Absoluten ein. Einstein musste Deutschland verlassen.

Auf der Ebene der Politik ist der Rassismus eine aufgeblasene und prahlerische Abart des Chauvinismus, gepaart mit Schädellehre. Wie herabgekommener Adel Trost findet in der alten Abkunft seines Bluts, so besüßt sich das Kleinbürgertum am Märchen von den besonderen Vorzügen seiner Rasse. Es verdient Beachtung, dass die Führer des Nationalsozialismus nicht germanische Deutsche sind, sondern Zugewanderte: aus Österreich, wie Hitler selbst, aus den ehemaligen baltischen Provinzen des Zarenreichs, wie Rosenberg, aus den Kolonialländern, wie der augenblickliche Stellvertreter Hitlers in der Parteileitung, Hess, und der neue Minister Daré. Es bedurfte der Schule barbarischer nationaler Balgerei in den kulturellen Randgebieten, um den Führern die Gedanken einzuflössen, die später ein Echo im Herzen der barbarischsten Klassen Deutschlands fanden.

Die Persönlichkeit und die Klasse – der Liberalismus und der Marxismus – sind das Böse. Die Nation ist das Gute. Doch an der Schwelle des Eigentums verkehrt sich diese Philosophie ins Gegenteil. Nur im persönlichen Eigentum liegt das Heil. Der Gedanke des nationalen Eigentums ist eine Ausgeburt des Bolschewismus. Obwohl er die Nation vergottet, will der Kleinbürger ihr doch nichts schenken. Im Gegenteil erwartet er, dass die Nation ihm selbst Besitz beschert und diesen dann gegen Arbeiter und Gerichtsvollzieher in Schutz nimmt.

Vor dem Hintergrund des heutigen Wirtschaftslebens – international in den Verbindungen, unpersönlich in den Methoden – scheint das Rassenprinzip einem mittelalterlichen Ideenfriedhof entstiegen. Die Nazis machen im Voraus Zugeständnisse: Im Reich des Geistes wird Rassereinheit durch den Pass bescheinigt, im Reich der Wirtschaft aber muss sie sich durch Geschäftstüchtigkeit ausweisen. Unter heutigen Bedingungen heisst das: durch Konkurrenzfähigkeit. So kehrt der Rassismus durch die Hintertür zum ökonomischen Liberalismus – ohne politische Freiheiten – zurück.

Praktisch beschränkt sich der Nationalismus in der Wirtschaft auf – trotz aller Brutalität – ohnmächtige Ausbrüche von Antisemitismus. Vom heutigen Wirtschaftssystem sondern die Nazis das raffende oder Bankkapital als den bösen Geist ab; gerade in dieser Sphäre nimmt ja die jüdische Bourgeoisie einen bedeutenden Platz ein. Während er sich vor dem kapitalistischen System verbeugt, bekriegt der Kleinbürger den bösen Geist des Profits in Gestalt des polnischen Juden im langschössigen Kaftan, der oft keinen Groschen in der Tasche hat. Der Pogrom wird zum Beweis rassischer Überlegenheit.

Das Programm, mit dem der Nationalsozialismus an die Macht gelangte, erinnert nur zu sehr an die jüdischen Warenhäuser der finsternen Provinz. Was findet man dort nicht alles – zu niedrigem Preis und in noch niedrigerer Qualität: Die Erinnerung an die «glücklichen» Zeiten der freien Konkurrenz und die vage Überlieferung von der Stabilität der Ständegesellschaft, Träume von der Auferstehung des Kolonialreichs und den Wahn von einer geschlossenen Wirtschaft, Phrasen über eine Rückkehr vom römischen zum altdeutschen Recht und über die Befürwortung des amerikanischen Moratoriums, neidische Feindschaft gegen die Ungleichheit in Gestalt einer Villa und eines Autos und tierische Furcht vor der Gleichheit in Gestalt des Arbeiters mit Mütze und ohne Kragen, tobenden Nationalismus und Angst vor den Weltgläubigern – all dieser internationale Auswurf politischer Gedanken füllt die geistige Schatzkammer des neudeutschen Messianismus.

Der Faschismus entdeckte den Bodensatz der Gesellschaft für die Politik. Nicht nur in den Bauernhäusern, sondern auch in den Wolkenkratzern der Städte lebt neben dem zwanzigsten Jahrhundert heute noch das zehnte oder dreizehnte. Hunderte Millionen Menschen benutzen den elektrischen Strom, ohne aufzuhören, an die magische Kraft von Gesten und Beschwörungen zu glauben. Der römische Papst predigt durchs Radio vom Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein. Kinostars laufen zur Wahrsagerin. Flugzeugführer, die wunderbare, vom Genie des Menschen erschaffene Maschinen lenken, tragen unter dem Sweater Amulette. Was für unerschöpfliche Vorräte an Finsternis, Unwissenheit, Wildheit! Die Verzweiflung hat sie auf die Beine gebracht, der Faschismus wies ihnen die Richtung. All das, was bei ungehinderter Entwicklung der Gesellschaft vom nationalen Organismus als Kulturexkrement ausgeschieden werden müsste, kommt jetzt durch den Schlund hoch; die kapitalistische Zivilisation erbricht die unverdaute Barbarei. Das ist die Physiologie des Nationalsozialismus. Der deutsche wie der italienische Faschismus stiegen zur Macht über den Rücken des Kleinbürgertums, das sie zu einem Ramm-

bock gegen die Arbeiterklasse und die Einrichtung der Demokratie zusammenpressten. Aber der Faschismus, einmal an der Macht, ist alles andere als eine Regierung des Kleinbürgertums. Mussolini hat recht, die Mittelklassen sind nicht fähig zu selbständiger Politik. In Perioden grosser Krisen sind sie berufen, die Politik einer der beiden Hauptklassen bis zur Absurdität zu treiben. Dem Faschismus gelang es, sie in den Dienst des Kapitals zu stellen. Solche Losungen wie die Verstaatlichung der Trusts und die Abschaffung des «arbeits- und mühelosen Einkommens» waren nach Übernahme der Macht mit einem Mal über Bord geworfen. Der Partikularismus der deutschen Länder, der sich auf die Eigenarten des Kleinbürgertums stützte, hat dem polizeilichen Zentralismus Platz gemacht, den der moderne Kapitalismus braucht. Jeder Erfolg der nationalsozialistischen Innen- und Aussenpolitik wird unvermeidlich Erdrückung des kleinen Kapitals durch das grosse bedeuten.

Das Programm der kleinbürgerlichen Illusionen wird dabei nicht abgeschafft, es wird einfach von der Wirklichkeit abgetrennt und in Ritualhandlungen aufgelöst. Die Vereinigung aller Klassen läuft hinaus auf die Halbsymbolik der Arbeitsdienstpflicht und die Beschlagnahme des Arbeiterfeiertags «zugunsten des Volkes». Die Beibehaltung der gotischen Schrift im Gegensatz zur lateinischen ist eine symbolische Vergeltung für das Joch des Weltmarktes. Die Abhängigkeit von den internationalen – darunter auch jüdischen – Bankiers ist nicht um ein Jota gemildert, dafür ist es verboten, Tiere nach dem Talmudritual zu schlachten. Ist der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert, so sind die Strassen des Dritten Reiches mit Symbolen ausgelegt.

Indem er das Programm der kleinbürgerlichen Illusionen auf elende bürokratische Maskerade reduziert, erhebt sich der Nationalsozialismus über die Nation als reinste Verkörperung des Imperialismus. Die Hoffnung darauf, dass die Hitlerregierung heute oder morgen als Opfer ihres inneren Bankrotts fallen werde, ist völlig vergeblich. Das Programm war für die Nazis nötig, um an die Macht zu kommen, aber die Macht dient Hitler durchaus nicht dazu, das Programm zu erfüllen. Die gewaltsame Zusammenfassung aller Kräfte und Mittel des Volkes im Interesse des Imperialismus – die wahre geschichtliche Sendung des Faschismus – bedeutet die Vorbereitung des Krieges; diese Aufgabe duldet keinerlei Widerstand von innen und führt zur weiteren mechanischen Zusammenballung der Macht. Den Faschismus kann man weder reformieren noch zum Abtreten bewegen. Ihn kann man nur stürzen. Der politische Weg der Naziherrschaft führt zur Alternative Krieg oder Revolution. Der erste Jahrestag der Naziherrschaft steht bevor. Alle Tendenzen des Regimes haben sich inzwischen klar und deutlich entfalten können. Die «sozialistische» Revolution, die den klein-

bürgerlichen Massen die unentbehrliche Ergänzung der «nationalen» schien, wurde offiziell verdammt und liquidiert. Die Klassenverbrüderung gipfelt darin, dass — an einem eigens von der Regierung dafür bestimmten Tage — die Reichen zugunsten der Armen auf Vor- und Nachtmahl verzichten. Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit hat dazu geführt, dass man die halbe Hungerration noch einmal teilt. Alles übrige ist Produkt der manipulierten Statistik. Die «geplante» Autarkie erweist sich als ein neues Stadium wirtschaftlichen Zerfalls.

Je weniger das Polizeiregime der Nazis ökonomisch leistet, desto grössere Anstrengungen muss es auf aussenpolitischem Gebiet unternehmen. Dies entspricht völlig der inneren Dynamik des durch und durch aggressiven deutschen Kapitals. Das Umschwenken der Nazi-Führer auf Friedensdeklarationen kann nur Dummköpfe irreführen. Hitler hat kein anderes Mittel, die Schuld an inneren Schwierigkeiten auf äussere Feinde abzuwälzen und die Sprengkraft des Imperialismus unter dem Druck der Diktatur zu steigern.

Dieser Teil des Programms, der noch vor der Machtergreifung der Nazis offen angekündigt wurde, realisiert sich jetzt mit eiserner Logik vor den Augen der ganzen Welt. Die Zeit, die uns bis zur nächsten europäischen Katastrophe bleibt, ist befristet durch die deutsche Aufrüstung. Das ist keine Frage von Monaten, aber auch keine von Jahrzehnten. Wird Hitler nicht rechtzeitig durch innerdeutsche Kräfte aufgehalten, so wird Europa in wenigen Jahren neuerlich in Krieg gestürzt.

(Zuerst in: Die neue Weltbühne, Prag/Zürich, 2. Jg., Nr. 28, 13. Juli 1933, S. 856 – 862. Jetzt in: Leo Trotzki, Schriften über Deutschland. Band II, Frankfurt/M. 1971, S. 571-580.)

ILJA EHRENBURG

BETRACHTUNGEN AN DER DEUTSCHEN GRENZE

Auf einer Anhöhe ein ungeheurer, hässlicher Turm — ein Denkmal für Bismarck und das Deutsche Reich. Solche Denkmäler gibt es in Deutschland nicht wenige, eins gleicht dem andern, — es ist der unvergessliche Stil der Walküren. Selbstverständlich spreizt sich auf der Turmspitze ein wütender Adler. Selbstverständlich befindet sich unter dem Vogel die nie fehlende Prahlerrei: «Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt».

Rundherum Restaurationstische: bunte Tischdecken, kleine Vasen mit Stiefmütterchen und begeisterte Wallfahrer. Sie arbeiten wie am Fliessband: sie brüllen Hurra, verschlingen unter Schlagsahne begrabene Torten und schreiben Tausende Ansichtskarten. Klassischer Text: «Wir haben den Bismarckturm bestiegen. Kolossaler Eindruck. Schöne Aussicht. Herrliches Wetter. Heil Hitler. Einen Kuss für Tante Emma.»

Hierauf beginnen sie zu singen. Ihr Anführer schwenkt die rötliche, knochige Hand. Vorn hat er allerhand Haarwuchs, der Hinterkopf hingegen ist nackt ausrasiert. Es ist der Pedell des Flensburger Gymnasiums. Morgens trinkt er Kaffee und schreit seine verängstigte Frau an. Manchmal brüllt er, weil der Kaffee zu kalt ist. Er schreit auch, weil der Kaffee zu teuer ist. «Anständige Leute können sich das nicht mehr leisten! Wer hat sich gesund gemacht? Die Juden. Und die Marxisten.» Jeden Morgen schreit er, und sanft schaut seine Gattin drein. Später ohrfeigt er die unverschämten Pennäler. Dann schimpft er auf die Franzosen und auf die Frauen. Die Franzosen haben Strassburg gestohlen und setzen dort Nigger in die Welt. Die Frauen aber stinken in der Strassenbahn nach Puder, statt brave deutsche Kinder grosszuziehen. Abends löst der Pedell gemeinsam mit dem Tierarzt Weltprobleme. Sie geloben die «Verräter» auszurotten und nicht nur Schleswig, sondern ganz Jütland mit Deutschland zu vereinigen.

Heute ist Feiertag, und der Pedell befindet sich auf einem Ausflug. Er genießt die herrliche Aussicht vom Turm. «So wie es früher war, so wird es wieder sein!» Es muss bemerkt werden, dass dieser Turm sich nicht etwa in Deutschland befindet. Bis zur Grenze sind es gut vierzig Kilometer: er steht im dänischen Schleswig. Aber die deutschen Patrioten haben ihre eigenen Landkarten; auf diesen reicht Deutschland viel weiter als Deutschland. Es schliesst sowohl Lothringen wie ein gutes Stück Belgien und das halbe Polen und Riga und Jütland ein. Es ist ein erstaunliches Land. Wenn Herr Rosenberg nachts seine Egeria besucht, oder wenn der Flensburger Pedell ein paar «Schnäpse» über den Durst getrunken hat, kann es geschehen, dass sogar Kiew dazugehört, — fürchten doch Herr Rosenberg wie der Pedell Gott, sonst nichts in der Welt.

Im offiziellen Liederbuch finden sich Strophen für jede Gelegenheit. Beim Überschreiten der dänischen Grenze hat man zu gröhlen:

Schleswig-Holstein meerumschlungen
Deutscher Sitte hohe Wacht
Wahre treu, was du errungen,
Bis ein schönrer Morgen tagt!

Schweigend hören die Dänen diesen Beschwörungen zu. Die Väter haben ihnen von Dörfern erzählt, die von den Preussen nieder-

gebrannt wurden. Von was für einer Art Treue reden also diese Haudegen? Es wundern sich die stillen Dänen. Es wundern sich die schwarzbraunen dänischen Kühe. Tausende passieren so die Grenze: sie sind mobilisiert, sie eilen zur «freien nationalen Versammlung». Sie marschieren und singen. Verlegen wenden die Kühe die Köpfe weg, die Haudegen malen Hakenkreuze an die sauberen dänischen Zäune. Sie brüllen: «Heil!». Sie geben in Dänemark sogar eine eigene Zeitung heraus, und sie schreiben seelenruhig in dieser Zeitung: «Die dänischen Juden und die marxistischen Schweinezüchter werden bald zu spüren bekommen, was Grossdeutschland ist». Sodann besteigen sie den Bismarckturm und stimmen an:

Wer will mit zum Kampfe ziehn,
Wenn Hitler kommandiert?
Ja, da heisst es brav marschieren,
Der Hitler soll uns führen.
Und wenn die Handgranate kracht,
Das Herz im Leibe lacht.
Ja, da heisst es brav marschieren...

Ich erkenne meine alten Bekannten. In der «guten alten Zeit» sah ich sie in den Strassen der deutschen Städte: Studenten mit mensurzerhackten Gesichtern, bierrülpstend und schnatternd; kläffende Leutnants, die in den Kampf stürmten – sie wollten die ganze Welt erobern, sie hatten Heldenbrüste und glasige Augen, sie verführten minderjährige Dienstmädchen und schickten Ordonanzen in Arrest. Diese alten Weiber dort verrichteten vor den Bildern mit sämtlichen Kaisersöhnen und sogar vor den Öldrucken, die die Loreley oder eine Familie urarischer Dackel darstellten, Gebete. Vor den Denkmälern des «alten Kaisers» lagen Kornblumen, und in den Kneipen forderten Sprüche auf: «Iss dein Brot, mit uns ist Gott!»

Dann kamen schwere Jahre. Statt mit dem Ehrenkodex machten die Studenten mit dem Dollarkurs Bekanntschaft. Die Leutnants zogen kurze Röcke an. Sie mussten mit sozialdemokratischen Pensionen und allzu mageren Frauen vorliebnehmen. Niemand legte Kornblumen vor den Denkmälern nieder, und wenn Gott auch weiterhin in den Kneipen weilte, so haperte es doch manches liebe Mal mit dem Brot.

Jetzt sind sie alle hier: Couleurstudenten, Offiziere, in den Inflationsjahren verarmte Beamte, nach Schutzzöllen schreiende Bauern, Polizisten, Dackel und Kaisersöhne. Sie wittern Morgenluft, und sie wollen von Neuem die Welt erobern. Ausserdem wollen sie leben. Sie schreien von «deutscher Freiheit» und meinen deutsche Mark. Das alte Mütterchen dort hat mit ein paar Tausendern, einem neuen Federbett oder Teppich, einem Kaffeekännchen, einem Jäckchen genug – das alte Mütterchen machts nicht mehr lang.

Die Jungen aber haben grössere Wünsche: man will klaffen, will eine Pulle «Sekt» leeren, will ein recht schickes Mädchel haben. Wenn Deutschland auch «frei» ist, ihr Leben blieb arm und öde. Nicht alle Tage werden auf den Plätzen Bücher verbrannt. Nicht alle Tage kann man Türme besteigen. Ladentisch, Büropult, Faktura. Im Traum schmetterten Trompeten, dröhnen Trommeln – die braune Armee marschiert in den Kampf.

Deutschland marschiert



Zeichnung von Gregor Rabinovitch

Wer ist der populärste Mann im Staat
Das ist der Soldat, der Soldat, der Soldat! ...
Soldaten, Soldaten, Soldaten müssen wir sein,
Sonst weinen die kleinen Mägdelein.
Stillgestanden! Richt Euch! Legt an!
So lieben uns die kleinen Mägdelein
Soldaten müssen wir sein, für die kleinen Mägdelein.»

In dem Liederbuch steht ein Ausspruch des Führers – Hitlers eigene Worte: «Trotziger Stolz und heiliger Glaube sind die Lieder eines wissenden Volkes».

In ihren Gesängen wechseln die Zurufe des Feldwebels mit Anforderungen zum Mord und Seufzern sentimentaler Gänschen ab:

Nach Berlin, da wollen wir marschieren!
Nach Berlin, da wollen wir hinein!
Der Jude soll unsre Kräfte spüren!
Am Wege wilde Rosen blühen, ja blühen,
Wenn die SA zieht nach Berlin.

Auch die Blumen blühen heute nicht bloss so zufällig, sondern in strenger Übereinstimmung mit den Marschrouten der Stürme. Nach den Blümelein kommt selbstverständlich das hübsche Mägdelein:

Ein kleines Mädchel schaut heraus,
Ihr Antlitz ist voller Lieb und Sorgen.
So leb denn wohl, Hitlergardist,
Der du ein Freiheitskämpfer bist!

Buchhandlungen. Schaufenster mit vortrefflich edierten Büchern. Unverblasst ist der Glanz der Leipziger Druckereien. Der Inhalt dieser Prachtwerke verblüfft durch seine manische Einförmigkeit. Das sind entweder bössartige Persiflagen oder Schriften von Paranoikern, die versehentlich aus der Heilanstalt entlassen wurden. Ein dickleibiger Band: «Juden sehen dich an». Photos wirklicher oder angeblicher Juden: Erzbergers, des katholischen Bürgermeisters von Köln, Charlie Chaplins, irgendeines unbekanntes Fettwanstes. Namensregister und kurzer Hinweis: «Ungehenkt». Der betreffende Paranoiker wäre nicht abgeneigt, einen Chaplin zu hängen – der Chaplin hat kein arisches Blut!

Da ist ein vorzüglich ausgestattetes Album: Porträts von Führern der nationalsozialistischen Bewegung. Unter den Porträts Texte, die an ein Lehrbuch der Rassetierzucht erinnern: «Prachtexemplar der beleibten Unterabteilung der arischen Rasse», oder: «Reiner Typus des hageren Ariers».

«Rassenhygiene, Sterilisation und Nachkommenschaftsbeschränkung», «Der Schädel der nordischen Rasse», «Kurzer Abriss der Rassenkunde», «Adel und Rasse», «Rasse und Protestantismus», «Kunst und Rasse», «Arische Rasse und Judentum», «Rassengemeinschaften», «Stammbaum und Artbild der Deutschen»,

«Wer sind deine Ahnen?», «Rassenunreinheiten», «Sei ein reinblütiger Germane».

Diese Werke liegen aus in der deutschen Buchhandlung. Gegenüber, im dänischen Geschäft, finden die Bewohner Schlesiens, was sie interessiert: «Die Wartung der Stalkühe», «Rassevieh», «Die musterhafte Schweinehaltung». Hochmütig blickt der Inhaber des Hitlerschen Buchvertriebs zu dem Dänen hinüber. «Dieses winzige Völkchen ist unfähig, sich zur Höhe der Weltprobleme zu erheben! Womit beschäftigt es sich? Mit Schweinen!» Der Hitlermann ist stolz: dort, jenseits der Grenze, in seinem Deutschland – dem «neuen und befreiten» – sind die Menschen jetzt zum Range reinblütiger Zuchteber und hochrassiger Kühe erhoben worden.

Ihre Lieder sprechen nicht nur von wilden Rosen und kleinen Mädchen, sie sprechen auch von Blut. Er ist fürchterlich, dieser kleine Mann, den man an der Kette gehalten, ausgehungert, lange aufgehetzt, und dann losgelassen hat. Es ist der gewöhnliche Bürger mit «halbsteifem» Kragen, aber er kommt sich als Urgermane im Tierfell vor, als schöner Barbar, als Krieger, als Übermensch. Er besingt den «edlen Zorn», doch langt es bei ihm nur zu kleinem Sadaismus. Er hat seine Frau angebrüllt, die Kinder verdroschen – wie eng war das Leben! Zuweilen hat er sich, ängstlich um sich blickend, mit einer Prostituierten in ein Absteigequartier geschlichen. Dort hat er eine Minute lang seinem Übermenschen freien Lauf gelassen. Er war ein winziges Menschlein, und nun hat die Befreiungsstunde geschlagen: jetzt ist er «Held», «Eiche», «Löwe». Er säubert das Land von den Gottlosen, er schaut mit von Bier und Geilheit getriebenen Augen in die Welt.

Er singt finster:

Schlaf wohl, du Sturmführer Wessel,
Wir hatten dich alle so lieb,
Und kommt einst die Stunde der Rache,
Dann halten wir Gericht...

Aus der benachbarten Bierstube dringt eine andere Stimme:

Aber Rotfront, wir schwören dir Rache!
Es kommt einst die Stunde der Rache,
Dann bezahlst du's mit eigenem Blut!

Sie haben die Zeitform der Verben noch nicht geändert – sie haben Angst, die Regeln des Reimens zu verletzen. Aber die ersehnte Stunde hat schon geschlagen: sie dringen in die Arbeiterviertel ein, nehmen Hausdurchsuchungen vor, entkleiden, prügeln, führen in Konzentrationslager ab, misshandeln, verunglimpfen, zwingen halbtote Menschen, nach ihren Liedern zu marschieren:

Der Jude lauf' nach Kanaan,
Wenn er noch laufen kann.
Drauf und dran!

Allnächtlich legen an den Küsten Dänemarks Schiffsboote mit Flüchtlingen an. Allnächtlich schleichen sich Schatten an die Grenze. Es fliehen Arbeiter, Studenten, Ärzte, Kommunisten, Sozialisten, Juden, es flieht vieles, was nicht als beleibtes oder hageres Exemplar dieser neuen braunen Rasse anerkannt wurde. Eintönig wie der Seewind klingt ihre Erzählung: man schlägt, renkt Arme aus, lässt auf den Knien kriechen, oder über Barrieren springen.

Lauscht man diesen Erzählungen, könnte man meinen, dass nebenan Zentralafrika liegt. Man darf sich keinen Illusionen hingeben! Die Grausamkeit des Primitiven ist etwas Natürliches und in gewisser Weise Berechtigtes. Ich kann nicht nur die Kannibalen, sondern auch die Henker des Balkans verstehen. In Mazedonien prahlt niemand mit Musterschulen, kämpft niemand um Abnahme der Sterblichkeit, dort gibt es weder Berliner Kliniken noch Mutter-schutz, noch Zehntausende von Buchhandlungen; der mazedonische Mörder weiss: ein Menschenleben ist keinen Pfifferling wert, tötet er nicht, wird er selbst getötet, er ist grausam wie ein wildes Tier. Ihn kann man noch waschen, in Grammatik unterrichten, ins Theater führen, aus ihm kann man noch einen Menschen machen. Aber was soll man aus diesen hochzivilisierten Henkern machen, die Goethe und Wagner kennen, die, vom gerade fälligen Gemetzel heimgekehrt, nicht verfehlen werden, ein Bad zu nehmen? Einen Bericht werde ich nie vergessen. Er war kurz und schlicht. Es sprach eine Frau – die Frau eines kommunistischen Arbeiters:

«Meinen Mann holten sie abends. Die ganze Nacht schlugen sie ihn. Halbtot haben sie ihn geschlagen. Er schwamm im Blut. Als ich am Morgen hinkam, sagte mir Müller: ‚Bringen Sie frische Wäsche mit, denn seine ist jetzt schmutzig.‘»

Das war nicht etwa Ironie, nein. Deutschland ist ein zivilisiertes Land. Müller ist vertraut mit den Grundsätzen der Hygiene. Er weiss, man darf nicht in schmutziger Wäsche liegen. Er hat sorgfältig einen Menschen verstümmelt, nachdem er ihn aber verstümmelt hatte, dafür gesorgt, dass der Mensch seine Wäsche wechseln konnte. Dieser Müller ist viel furchtbarer als ein Wilder – er trägt einen halbsteifen Kragen, und er hat das humanistische Gymnasium beendet. Das ist nicht nur Müller – das ist eine ganze Klasse.

Am Holderstrauch, am Holderstrauch,
Wir sassen Hand in Hand.
Wir waren in der Maienzeit
Die Glücklichen im Land.

Der deutsche Kleinbürger ist stumpfsinnig und selbstzufrieden. In einem rührend naiven Grün leuchten ringsum die Weiden. Langsam rückt der nördliche Abend heran. Die Kühe sinken in Schlaf. Hitlers Jungen marschieren zur Grenze. Einem dänischen Schriftsteller folgen munter zwei Spitzel aus den Reihen der Anbeter

Grossdeutschlands. In Apenrade nähert sich dem jüdischen Apotheker ein deutscher Nachbar und knurrt böse: «Sie wissen, bald kommen die Unseren hierher. Sie müssen sich mit den Nazis solidarisch erklären, sonst wird es Ihnen schlecht ergehen. Ich rate es Ihnen in Ihrem eigensten Interesse.»

Ängstlich zieht der Jude den Kopf ein. Er sieht Helme, splittende Scheiben und Blut. Nachts schreit er im Traum «Heil Hitler!» Stumm und leer liegen die Strassen der kleinen Stadt. Über dem Bismarckturm hängt ein abnehmender, gleichsam angenagter Mond.

(Deutsch von Rudolf Selke.)

(Das Neue Tage-Buch, 2. Jg., Heft 1, 6. Januar 1934, S. 19-21.)

ERICH WEINERT

AN EINEN DEUTSCHEN ARBEITERJUNGEN

Paris 1933

Nicht weinen, mein Junge, es ist geschehn.
Du kannst deinen Vater nicht wiedersehn.
Sie haben ihn auf der Flucht erschossen.
Junge, einen unserer besten Genossen!

Auf der Flucht erschossen! Junge, du weisst!
Sie haben dir schon gesagt, was das heisst.
Zwei Kugeln von vorn, in die Stirn, in die Lunge.
Sie haben ihn hingerichtet, mein Junge!

Du siehst mich an so entsetzten Gesichts.
Sei tapfer, mein Kind, ich erspare dir nichts!
Sie haben ihn wie einen Hund geschunden;
Er hat den qualvollsten Tod gefunden.

Als sie ihn holten, da hast du geschrien.
Und als er dich streichelte, schlugen sie ihn.
Er konnte kein Wort des Abschieds mehr sagen;
Sie hatten ihm schon den Mund zerschlagen.

Sie schlugen auf ihn drei Tage lang,
Bis dass ihm die Haut auseinanderprang.
Zittre nicht, Junge! Du musst es erfahren!
Ich will dir das Schrecklichste nicht ersparen.

Sie setzten ihm das Gewehr auf die Brust.
Aus blutendem Mund hat er singen gemusst.
Ihre Mordbrennerlieder musste er singen,
Auf blutenden Füßen musste er springen.

Und sähst du heute sein totes Gesicht,
Du würdest schreien, du kennstest ihn nicht.
Geschunden, zertreten, zerrissen, zerschossen!
Junge, einen unserer besten Genossen!

Wir trauern nicht, Junge, das ist nicht gut.
Jetzt nichts mehr fühlen als brennende Wut!
Und diese Glut darf nie mehr erkalten,
Für den Tag, Junge, wo wir Abrechnung halten.

(Erich Weinert, Rufe in die Nacht, Gedichte aus der Fremde 1933 bis 1943. Berlin 1947, S. 38.)

HORST LOMMER

MASSENPYSCHOSE

Wir tragen alle ein Brett vor dem Kopf
über Nacht.

Wir kamen mit all unsrer Sehnsucht zu Topf
über Nacht.

Die deutsche Sehnsucht – jetzt ist sie gestillt:
Wir werden geschliffen und werden gedrillt.
Glück auf!

«Fanget an», schrie der Führer und schaufelte los
über Nacht.

Sein Werk ist grandios, unsre Stimmung famos
über Nacht.

Wer arbeitslos war, der fährt gut momentan,
für ihn schuf der Führer die Reichsautobahn.
Glück auf!

Die Reichspropagandaleitung
der NSDAP. teilt mit:

**Zu beachten bei der
Volksabstimmung
am 12. November!**

Jeder Wähler erhält am 12. November zwei Stimmzettel, einen für die Volksabstimmung über die Politik der Reichsregierung aus grünem Papier und einen für die Reichstagswahl mit der Liste der NSDAP. In beiden Fällen muß der Wähler den Stimmzettel mit einem Kreuz versehen.

Bei der Volksabstimmung wird mit „ja“ abgestimmt. Der Wähler hat in den Kreis unter dem vorgedruckten Worte „ja“ das Kreuz hineinzusetzen. Bei dem Stimmzettel für die NSDAP. hat er in den hinter dem Namen der Partei befindlichen Kreis ein Kreuz zu setzen.

Verantwortlich für den Inhalt: Hugo Fischer, München.
Druck: H. Wolf G. m. b. H., Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 19.

Die Reichstagswahlen vom 12. November 1933 wurden mit einer Volksabstimmung über die Frage der Billigung des Austritts Deutschlands aus dem Völkerbund verbunden. 92% der abgegebenen Stimmen entfielen auf die Einheitsliste der NSDAP.

Seht, wie sich die Menge beim Erntefest staut
über Nacht.

Die Bückebergpredigt des Führers wird laut
über Nacht.

Da prangt die Scholle in Brauchtum und Tracht
und friedlichem Kriegsspiel bis tief in die Nacht.
Glück auf!

Ob Bauer, ob Bürger, ganz gleich ist der Schritt
über Nacht.

Der Wehrstand, der Nährstand, der Lehrstand, zieht mit
über Nacht.

Die ganze Nation – sie bejaht diesen Staat,
ob Oberst, ob Nutte, ob Studienrat.
Glück auf!

Historiker fälschen Geschichte geschwind
über Nacht.

Zu Ehren des Gauleiters Widukind
über Nacht.

Sie lehrn, dass die Kunst in Germanien entstand
und Bismarck den Sozialismus erfand.
Glück auf!

Die Wissenschaft blühte noch niemals so toll
über Nacht.

Nie waren Theater und Kintopp so voll
über Nacht.

Theater ist alles, o kommet zu Häuf,
der Führer tritt selbst in der Krolloper auf.
Glück auf!

Der Schlotbaron ist diesem Staat sehr geneigt
über Nacht.

Denn erschossen wird jetzt der Prolet, wenn er streikt
über Nacht.

Die Herrn Offiziere stehn auch ihren Mann,
für sie fängt der Weltkrieg schon heut wieder an.
Glück auf!

Dass unser Volk froh sich zu Hitler bekennt
über Nacht,
mit neunundneunzigzweidrittel Prozent
über Nacht,
dass wieder in Deutschland Granaten gedeihn,
das danken wir unserem Führer allein.
Glück auf!

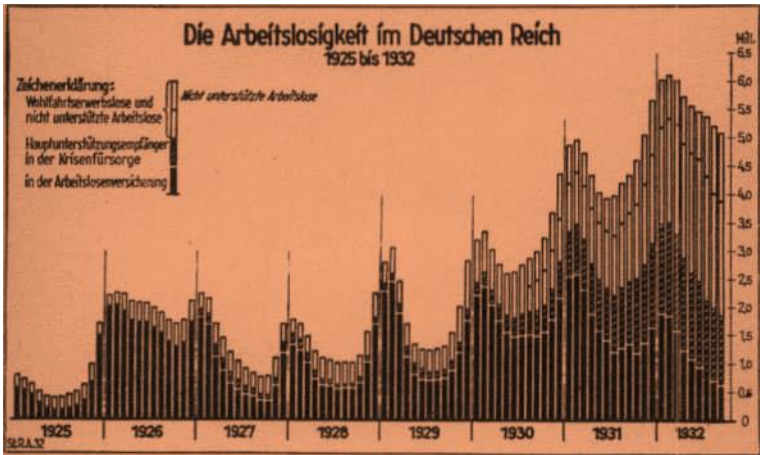
Wir sind nur Maschinen, er setzt uns in Schwung.
Glück auf!
Und während wir schlafen, ist er auf dem Sprung.
Glück auf!
Wir sind Automaten, er drückt auf den Knopf:
Wir tragen alle ein Brett vor dem Kopf.
Gute Nacht!

(Horst Lommer, Das Tausendjährige Reich. Berlin 1946, S. 17-19.)

CHRONIK

September 1919	Hitler tritt in München der «Deutschen Arbeiterpartei» bei, die sich 1920 in NSDAP umbenannt.
8./9. November 1923	Hitler-Putsch in München.
26. Februar - 1. April 1924	Prozess gegen Hitler und Ludendorff; Hitler wird zu 5 Jahren Festungshaft verurteilt.
4. Mai 1924	Bei den Reichstagswahlen erhält die «Deutsch-völkische Freiheitspartei» (NSDAP-Ersatz) 1,9 Mill. Stimmen (6,6%).
7. Dezember 1924	Bei erneuten Reichstagswahlen sinkt ihr Anteil auf 0,9 Mill.
20. Dezember 1924	Hitler wird aus der Haft entlassen.
26. April 1925	Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten.

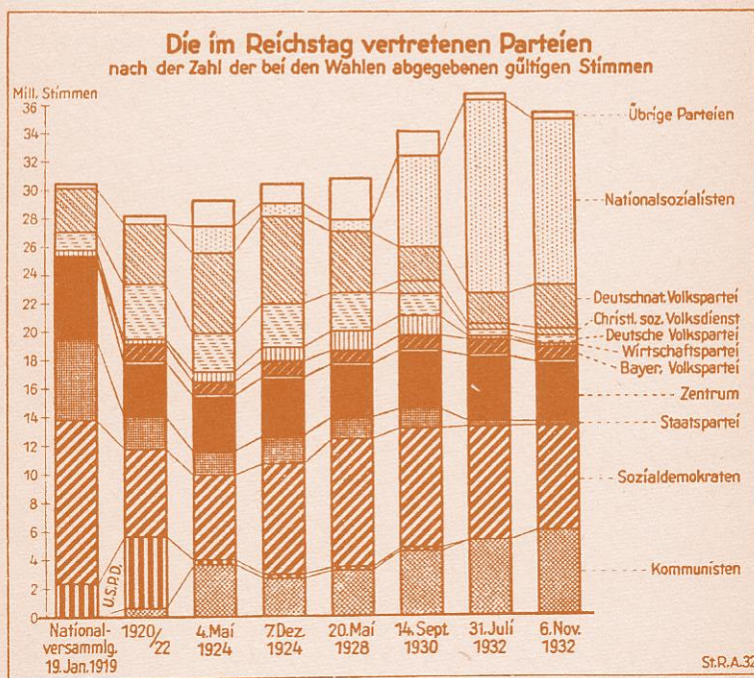
- 1. November 1926 Joseph Goebbels wird Leiter des NSDAP-Gaues Berlin-Brandenburg.
- 20. Mai 1928 Bei den Reichstagswahlen sinkt der Anteil der NSDAP-Wähler auf 0,8 Mill. (2,6%).
- Sommer 1929 Wachsende NSDAP-Stimmenzahl bei einzelnen Landtagswahlen.
- 25. Oktober 1929 «Schwarzer Freitag» an der New Yorker Börse. Beginn der Weltwirtschaftskrise.



Quelle: Deutsche Wirtschaftskunde. 2. Aufl. Berlin 1933, S.294.

- März 1930 Bruch der sozialdemokratisch geführten Grossen Koalition. Brüning (Zentrum) wird Reichskanzler.
- Juli 1930 Übergang zur Politik der Notverordnungen (Art. 48 der Weimarer Verfassung). Auflösung des Reichstags.
- 14. September 1930 Bei den Reichstagswahlen erhält die NSDAP 6,4 Mill. Stimmen (18,3%), Anstieg der Mandate von 12 auf 107.
- Juli 1931
- 11. Oktober 1931 Bankenkrach. Bildung der «Harzburger Front» aus NSDAP und Deutschnationaler Volkspartei (DNVP).
- Anfang 1932 Die Zahl der Arbeitslosen steigt auf 6 Millionen.
- 27. Januar 1932 Hitler spricht im Industrie-Club in Düsseldorf.
- 13. März 1932 1. Wahlgang der Reichspräsidentenwahl. Es erhalten: Hindenburg 18,7 Mill., Hitler 11,3 Mill., Thälmann 5,0 Mill. Stimmen.

10. April 1932 2. Wahlgang: Hindenburg 19,4 Mill. (53%), Hitler 13,4 Mill. (36,8%), Thälmann 3,7 Mill. (10,2%) Stimmen.
24. April 1932 Bei Landtagswahlen wird die NSDAP stärker als SPD und KPD zusammen.
1. Juni 1932 Papen wird Nachfolger Brünnings als Reichskanzler. Ebenso wie sein Vorgänger regiert er ohne parlamentarische Mehrheitsunterstützung mit Hilfe von Notverordnungen des Reichspräsidenten.
20. Juli 1932 Papen setzt die preußische Minderheitsregierung unter Otto Braun (SPD) per Notverordnung ab und wird Reichskommissar für Preußen. Belagerungszustand.
31. Juli 1932 Bei den Reichstagswahlen steigt der NSDAP-Stimmenanteil nochmals auf 13,7 Mill. (37,4%). Als stärkste Partei (230 Mandate) stellt sie mit Göring erstmals den Reichspräsidenten.



Quelle: Deutsche Wirtschaftskunde. 2. Aufl. Berlin 1933, S.397.

30. August 1932 Zusammentritt des neuen Reichstags, der am 12. September wieder aufgelöst wird.
6. November 1932 Erneute Reichstagswahl, bei der erstmals der NSDAP-Stimmenanteil wieder sinkt: Auf 11,7 Mill. (33,1%). Die KPD erzielt mit knapp 6 Mill. Stimmen (16,9%) ihr bestes Ergebnis seit ihrer Gründung und wird mit 37,7% stärkste Partei in Berlin.
17. November 1932 Rücktritt des Kabinetts Papen. Ergebnislose Verhandlungen über Regierungsbildung zwischen Hitler und dem Zentrum.
2. Dezember 1932 General von Schleicher wird Reichskanzler.

1933

4. Januar Papen und Hitler treffen sich im Hause des Bankiers von Schroeder im Köln (siehe Dokumentation).
15. Januar Bei der Landtagswahl in Lippe erhält die NSDAP 39,5% der Stimmen, mehr als bei der Reichstagswahl am 6. November 1932 (34,7%), jedoch weniger als bei der vom 31. Juli 1932 (41,1%).
22. Januar Provokatorische Demonstration der NSDAP vor dem Karl-Liebknecht-Haus in Berlin, der Zentrale der KPD. Als Antwort darauf am
25. Januar Massendemonstration der KPD mit ca. 130.000 Teilnehmern.
28. Januar Rücktritt Schleichers.
30. Januar Hindenburg beruft Hitler zum Reichskanzler, Vizekanzler: Papen. Weitere NSDAP-Mitglieder im Kabinett sind zunächst nur Frick (Inneres) und Göring (ohne Geschäftsbereich). Aufruf der KPD zum Generalstreik, der weithin folgenlos bleibt.
- Februar Göring als preußischer Innenminister setzt SA und SS als Hilfspolizei ein.
20. Februar Krupp AG, IG Farben und andere stellen NSDAP und DNVP 3 Mill. RM für die Bekämpfung der KPD zur Verfügung.
27. Februar Reichstagsbrand. In der Nacht zum
28. Februar Eröffnung des systematischen Terrors. Allein in Berlin werden über 1500, im ganzen Reich mehr als 10.000 Reichstagsabgeordnete, Funktionäre und Mitglieder der KPD, z.T. auch der SPD, sowie unabhängige Linksoptionelle verhaftet, unter ihnen E. Mühsam, E. E. Kisch, C. v. Ossietz-

	ky. Notverordnung zum »Schutze von Volk und Staat« (siehe Dokumentation).
5.März	Bei den Reichstagswahlen steigt der Anteil der NSDAP auf 43,9% (17,3 Mill.); die absolute Mehrheit erreicht sie jedoch nur mit Hilfe ihres Koalitionspartners, der DNVP (3,1 Mill. Stimmen, 8,0%). Trotz des Terrors stimmen noch 4,8 Mill. Menschen (12,3%) für die KPD, die SPD kann mit 7,2 Mill. Stimmen (18,3%) ihren Anteil vom November 1932 fast halten.
13.März	Goebbels wird Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda.
21.März	»Tag von Potsdam«. Feier in der Garnisonskirche (siehe das Foto auf S.2). Eröffnung des Reichstages.
23.März	Reichstagssitzung in der Kroll-Oper in Berlin. Die Mandate der 89 KPD-Abgeordneten sind annulliert. Hitler begründet das »Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich« (Ermächtigungsgesetz), das mit den Stimmen der NSDAP und aller bürgerlichen Parteien angenommen wird. Dagegen stimmen lediglich die 94 anwesenden (26 sind bereits verhaftet oder emigriert) SPD-Abgeordneten.
1.April	NSDAP organisiert erstmals Boykott jüdischer Geschäfte.
11.April	Gesetz »zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«.
19.April	Aufruf des Bundesvorstandes des ADGB an die Gewerkschaftsmitglieder zur Beteiligung an den Nazi-Maifeiern.
2.Mai	Nach dem ersten »Tag der nationalen Arbeit« besetzt die SA die Gewerkschaftshäuser, nimmt zahlreiche Verhaftungen vor und beschlagnahmt das Gewerkschaftsvermögen.
10.Mai	Bildung der »Deutschen Arbeitsfront«. Bücherverbrennungen in deutschen Universitätsstädten.
17.Mai	Außenpolitische Erklärung Hitlers im Reichstag gegen das »System von Versailles«, der auch die 65 anwesenden SPD-Abgeordneten zustimmen.
22.Juni	Verbot der SPD.
Juni/Juli	Selbstauflösung der bürgerlichen Parteien.
12.November	Reichstagswahlen und Volksbefragung zum Völkerbundsaustritt mit 92% der abgegebenen Stimmen für die Einheitsliste der NSDAP.
1.September 1939	Einmarsch deutscher Truppen in Polen, Beginn des Zweiten Weltkriegs.

NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Den «Beginn der Barbarei in Deutschland» prophezeite ein 1932 erschienenes Buch von Bernard von Brentano. Zwei Jahre später, im Pariser Exil, machte Rudolf Olden die Frage: «Warum versagten die Marxisten?» zum Titel einer Broschüre, in der er insbesondere die Politik der SPD-Führung in der Weimarer Republik einer schonungslosen Kritik unterwarf. Mit dem Machtantritt Hitlers am 30. Januar 1933 wurde der «Beginn der Barbarei in Deutschland» Buchtitel blutige Wirklichkeit. Dass dies möglich wurde, lag in der Tat am Versagen nicht gerade «der Marxisten», – diese Bezeichnung wäre für die führenden Köpfe der SPD schon damals eine, sagen wir, Schmeichelei, gewesen –, so aber doch der deutschen Arbeiterbewegung, in erster Linie der Führung ihrer drei grössten Organisationen, der SPD, der KPD und der Gewerkschaften. Denn wer sonst, wenn nicht die Arbeiterbewegung, hätte den Sieg des Faschismus in Deutschland mit seinen katastrophalen Konsequenzen verhindern können?

Rosa Luxemburgs Mahnung aus dem Ersten Weltkrieg, dass die bürgerliche Gesellschaft vor dem Dilemma stehe: entweder Übergang zum Sozialismus oder Rückfall in die Barbarei, war ja nicht als bloss propagandistische Formel gemeint. Wut und Empörung über die unmenschlichen Qualen, die der Erste Weltkrieg in den Schützengräben und den Schlachtschiffen für sie selbst und in der Heimat für ihre Angehörigen gebracht hatte, trieben Soldaten und Matrosen Ende 1918 zur Revolte, die, als sie sich unversehens zur Revolution auswuchs, das Kaiserreich stürzte. Freilich: «Der Kaiser ging, die Generäle blieben.» Denn als die Arbeiter- und Soldatenräte im ganzen Reich die Macht an sich zogen, wer stand da auf einmal an ihrer Spitze? Zur grössten Verwunderung erfahrener Zeitgenossen (vgl. z.B. den Beitrag R.Müllers im 2. Band dieser Lesebuch-Reihe) waren es dieselben Sozialdemokraten, die noch wenige Wochen vorher eifrigst Durchhalteparolen verbreitet und der Monarchie Treueschwüre geleistet hatten. Das Bündnis mit den Generälen der alten Reichswehr, das diese Sozialdemokraten dann gegen diejenigen Teile der Arbeiterschaft eingingen, die sich unter «Sozialismus» etwas anderes vorgestellt hatten als *diese* Republik, und die bald zu USPD und KPD übergangen, bedeutete in der Konsequenz die fast bruchlose Übernahme des alten wilhelminischen Staatsapparates mit seinen antirepublikanischen Beamten und Richtern und damit die Konservierung der Macht der ostelbischen Junker, aus deren Milieu Figuren wie Paul von Hindenburg hervorgegangen waren. Nichts kennzeichnet das Dilemma dieser «Republik ohne Republikaner» besser als die Tatsache, dass ausgerechnet ein Repräsentant der antidemokratischen, reaktionären Kräfte des wilhelminischen Zeitalters Nachfolger Eberts als Reichspräsident wurde.

Der bewusste Verzicht auf die Weiterführung der Revolution, das Bündnis mit dem Bürgertum, bedeutete für die Sozialdemokratie den schärfsten Kampf gegen den revolutionär-sozialistischen Teil der Arbeiterschaft, das hiess in der konkreten Situation Nachkriegsdeutschlands: Bürgerkrieg. Diese Situation dauerte bis Ende 1923, bis zum Beginn der «relativen Stabilisierung». Zwischendurch hatte ein Teil der Reaktion erstmals versucht, das

Spiel ohne den lästigen Bündnispartner SPD zu spielen: der Kapp-Putsch im März 1920 scheiterte jedoch an der im Generalstreik zum Ausdruck kommenden ungebrochenen Kampfkraft der deutschen Arbeiterschaft.

Dreizehn Jahre später waren aus der gewaltigen Kampfkraft bei vielen Passivität, Resignation und Müdigkeit geworden. Andere – und ihre Zahl war noch immer nicht gering – hatten noch den Willen zum Widerstand, sogar zum bewaffneten Kampf gegen Hitler. Ihre Kampfbereitschaft schlug jedoch schnell in Verzweiflung und Bitterkeit um, als man sie auf das Signal zum Losschlagen warten liess und dadurch zum Nichtstun verurteilte. Am 1. Mai 1933 konnte Goebbels in seinem Tagebuch notieren: «Morgen werden wir nun die Gewerkschaftshäuser besetzen. Widerstand ist nirgends zu erwarten.» Warum erwies sich die deutsche Arbeiterbewegung mit ihren Riesenorganisationen, den grössten der ganzen Welt, ihren Vereinshäusern, ihrer Presse und ihren Verlagen, all den Dingen, die durch Millionen von Arbeiterroschen über Jahrzehnte hinweg geschaffen worden waren, als ein tönerner Koloss, ein unbeweglicher Riese? (Wir sehen hier ab von den heroischen Taten und Opfern einzelner und kleiner Gruppen, die es natürlich auch gab. Auch der illegale antifaschistische Widerstand über die Gesamtdauer des Dritten Reiches hinweg liegt auf anderer Ebene. Hier geht es um die Tatsache, dass die Klasse und ihre Organisationen den Machtantritt Hitlers nicht verhindert haben, obwohl es sich dabei *nicht* um ein unvermeidliches Naturereignis handelte.) Viele verweisen hier immer noch auf die Spaltung der Arbeiterklasse. In der DDR-Geschichtsschreibung sind es die «sozialdemokratischen Führer», die die Hauptverantwortung für die Aktionsunfähigkeit der Arbeiterklasse tragen, die KPD vertrat danach eine – zumindest «im Wesentlichen» – richtige Politik. Insofern wiederholt man dort eigentlich nur, was schon im April 1933 in der Resolution des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale (in diesem Band vollständig abgedruckt) ausgesagt wurde. Umgedreht lautet die bundesrepublikanische Version:

«Die Machtergreifung ist zu keinem Zeitpunkt vor dem 30. Januar 1933 unabwendbar gewesen, ja, sie hätte bei geschlossener Gegenwehr auch danach noch gestoppt werden können. Wenn Hitler dennoch an die Macht kam und diese behaupten konnte, so lag dies in erster Linie an den damaligen politischen und wirtschaftlichen Eliten, zugleich aber auch daran, dass sich die deutsche Arbeiterbewegung infolge der Politik der Kommunistischen Internationale in einen erbitterten Bruderkrieg verstrickt hatte, der die Kommunisten blind für die wirklichen Gefahren werden liess und die Sozialdemokraten politisch weitgehend manövrierunfähig machte.» *

Dass «die» Kommunisten blind für die wirklichen Gefahren, die von Hitler ausgingen, waren, stimmt so pauschal nicht, und dass die Manövrierfähigkeit der SPD dem erbitterten Bruderkampf mit der KPD geschuldet sei, ist eine Interpretation, die letztendlich die Sozialdemokratie von der

* Wolfgang J. Mommsen, 1933: Die Flucht in den Führerstaat. In: Carola Stern/ Heinrich A. Winkler (Hrsg.), Wendepunkte deutscher Geschichte 1948-1945, Frankfurt/M. 1979, S.115.

Verantwortung freispricht und die Schuld einseitig der Kommunistischen Internationale in die Schuhe schiebt, eine Erklärung, mit der man sich die Sache wirklich zu leicht macht. Sicher ist die Spaltung der Arbeiterbewegung, *weil und soweit sie zur Handlungsunfähigkeit der Arbeiterorganisationen führte*, ein wesentliches Moment zur Erklärung der Machtübernahme Hitlers. Gerade die besten Köpfe der Arbeiterbewegung haben die darin liegende Gefahr frühzeitig erkannt und zur Einheitsfrontpolitik im Abwehrkampf gegen den Faschismus aufgerufen. Aber die Tatsache der Spaltung *als solche*, auch wenn sie zu «erbittertem» (ideologischen) «Bruderkampf» führte, kann keinesfalls als Grund für die Niederlage der Arbeiterbewegung herangezogen werden. Auch während des Generalstreiks gegen den Kapp-Putsch im März 1920 war die Arbeiterbewegung organisatorisch und ideologisch gespalten (sogar dreifach – damals existierte noch die USPD), über alle Parteigrenzen hinweg gelang dennoch die Einigung im Kampf gegen den gemeinsamen Gegner. *Nichts anderes hätte im Prinzip die Einheitsfront gegen Hitler bedeutet*. Kein Sozialdemokrat hätte dazu Kommunist werden müssen und umgekehrt. Kurz vor dem Kapp-Putsch hatte man sich ja auch noch «erbittert» bekämpft (und kurz danach wieder). Aber weder die Führungsspitze der SPD noch die der KPD waren in der Lage (noch konnten sie von ihrer eigenen Basis rechtzeitig dazu gezwungen werden), über ihren eigenen Schatten zu springen.

Die SPD-Spitze bejegnete der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler mit derselben Haltung, mit der ihr Führer Ebert 1918 in die Revolution gegangen war. «Mitbürger! Ich bitte Euch alle dringend, verlasst die Strassen! Sorgt für Ruhe und Ordnung.» So endete Eberts erste «revolutionäre» Proklamation vom 9. November 1918. Das bedeutete damals, als die SPD an der Spitze der Bewegung stand, Abwürgen der Revolution und den Tod der Rätebewegung. 1933 aber war die SPD, wie ihr Führer Otto Wels später selbst sagte, das Objekt der historischen Bewegung. Jetzt bedeuteten die von ihr herausgegebenen Parolen «Bereit sein ist alles!» und «Disziplin und Ruhe bewahren» ein Signal für die Nazis, dass man die Sozialdemokratie ungehindert werde zerschlagen können. «Sie begehen Selbstmord aus Angst vor dem Tode», so hatte ein führender österreichischer SPD-Politiker das Verhalten seiner deutschen Genossen schon 1931 charakterisiert. Der bedingungslose Legalismus der SPD hatte sich mit aller Deutlichkeit schon am 20. Juli 1932 gezeigt, als Reichskanzler Papen mit Hilfe einer Notverordnung des Reichspräsidenten, gestützt auf den berühmterbüchtigten Art. 48 der Verfassung, die sozialdemokratisch geführte preussische Minderheitsregierung unter Otto Braun aus dem Amt geworfen hatte. Nur der Gewalt werde man weichen, hatte die SPD erklärt, und sich dann allgemein lächerlich gemacht, als ihr Widerstand gegen diesen offenen Verfassungsbruch darin bestand, dass sie – das Leipziger Reichsgericht gegen die Massnahme der Reichsregierung anrief. Viele zeitgenössische Beobachter meinten, dass sich bereits am 20. Juli 1932, nicht erst am 30. Januar 1933, das Schicksal der Weimarer Republik entschieden habe.

Die KPD auf der anderen Seite war zwar in den Wahlen seit 1924 ständig stärker geworden; ihre Wählerzahl hatte sich von 2,7 Mill, auf knapp 6

Mill, im November 1932 erhöht. Diesem Anwachsen auf der parlamentarischen Ebene stand jedoch ihr offensichtlich sinkender Einfluss in den Betrieben und Gewerkschaften entgegen. Zweifellos war dies z.T. darauf zurückzuführen, dass unter denen, die in den Jahren der Weltwirtschaftskrise seit 1929 entlassen wurden, in den meisten Fällen zuerst die KP-Kader waren. Zum grössten Teil jedoch hatte sich die KPD selbst um diesen Einfluss gebracht durch ihre sektiererische RGO-Politik, mit der sie sich innerhalb der Gewerkschaften isolierte, erst recht aber dadurch, dass sie seit 1930 in wachsender Masse ausserhalb der Gewerkschaften eigene Organisationen aufbaute. Zur Isolation und zur Verhinderung des Zustandekommens der Einheitsfront führte auch ihre «Sozialfaschismus»-These, nach der SPD und Nationalsozialismus Zwillinge seien; noch lange Zeit nach Hitlers Machtergreifung hielt die Kommunistische Internationale die Behauptung aufrecht, die Sozialdemokratie sei «die soziale Hauptstütze der Bourgeoisie». In völliger Verkennung der Realität sprach die KPD in ihrem Aufruf vom 30. Januar 1933 allen Ernstes von einem «machtvollen revolutionären Aufschwung der Massen»!

Sowohl SPD als auch KPD sahen die Funktion des Faschismus darin, in einer Situation der ökonomischen Zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft, die durch die Weltwirtschaftskrise hervorgerufen worden war, das kapitalistische System zu retten. Freilich war diese Erkenntnis vor dem Hintergrund der italienischen Erfahrung nicht allzu schwer. Was beide *nicht* sahen, war die neue, spezifische Form, in der dies geschah und die den Faschismus wesentlich von allen vorangegangenen diktatorischen Herrschaftssystemen unterschied: *die völlige Zerschlagung sämtlicher Arbeiterorganisationen jedweder Art* (der Faschismus kann auch die friedlichste reformistische Organisation nicht dulden) – in der Folge schliesslich die Zerstörung aller anderen autonomen gesellschaftlichen Organisationen – *durch die faschistischen Organisationen, die ihrerseits erstmals kleinbürgerliche Massen* (ein buntes Gemisch aus Bauern, Beamten, Angestellten, Arbeitslosen und Lumpenproletariat usw.) *permanent mobilisieren können, und zwar auf der Basis einer in sich völlig widersprüchlichen, in der praktischen Konsequenz reaktionären, aber an realen Bedürfnisse* (die «antikapitalistische Sehnsucht der Massen» u.ä.) *anknüpfenden Ideologie*.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle der Frage im Einzelnen nachzugehen, woher der Faschismus seine Anziehungskraft auf Millionen von Menschen – über Jahre hinweg, und einige Zeit nach der Machtergreifung auch auf Teile der Arbeiterschaft – bezog. Aber der Sieg Hitlers wäre unmöglich gewesen, wenn diese Menschen, die durch die Krise der bürgerlichen Gesellschaft radikalisiert worden waren, in den Organisationen und Zielen der Arbeiterbewegung eine realistische Alternative gesehen hätten. Stattdessen gingen sie nach rechts. Das Ergebnis ist bekannt. Dass der Sieg Hitlers Krieg bedeutete, wussten klarsichtige Köpfe schon 1933.

Rosa Luxemburg schrieb 1916: «Noch ein solcher Weltkrieg, und die Aussichten des Sozialismus sind unter den von der imperialistischen Barbarei aufgetürmten Trümmern begraben.» War Rosa Luxemburg zu pessimistisch?

LITERATURHINWEISE

Eine kurze, gut lesbare, wenn auch in vielen Punkten angreifbare Darstellung des Wegs zur Machtergreifung gibt Wolfgang J. Mommsen, 1933: Die Flucht in den Führerstaat, in: Carola Stern/ Heinrich August Winkler (Hrsg.), Wendepunkte deutscher Geschichte 1848-1945, Frankfurt/M. 1979, S.1 11-138 (Fischer Taschenbuch). Eine umfassende Darstellung auf der Basis des «Totalitarismus»-Modells geben Karl Dietrich Bracher/ Wolfgang Sauer/ Gerhard Schulz, Die nationalsozialistische Machtergreifung. Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34, Köln und Opladen 1962 (Taschenbuchausgabe Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1973). Eine Sammlung wichtiger Aufsätze und eine gute Bibliographie enthält Gotthard Jasper (Hrsg.), Von Weimar zu Hitler 1930-1933, Köln 1968. Zur Auflösung des Parteiensystems – insbesondere auch der SPD und KPD – siehe Erich Matthias/Rudolf Morsey (Hrsg.), Das Ende der Parteien 1933, Düsseldorf 1960 (Taschenbuchausgabe Königstein/T. 1979). Dort sind auch wichtige Dokumente abgedruckt. Den Beitrag über die KPD gibt es in erweiterter und überarbeiteter Fassung jetzt auch als Taschenbuch: Siegfried Bahne, Die KPD und das Ende von Weimar. Das Scheitern einer Politik 1932-1935, Frankfurt/New York 1976.

An Quellensammlungen sind zu nennen Wolfgang Michalka/Gottfried Niedhart (Hrsg.), Die ungeliebte Republik. Dokumentation zur Innen- und Aussenpolitik Weimars 1918-1933, München 1980 (dtv), S.267-362, für die Jahre 1930-1933; für den Aufstieg des Faschismus bis zur Machtergreifung die Materialiensammlung von Ernst Deuerlein (Hrsg.), Der Aufstieg der NSDAP in Augenzeugenberichten, München 1978 (dtv); umfangreich, aber teilweise unzulänglich und überholt Walther Hofer (Hrsg.), Der Nationalsozialismus, Dokumente 1933-1945, Frankfurt/M. 1957 u.ö. (Fischer Taschenbuch); umfangreich und äusserst preiswert Reinhard Kühnl, Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten, Köln 1978; ferner zu Einzelaspekten Walther Hofer u.a. (Hrsg.), Der Reichstagsbrand, Band 1, Berlin 1972, Band 2 1978, sowie Carsten Nicolaisen (Bearb.), Dokumente zur Kirchenpolitik des Dritten Reiches, Band 1: Das Jahr 1933, München 1971.

Zur Rolle der Industrie bei der Machtergreifung und zum Verhältnis Kapital / Nationalsozialismus im Allgemeinen siehe Eberhard Czichon, Wer verhalf Hitler zur Macht? Köln 1979; Henry A. Turner jr., Faschismus und Kapitalismus in Deutschland, Göttingen 1972; Alfred Sohn-Rethel, Ökonomie und Klassenstruktur des deutschen Faschismus, Frankfurt/M. 1973 (édition suhrkamp); Dirk Stegmann, Kapitalismus und Faschismus in Deutschland 1929-1934, in: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 6, Frankfurt/M. 1976, S.19-91 (édition suhrkamp); Eike Hennig, Bürgerliche Gesellschaft und Faschismus in Deutschland. Ein Forschungsbericht, Frankfurt/M. 1977 (édition suhrkamp).

Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vor allem Eike Hennig, Thesen zur deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1933-1938, Frankfurt/M. 1973 (édition suhrkamp). Zum Verhältnis des Nationalsozialismus zu den anderen Klassen und Sozialgruppen siehe auch Heinrich August Winkler, Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus, Köln 1972; Rudolf Heberle, Landbevölkerung und Nationalsozialismus, Stuttgart 1963; Timothy W. Mason, Sozialpolitik im Dritten Reich, Köln-Opladen 1977.

Zur Zerschlagung der Gewerkschaften speziell Hans-Gerd Schumann, Nationalsozialismus und Gewerkschaftsbewegung. Die Vernichtung der deutschen Gewerkschaften und der Aufbau der «Deutschen Arbeitsfront», Hannover/Frankfurt/M. 1958; Gerhard Beier, Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933, Frankfurt/M./Köln 1975. Dokumente zum Verhalten der Gewerkschaftsführung nach Hitlers Machtantritt auch bei Hannes Heer, Burgfrieden oder Klassenkampf. Zur Politik der sozialdemokratischen Gewerkschaften 1930-1933, Neuwied und Berlin 1971, S. 164-207 (Sammlung Luchterhand).

Zum Beginn des antifaschistischen Widerstandes Hans J. Reichhardt, Möglichkeiten und Grenzen des Widerstandes der Arbeiterbewegung, in; Walter Schmitthenner/Hans Buchheim (Hrsg.), Der deutsche Widerstand gegen Hitler, Köln/ Berlin 1966; Günther Weisenborn (Hrsg.), Der lautlose Aufstand. Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes 1933-1945, Hamburg 1953 (4. verb. A. 1974). Den proletarischen Widerstand stellt in romanhafter Form Jan Petersen, Unsere Strasse, Berlin 1947, Neuausgabe München 1978, dar.

Der SPD-Reichstagsabgeordnete und spätere bayrische Ministerpräsident Wilhelm Hoegner schildert die Politik der SPD im Jahre 1933 in: Flucht vor Hitler. Erinnerungen an die Kapitulation der ersten deutschen Republik 1933, München 1977 (Taschenbuchausgabe Frankfurt/M. 1979). Aufschlussreich sind auch die auf die Vorgänge 1933 sich beziehenden Stellen in den autobiographischen Aufzeichnungen von Wolfgang Abendroth, Ein Leben in der Arbeiterbewegung, Frankfurt/M. 1976 (édition suhrkamp); Karl Retzlaw, Spartakus. Aufstieg und Niedergang. Erinnerungen eines Parteiarbeiters, Frankfurt/M. 1971 u.ö.; Oskar Hippe,...und unsere Fahr' ist rot. Erinnerungen an sechzig Jahre in der Arbeiterbewegung, Hamburg 1979.

Eine gute Gesamtdarstellung aus der Perspektive der neueren westdeutschen Forschung mit starker Gewichtung des Umbruchs von 1933 liefert Martin Broszat, Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung, München 1969 u.ö. (dtv). Nach wie vor unübertroffen, aber die Machtergreifung vernachlässigend: Franz Neumann, Behe-moth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933-1944, Frankfurt/M. 1977 (zuerst englisch 1942 bzw. 1944).

AUTORENREGISTER

Dimitroff, Georgi (1882-1949). Bulgarischer Kommunist, nach Deutschland emigriert. 1933 im Reichstagsbrandprozess angeklagt und vom Reichsgericht freigesprochen. 1933-1942 Generalsekretär der Kommunistischen Internationale. 1946-1949 bulgarischer Ministerpräsident.

Ehrenburg, Ilja (1891-1967). Sowjetischer Schriftsteller. Wurde im Deutschland der 20er Jahre durch seine im Malik-Verlag veröffentlichten Romane und Reportagenbände bekannt («Julio Jurenito», «Das Leben der Autos», «Die heiligsten Güter» u.a.). Der Titel seines Romans «Tauwetter» (dt. 1957) wurde zu einem geflügelten Begriff. Seine Reportagen über die Weimarer Republik enthält der Band «Visum der Zeit» (1931).

Graf, Oskar Maria (1894-1967). Schriftsteller, sein Werk «Wir sind Gefangene» (1927, autobiographische Aufzeichnungen u.a. über seine Teilnahme an der Münchner Räterepublik) machte ihn bekannt. 1933 ins Exil nach Wien, 1934 in die Tschechoslowakei, 1938 New York, wo er bis zu seinem Tode lebte. Neuauflage seiner Werke im Süddeutschen Verlag, München.

(«*Ende einer bewegten Zeit*») ist der zweite Teil des gleichnamigen Schlusskapitels aus Graf's Autobiographie «Gelächter von aussen».)

Grosz, George (1893-1959). Maler und Zeichner. Seine sozialkritischen Zeichnungen aus der ersten Hälfte der 20er Jahre (Sammelbände u.a.: «Das Gesicht der herrschenden Klasse», «Abrechnung folgt») machten ihn weltberühmt. Januar 1933 nach USA. Kurz nach der Rückkehr nach Berlin im Juli 1959 Tod durch Herzschlag.

Hermlin, Stephan (geb. 1915, lebt in der DDR). Lyriker und Erzähler. 1931 Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes. Bis 1936 illegaler antifaschistischer Widerstand, dann Emigration. In der Bundesrepublik Ausgaben seiner Werke beim Klaus Wagenbach Verlag, Berlin.

(«*1. Mai 1933*», – Überschrift vom Herausgeber)

Jung, Franz (1888-1963). Schriftsteller. Aktiv in den Kreisen des politischen Expressionismus um Franz Pfemfert (Zs. «Aktion») und Wieland Herzfelde (Malik-Verlag). Anfang der 20er Jahre politische Romane («Die rote Woche») und Theaterstücke, Russlandreisen, Funktionär der «linkskommunistischen» KAPD. Nach 1933 Widerstand, 1936 Verhaftung, 1938 Flucht nach Budapest, 1945 KZ Bozen.

Neuausgabe seiner Autobiographie «Der Weg nach unten» 1979 als Sonderband der Zs. «Republik» im Verlag Zweitausendeins, Frankfurt/M.

Kaminski, Hams-Erich (geb. 1899). Linkssozialistischer Publizist, vor 1933 Mitarbeiter der «Weltbühne». 1933 Emigration nach Frankreich, Teilnehmer am Spanischen Bürgerkrieg, 1941 Argentinien. Veröffentlichte u.a. «Ceux de Barcelone» (Paris 1937).

Kantorowicz, Alfred (1899-1979). Publizist, Essayist. 1931 KPD, 1933 Emigration, im Spanischen Bürgerkrieg Offizier der Internationalen Brigaden. 1941 USA, 1946 Rückkehr nach Deutschland. Herausgeber der Zeitschrift «Ost und West» (Nachdruck 1979), 1950 Professor an der Ostberliner Humbolt-Universität, 1957 politisches Asyl in der Bundesrepublik.

Kisch, Egon Erwin (1885-1948). Journalist, der Titel seines Buches «Der rasende Reporter» (1925) wurde zum Begriff und Kischs Ehrenbezeichnung. Bis 1933 zahlreiche Reportagenbände, u.a. über Reisen in die Sowjetunion und China. 1933 Verhaftung, Freilassung aufgrund seiner tschechoslowakischen Staatsangehörigkeit. Fortsetzung des antifaschistischen Kampfes in Paris, Spanischer Bürgerkrieg, 1940 bis zu seiner Rückkehr nach Prag (1946) in Mexiko.

Krupp von Bohlen und Halbach, Gustav (1870-1950). Grossindustrieller.

Langhoff, Wolfgang (1901-1966). Schauspieler und Regisseur. 1928 KPD-Mitglied, 1933 Verhaftung, 13 Monate Konzentrationslager, 1934 Flucht in die Schweiz. 1934-1945 am Schauspielhaus in Zürich, 1945 Rückkehr nach Deutschland, 1946-1963 Intendant des Deutschen Theaters, Ostberlin.

Lania, Leo (1896-1961). Im Berlin der 20er Jahre Mitarbeiter der Zs. «Weltbühne» und «Tagebuch», Reportagenbände für den Malik-Verlag, Dramaturg im Piscator-Kollektiv, aktiv im «Volksfilmverband» (Regisseur von «Hunger in Waldenburg»). Veröffentlichte u.a. «Der Hitler-Ludendorff-Prozess» (1925). 1933 Emigration nach Österreich, Frankreich, 1934 bis 1936 England, 1939 Internierung in Frankreich, 1940 Flucht in die USA, dort publizistische Tätigkeit. Nach Kriegsende Rückkehr nach Deutschland.

Ley, Robert (1890-1945). 1933-1945 Reichsleiter der «Deutschen Arbeitsfront» (DAF), 1945 Selbstmord.

Lommer, Horst (1904-1969). Publizist, Lyriker. Ab 1946 Mitarbeit an der neugegründeten «Weltbühne» in Ostberlin. Veröffentlichte ausser dem 1933 bis 1945 entstandenen Gedichtzyklus «Das Tausendjährige Reich» (1946) den Sammelband «Von Zeit zu Zeit» (1949).

Olden, Rudolf (1885-1940). Seit 1930 Rechtsanwalt in Berlin, verteidigte u.a. Carl von Ossietzky. Mitherausgeber und politischer Redakteur des «Berliner Tageblatts». 1933 Emigration nach Prag, 1934 Paris, England, Vorlesungen in Oxford. 1940 kurze Internierung. Ertrank bei der Überfahrt in die USA bei einem Torpedoangriff auf sein Schiff. Veröffentlichte u.a.: «Hindenburg oder Der Geist der preussischen Armee» (Paris 1935).

Ossietzky, Carl von (1889-1938). Publizist, seit 1926 Mitarbeiter, dann Chefredakteur der «Weltbühne». 1931 vom Reichsgericht zu eineinhalb Jahren Gefängnis verurteilt, 1933 Verhaftung, KZ. Noch im KZ 1936 Frie-

densnobelpreisträger. Nach der KZ-Haft Sanatoriumsaufenthalt unter Nazi-Aufsicht, starb an den Folgen der Haft.

Ottwalt, Ernst – d.i. Ernst Gottwalt Nicolas – (1901-1943). Romanautor und Erzähler. Veröffentlichte vor 1933 u.a. den Justizroman «Denn sie wissen was sie tun» (1931) und die Untersuchung «Deutschland erwache! Geschichte des Nationalsozialismus» (1932). KPD-Mitglied. 1933 Emigration über Dänemark, Tschechoslowakei nach Moskau (1934). Dort 1936 wegen angeblicher Spionage verhaftet und zum Tode verurteilt, in einem sowjetischen Lager gestorben.

Regler, Gustav (1898-1963). 1928 KPD, bis 1933 freier Schriftsteller in Berlin. 1933 Emigration nach Frankreich, 1936 im Spanischen Bürgerkrieg bei den Internationalen Brigaden. 1938 Frankreich, 1939/40 Internierung, 1940 Flucht über die USA nach Mexiko, Bruch mit der Kommunistischen Partei. Sein Spanien-Roman «Das grosse Beispiel» erschien 1976 erstmals in deutscher Sprache.

(«*Mitteleuropa schrumpft*» – Überschrift vom Herausgeber)

Rosenberg, Arthur (1889-1943). 1914 Privatdozent für alte Geschichte an der Berliner Universität, 1918 USPD, 1920 KPD, 1924 Mitglied der Zentrale der KPD und Reichstagsabgeordneter. Zunächst Vertreter des «ultralinken» Parteiflügels, später eher «rechte» Positionen, 1927 Austritt. In der Folge Verfasser historischer Werke, u.a. «Die Entstehung der deutschen Republik» (1928) und «Geschichte der deutschen Republik» (1935). 1933 Emigration nach England, 1937 USA, Professor in Brooklyn.

Schlotterbeck, Friedrich (1909-1979). Hörspielautor, Dramatiker, Erzähler. Ursprünglich Tischler, Mitglied, später Redakteur einer Zeitschrift des Kommunistischen Jugendverbandes. Ab 1933 illegale antifaschistische Tätigkeit, Verhaftung, 1934-1937 Zuchthaus, 1937-1943 KZ, 1944 Flucht in die Schweiz. Juni 1945 Rückkehr nach Deutschland, 1948 Übersiedlung in die damalige SBZ.

(«*Begegnung in der Eisenbahn*» – Überschrift vom Herausgeber)

Stampfer, Friedrich (1874-1957). Seit 1900 Redakteur an SPD-Parteizeitungen. 1916-1919, 1920 bis zum Verbot durch die Nazis im Frühjahr 1933 Chefredakteur des «Vorwärts», des SPD-Zentralorgans. 1933 Emigration in die Tschechoslowakei, dort Chefredakteur des bis 1938 erschienenen «Neuen Vorwärts», 1938-1940 Paris, danach über Lissabon in die USA, 1948 Rückkehr nach Westdeutschland. Stets auf dem rechten SPD-Flügel.

Sternberg, Fritz (1895-1963). Schriftsteller, marxistischer Wirtschaftstheoretiker (Hauptwerk: «Der Imperialismus», 1926), 1931 Gründungsmitglied der SAP (Sozialistische Arbeiterpartei). 1933 Emigration, bis 1936 in Basel, dann in Paris Mitglied der SAP-Auslandsleitung. Seit 1939 in den

USA, nach 1945 zeitweise auch in der BRD, Mitarbeiter an der Gewerkschaftspresse.

Trotzki, Leo (1879-1940). Seit 1896 in der russischen revolutionären Bewegung. 1905 einer der Vorsitzenden des Petersburger Arbeiterrats. Verbannung nach Sibirien, Flucht, 1907 Exil in Wien, 1914 Paris, 1917 New York, am 4. April Rückkehr nach Petrograd, Juli Beitritt zu den Bolschewiki, Anfang Oktober Vorsitzender des Petrograder Sowjets. Mit Lenin Führer der Oktoberrevolution, Volkskommissar für Äusseres, Gründer und Oberbefehlshaber der Roten Armee. Seit 1923 innerparteiliche Opposition, 1926 Ausschluss aus dem Politbüro, 1927 aus der Partei, 1928 Verbannung nach Sibirien, 1929 Ausweisung in die Türkei. 1933 Frankreich, 1935 Norwegen, 1937 Mexiko. 1938 Gründung der IV. Internationale. In seinem Haus in Mexiko durch einen CPU-Agenten ermordet.

Weinert, Erich (1890-1953). Lyriker und Übersetzer. Seit 1924 Mitarbeit an den satirischen Zeitschriften der Linken, 1929 KPD-Beitritt. Bedeutendster Vertreter der Agitpropdichtung in den 20er Jahren. 1933 Emigration in die Schweiz, Frankreich, 1935 Moskau, 1937 im Spanischen Bürgerkrieg, 1939 Flucht aus dem französischen Internierungslager. In der Sowjetunion Propagandatätigkeit an der Ostfront, Mitbegründer des Nationalkomitees «Freies Deutschland», 1945 Rückkehr nach Ostberlin.

Weiss, Leo (Lebensdaten nicht zu ermitteln). Mitarbeiter der «Roten Fahne», des Zentralorgans der KPD, seit 1927. Der (für den vorliegenden Band leicht gekürzte) Beitrag «Die Nacht der Provokation» ist die einzig nachweisbare Arbeit des Autors im Exil.

Wels, Otto (1873-1939). 1891 SPD-Mitglied, seit 1906 Gewerkschafts- bzw. Parteisekretär, 1912-1918 Reichstagsmitglied, Nov./Dez. 1918 Berliner Stadtkommandant, seit Juni 1919 einer der SPD-Parteivorsitzenden, seit 1920 Reichstagsmitglied. Vertreter des rechten SPD-Flügels. Am 30. März 1933 trat er aus dem Büro der Sozialistischen Arbeiter-Internationale aus, um den Nazis keine Vorwände zur Unterdrückung der SPD zu geben. Nach seiner Emigration über Saarbrücken nach Prag erklärte er seinen Wiedereintritt. Im Exil gehörte er wiederum dem Parteivorstand an. Starb in Paris.

Der Verlag dankt allen Autoren, Rechtsnachfolgern bzw. ihren Verlagen für die freundlicherweise erteilte Abdruckgenehmigung. In Fällen, wo es uns nicht gelungen ist, die Rechtsinhaber abgedruckter Beiträge zu ermitteln, ist der Verlag bereit, nach Anforderung begründete Ansprüche abzugelten.

INHALT

Rudolf Olden: In die Macht.....	5
Das Treffen zwischen Hitler und Papen am 4. Januar 1933.....	22
Friedrich Stampfer: Schleichers Sturz, Hitlers Ernennung und der Reichstagsbrand	26
Horst Lommer: Tag der Machtergreifung	34
Ernst Ottwalt: «Revolution» im Kaiserhof	35
Gustav Regler: Mitteleuropa schrumpft.....	52
Aus dem Protokoll der ersten Sitzung des Kabinetts Hitlers am 30. Januar 1933	54
Aus dem Aufruf der KPD zum Generalstreik am 30. Januar 1933	57
Aufruf des Vorstands der SPD und der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion vom 31. Januar 1933	58
Carl von Ossietzky: Kamarilla	59
Oskar Maria Graf: Ende einer bewegten Zeit	61
Hanns - Erich Kaminski: Nüchterne Betrachtung	67
Hanns - Erich Kaminski: Die neue Luft	71
Leo Lania: Wie lange?.....	74
Leo Weiss: Die Nacht der Provokation.....	82
Horst Lommer: Der Reichstag brennt.....	86
Der Brand	87
Aus der «Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat» vom 28. Februar 1933	90
Alfred Kantorowicz: Der Reichstagsbrand — Auftakt zur Weltbrandstiftung.....	91
Wolfgang Langhoff: Die Verhaftung	101
Arthur Rosenberg: Der Faschismus bei den Wahlen	107
Egon Erwin Kisch: Letzter Tag in Deutschland	110
Leo Trotzki: Hitlers Sieg — die Schande der Arbeiterführer.....	116
George Grosz: Brief an Felix Weil	120
Die «Debatte» um das Ermächtigungsgesetz vor dem Reichstag	121
Aus dem «Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich» (Ermächtigungsgesetz vom 23. März 1933).....	145